.o. germ. 1003 m-3

[Naubert]

<36602906300017

<36602906300017

Bayer. Staatsbibliothek

Neue Volksmährchen der Deutschen.

Drittes Bändchen.

Leipzig,

in der Weygandschen Buchhandlung.

1792.

210 – Cg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Fischer.

Es saßen drey Fischer am Donaustrand; der Tag begann sich zu neigen. Der Strom warf die tausendfach spielenden Farben der scheidenden Sonne lieblich zurück, der Abglanz des aufgebenden Abendsterns blinkte auf der ruhigen Fluth, die, vom Abendwinde bewegt, einen Kahn, der nah am Ufer an einem Baum befestigt war, sanft hin und herwogte. Er war das Eigenthum des ältesten der drey Gesellen, die hier bey ihren Netzen die Nacht durchwachen, und dann das Beste von dem Fischzuge, den sie gegen den Morgen erwarteten, gen Kalenberg zum Markgrafen von Oesterreich bringen sollten, dessen Hausfrau, Frau Agnes, die guten Donaufische immer freygebig zu bezahlen pflegte.

Ihr werdet aus diesem Eingange, meine Leser, nach eurer Weisheit sehr leicht merken, daß euch die jüngste der Musen, die Mährchenerzählerin, weder an die schwäbischen Ufer der Do-

nau geführt hat, wo sie, kaum noch ein Fluß zu nennen, zwischen dürrem Sande rinnt, noch wo St Nikolas an ihrem wilden Strudel wacht, noch wo sie sich mit majestätischem Brausen ins schwarze Meer ergießt, sondern in jene lachenden Gegenden, wo jetzt das hochthürmichte Wien sich in ihren Fluthen bespiegelt.

Wien war zu jenen Zeiten, in welche unsere Sage fällt, den düstern Zeiten des zwölften Jahrhunderts, nicht mehr das berühmte Vindobona der Alten, auch noch nicht die prächtige Kaiserstadt, die sie jetzt ist, sondern ein wüster unbebauter Fleck, auf welchen die Markgrafen von Oesterreich ein Jägerhaus gebaut hatten, das sie mit Birken und andern wilden Bäumen umpflanzten und den Birkhof nannten; einige kleinere Gebäude lehnten sich an seine Mauer; dort thürmte sich ein stolzes Kloster empor, und an seiner Seite stand die alte Residenz der Herzoge von Oesterreich, so wie etwas weiter abwärts nach dem Strom hinunter, sich eine Reihe Fischerhütten zog, in welche auch unsere vorerwähnten Drey zu Hause gehörten.

Schweigend, in eigene Gedanken vertieft, oder auch wohl gar nichts denkend, hatten sie lang gesessen; es ward immer düsterer, der Schlaf begann sie zu beschleichen, da wurden

sie eins, ihn durch Sang oder Erzählung denkwürdiger Geschichten zu vertreiben, und Mainhard, der jüngste unter ihnen, wurde zuerst aufgefordert, das Seine zu leisten; aber der arme Bube hatte kaum zwanzig Sommer die Welt gesehen, war wenig Meilen weiter gekommen als seines Vaters Fischhandel reichte, und konnte also von eigenen Erfahrungen nichts, und von fremden nur so viel sagen, als seinen beyden Gefärthen, aus deren Munde er sie hatte, bereits bekannt war. Doch er wußte ein schönes Lied zu singen, das ein neuerer Dichter in unsern Zeiten in liebliche Reime und Gesangsweise gebracht und dadurch seinen Werth entschieden hat. Es handelte von einem Fischerknaben, den eine blonde Nixe mit verführerischen Worten hinab in die Tiefe lockte, von wo er nimmer wieder in die Oberwelt zurückgekehrt seyn soll. Mainhard sang es ein, sang es zweymal, bis die beyden Alten, sein Vater und sein Oheim des Dinges müde wurden, und ihn schweigen hießen.

Hört, begann darauf der erste bedacht einen unterhaltendern Weg einzuschlagen, wie wir so hier sitzen, dort das Kloster und die alte markgräfliche Burg uns gegenüber, so fällt mir ein, wie in meinen jungen Jahren alles so ganz anders war, und was ich auf meinen Heerszügen

mit unsers Herrn Vater und Großvater für Dinge erfuhr. Du, Veit, kannst hiervon nicht viel wissen, du kommst wenig von den Netzen, auch spricht man ungern von den Geschichten großer Herrn, wenns einen nicht so eine vertrauliche Stunde wie die gegenwärtige aus dem Munde lockt.

Erzähle Bruder! rief Veit! Erzählt Vater, stimmte Mainhard ein, und der alte Martin begann.

Die Welt, sagt man, wird älter, aber nicht frömmer; richtig gesagt, doch mit Einschränkung, ich weis Euch Thaten in meiner Jugend, die man in der heutigen für unglaublich halten würde, wenn man dem Erzähler nicht trauen dürfte. Wer würde zum Beyspiel unserer gnädigen Frau, Frau Agnesen, solch Herzleid zufügen, als zu meiner Zeit zwey Markgräfinnen von Oesterreich widerfuhr? Welcher Fürst unter den jetztlebenden sich so muthwillig in Schimpf und Schande stürzen, als zwey Fürsten in meinen Tagen thaten?

Unsers Herrn des Markgrafen Vater, Herr Leopold, hatte einen Bruder, Namens Albert, beydes mächtige Fürsten und gute Ritter, angesehen bey kaiserlicher Majestät, und der Kirche

getreue Söhne. Markgraf Leopold hatte demohngeachtet noch mehr Liebe, Ansehen und guten Ruf, als Markgraf Albert, dem hier und da einer dem andern ins Ohr den Namen des Leichtsinnigen gab; ob er es war, das beweise diese Geschichte.

Markgraf Leopold, wegen seiner einnehmenden Heldengestalt mit Recht der Schöne zubenamt, buhlte mit seinem Bruder zugleich um Kaiser Heinrichs Schwester, die holde Itha, und gewann ihm ohne Mühe ihr Herz und ihre Hand ab, das verdroß Alberten, er zog heim mit grimmigem Zorn und sinnend auf Rache. — In Leopolds Herzen war kein Trieb, der ihn bey einem andern heimliche Bosheit vermuthen ließ, er scheute seinen beleidigten Bruder nicht, sondern beklagte nur dieses, daß, seit Itha Markgräfin von Oesterreich war, Albert seine Burg nicht wieder gesehen hatte und mit ihm wie mit einem Fremden lebte.

Tausend Anschläge zur Wiedervereinigung wurden von Seiten des gutmüthigen Leopolds gemacht, nichts, selbst Alberts erboßte Hartnäckigkeit nicht war ihnen so entgegen, als das Bitten der Markgräfin, welche ein Schauer anwandelte, so oft sie nur an Albert gedachte. Laß ihn, flehte sie ihren Gemahl, laß ihn den fürchterlichen Mann! Willst du den Löwen her=

bey locken deine Heerde zu zerreißen, oder den wilden Bergstrom hereinleiten deine Fluren zu verderben?

Leopold lächelte zu den Besorgnissen der Markgräfin und tröstete sie; auch gelang es ihm einst, als er persönlich nach Perneck zog, seinem Bruder Versöhnung anzutragen und ihn zu einem frohen Bundesfeste einzuladen. Alberts Herz ward erweicht, er sagte zu, und ehe drey Tage verliefen, war er vor Leopolds Burg, die man ihm unverzüglich öfnete und ihn in Abwesenheit des Markgrafen zu seiner Gemahlin führte. Leopold war diesen Morgen mit allen seinen Reisigen auf die Jagd gegangen, um seinem Gaste, dessen er erst morgen gewärtig war, ein köstliches Wildpret vorsetzen zu können, die Bedienten des Hauses waren mit andern Zubereitungen auf das morgende Fest beschäftigt, und die Dirnen der Markgräfin ordneten den Schmuck ihrer Gebieterin, so daß Albert die schöne Itha gar allein fand.

Sie zitterte nicht, da sie ihn erblickte, denn sie glaubte in ihm ihren Gemahl zu sehn, ein zauberischer Mönch hatte Alberten die schöne Gestalt seines Bruders Leopold geliehen, und man denke, mit welchem Entzücken der boshafte Fürst sich von Itha umarmt und mit all den süßen

Namen bewillkommt sahe, die sie ihrem Gemahl beyzulegen pflegte. — Wie so bald, mein Theurer? fragte sie schmeichelnd; war dein Jagdglück heute so groß, oder wolltest du nur einmal dein treues Weib unvermuthet überraschen, um zu sehen, wie sie sich in ihrer Einsamkeit betrage?

Der falsche Leopold schützte schnelle Unpäßlichkeit vor, und verlangte in derselben nur von ihren Händen gepflegt zu seyn.

Während Itha ihres vermeinten Herrn Befehl erfüllte, ward Markgraf Leopold mit seinen Jägern im Walde durch wunderliche Abentheuer aufgehalten bis an den andern Morgen; ich war mit unter den Jägerpurschen, und kann wohl sagen, daß, so jung und unerfahren ich damals war, mir doch alles, was uns Schlag auf Schlag zustieß, unsern Heimzug zu verzögern, wie Zauberwerk vorkam, wie es denn auch wohl seyn mochte; — Als die Morgenröthe anbrach, verschwanden die Schattenbilder, mit welchen wir eine ganze Nacht gekämpft hatten. Von dem Ungewitter, das wir überstanden zu haben glaubten, war keine Spur mehr vorhanden und die Irrgänge des Waldes, die uns bisher den Rückzug nach dem Schlosse versperrten, waren jetzt so schnell aus einander gewickelt, daß wir den Weg

dahin, in weniger als einer halben Stunde zurück legten.

Leopold fand seine Gemahlin mit der Verzweiflung ringend, der Zauber des Mönchs, der Alberts verbrecherische Liebe begünstigt hatte, dauerte nicht länger als bis zu den ersten Strahlen der Morgenröthe. Der nehmliche Augenblick, der uns im Walde von unsern Banden befreyte, hatte auch Alberts Truggestalt zernichtet. Itha sah sich, als sie erwachte, nicht in den Armen ihres Gemahls, sondern seines ruchlosen Bruders, der mit teuflischem Lächeln von ihr schied, und sie ohnmächtig hinterließ. Von dem Innern dieses Geheimnisses hatten wir damals nur Muthmaßungen, denn die Klugheit des beleidigten Ehepaars wollte es, daß die Sache bis zum Augenblick der Wiedervergeltung mit dem dichtsten Schleyer verhüllt blieb, und Rache und Wiedervergeltung wars, was unser Herr seiner weinenden Gemahlin schwur, als er sie auf den Wagen hob und uns gebot, sie nach einem benachbarten Kloster zu bringen, wo ihre Baase Aebtissin war.

Nach der Zeit hatten die beyden Brüder von Oesterreich verschiedentlich Gelegenheit sich an des Kaisers Hofe zu sehen. Leopold verbiß Rache und Wuth, und Albert kützelte sich mit

dem Gedanken, sein Bruder wisse nichts von seiner Verrätherey, Jtha habe sein damaliges Ausbleiben auf die geschehene Einladung zu beschönigen gewußt, und das Uebrige mit Stillschweigen bedeckt; ein Umstand, den er sich als Unterpfand geheimer Liebe deutete.

Albert haßte jetzt seinen Bruder nicht mehr, er hielt ihn für einen Betrogenen und verlachte ihn heimlich. Er kam ihm mit verrätherischer Freundlichkeit entgegen und ermangelte nicht, als er bald darauf mit der schönen Henna von Pohlen Beylager hielt, seinen Bruder zu demselben einzuladen.

Leopold erschien mit großem reisigen Zeuge, um auf diese Art die Rache zu decken, die er sich vorgenommen hatte. So wie Albert sich heimlich und durch Zauberlist in die Stelle des Gemahls eingedrungen hatte, so riß jetzt Leopold mit Gewalt öffentlich die Stelle des Bräutigams an sich und vergalt seinem Bruder den Schimpf, den er ihm erwiesen hatte.

Daß aus dieser Sache die blutigste Fehde erwuchs, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Alberts Leute und wir geriethen schon bey dieser Bluthochzeit hart an einander, die Sache unsrer Herrn auszufechten, aber die Hauptschlacht lie-

ferten die Brüder einander auf der großen Ebene, nicht weit von hier, noch bis auf diesen Tag Mordberg zubenamt; die Rachsucht unserer Herrn hatte sich unsern Herzen mitgetheilt, wir ruhten nicht, bis wir einander fast alle aufgerieben hatten; auch ich blieb für tod auf dem Wahlplatze liegen, aber ich war unter den Wenigen, die ein Zufall rettete. Nach meiner Genesung erfuhr ich, daß der Kaiser die beyden Brüder hart gestraft hatte, doch Alberten, der all seiner Hoheit verlustig gehen mußte, härter als Leopolden. Ich aber entsagte den Kriegsdiensten auf geraume Zeit, bis ich in spätern Jahren wieder mit unserm jetzigen Herrn gegen die Ungarn auszog. Als ich wieder nach Hause kehrte und zum erstenmal, wie es oft meine Handthierung heischt, des Nachts über das Mordfeld gieng, bemerkte ich, daß die Zeit das Gaukelspiel noch nicht geändert hatte, das ich sonst hier oft bemerkte. Die Ebene mit Brüderblut gedüngt, ist unheimlich zu bereisen, Schattenheere kämpfen dort noch jede Nacht mit Schattenheeren, und ich rathe es niemanden, sich ohne Noth unter ihre Schwerder zu stürzen; die Streiche, die sie führen, sind luftig, die Wunden, die sie versetzen, ohne Blut, aber lieber wollte ich die Flammen des Fegefeuers ein ganzes Jahr erdulden, als in jenem Geistergedränge noch eine einige solche

Nacht zubringen, als ich mir einst aus kühner Unvorsichtigkeit zuzog.

Hier endete Martin. Veit und Mainhard wollten über das Letzte genauer belehrt seyn, aber der alte Fischer schwieg und suchte andre Gespräche einzuleiten.

Vater, begann Mainhard nach einer Weile, ihr habt uns hier eine wunderliche Geschichte erzählt, und ich wollte die Welt nicht drum nehmen, daß unser Herr der Markgraf es wüßte, daß ihr die Geheimnisse seines Hauses aus eurem Munde gelassen hättet.

Martin meynte, die Sache sey so geheim nicht geblieben, und Veit sagte; Großen Herrn könnte man noch ehe ungestraft ein Wort nachreden als Mönchen und dem Teufel, und doch, fuhr er fort, doch wüßte ich auch eine Geschichte dieser Art, die ich Muth genug hätte euch mitzutheilen, und damit den Rest der Nacht vollends hinzubringen.

Martin und sein Sohn antworteten: Erzähle, und Veit begann. — Martin, sagte er, hat uns viel von dem Wesen der alten Markgrafen von Oesterreich entdeckt, aber eins hat er uns doch verschwiegen, das ihm aber auch vielleicht nicht so gut bekannt war als mir, der ich

diese Gegend wenig verließ und viel von diesen Dingen hörte.

Weiß einer die Ursach, warum unser Herr sein gutes Schloß, an der Seite des Klosters dort gegenüber, verließ und sich ein neues auf dem Kalenberge erbaute, der sage es, sonst will ich sie ihm erzählen, ob es gleich die Nothwendigkeit erfordern wird, ein wenig weit auszuholen und mit Geschichten zu beginnen, die sich wohl lange vor den Zeiten der österreichischen Alberte und Leopolde mögen zugetragen haben.

Das Kloster dort in der Ferne, dessen weißgraue Mauern euch der aufgehende Mond jetzt eben sichtbar macht, ist sehr alt, älter als das Schloß, das unsere Markgrafen, in dem frommen Wahn sich klösterliche Unschuld und Heiligkeit zur Nachbarin gewählt zu haben, an seine Seite bauten. Zu den Zeiten, da es sich vor kurzen erst über seinem Fundamente völlig zusammen gewölbt hatte, und die Chorherrn noch hier und da auf die Verschönerung desselben sannen, geschahe es, daß ein Pilger aus dem heiligen Lande kam, welcher an den Stufen des heiligen Stuhls gekniet hatte und der, wie er meynte, aus Rom einen guten Verstand von Pracht und Verzierung eines geistlichen Gebäus, von Mahlerey und den Wundern der Bildhauerkunst

mit herüber brachte. Ihm wollte, was die deutschen Mönche nach ihrem Geschmack hatten fertigen lassen, auf keiner Seite gefallen; doch, zu gutmüthig, sie mit dem Tadel ihres ganzen Baues zu kränken, und zu verständig, ihnen Aenderungen in den Kopf zu setzen, welche nur mit ungeheurem Aufwand von Zeit und Kosten möglich zu machen gewesen seyn würden, blieb er blos bey dem Hochaltar stehen, welchen er mit groteskesten Verzierungen so überladen und mit einer abentheuerlichen Schilderung der heiligen Jungfrau so verunziert fand, daß er auf Befragen unmöglich schweigen konnte, sondern frey gestand, hier sey nicht alles wie es seyn sollte, und er habe es in Rom besser gesehen.

Der Pilger stand bey den Chorherrn in großem Ansehen, sie trauten seinen Worten, fragten nach der Möglichkeit der Aenderung und waren zu allem bereit, was er vorschlug. Heilige Väter, sagte er, ich habe unter euch einen jungen Mann bemerkt, mich welchem ich all diese Dinge glaube besser verhandeln zu können als mit euch, denn er ist ein Kunstverständiger und wie ich aus einigen guten Stücken schließe, die ich gestern in seiner Zelle sah, aus einer der besten römischen Schulen; man rufe mir ihn und ich will, weil ihr es denn durchaus fordert

ihm meine Meynung über dieses und jenes entdecken.

Es war den Chorherrn groß daran gelegen, daß ihre Kirche nicht weit hinter den römischen Meisterstücken zurückbleiben sollte; mit Aenderung des Altarbildes, meynten sie, sey alles gethan, und sie freuten sich nicht wenig, einen Mann, der hiezu die Hand bieten könnte, in ihrem Mittel zu haben, und dadurch an Mühe, Zeit und Kosten ein Beträchtliches zu ersparen. Sie säumten nicht den Bruder Medardus zu rufen, von welchem sie bisher nicht geglaubt hatten, daß seine Hände ein anderes Werkzeug regieren könnten, als den Rosenkranz und die Schlüssel; denn er war unterer Schließer der Kirche oder Diener des fetten Sakristans, der ihm fast all seine Geschäfte überließ, weil er sichs gern bequem machte.

Verkanntes Verdienst wohnt gern in Klöstern, und so war es eben kein Wunder, daß niemand von den Geschicklichkeiten des jungen Mönchs wußte, mit denen er über dem nie zu prahlen pflegte. Jetzt kamen sie in der Berathschlagung mit dem Pilger an den Tag, Medardus zeigte so große Kunstkenntniß und äusserte dieselbe in so hochtönenden Kunstworten, daß

selbst der Fremde vor ihm verstummte und den Mönchen beym Abschied betheuerte, sie könnten sich auf diesen jungen Mann in allen verlassen, und er sey versichert, daß unter seinem Pinsel und unter seinem Meisel Meisterstücke entstehen würden, welche selbst ihn, wenn er nach einer kleinen Nebenwallfarth zum heiligen Jakob von Kompostell wieder hier einspräche, in Verwunderung setzen würden.

Der Pilger schied und nach einem erhaltenen Verweise, daß er mit seiner Kenntniß, die er zum Nutzen des Klosters zu üben schuldig gewesen wär, so lang hinter dem Berge gehalten habe, setzte Medardus sich ans Werk, das, da Lust, Liebe und Ehrgeiz ihm die Hand führten, wie durch Zauberkunst von statten gieng. — Er arbeitete unermüdet auf seinem Gerüste, dort fand ihn der erste Morgenstrahl und die späte Dämmerung, manche andre Klosterpflicht ward darüber versäumt, aber man schloß die Augen, die Versäumniß kam auf die Rechnung der Kirche.

Ich sagte vorhin, nicht nur Lust und Ehrgeitz haben ihm die Hand geführt, sondern auch Liebe, und diese war es auch größtentheils allein, die sein Werk zur Vollkommenheit brachte, eine Art heiliger andächtiger Liebe, die er allein auf

die Königin des Himmels übergetragen hatte, weil ihm die Regel den Gedanken an jede andere ihres Geschlechts zur Sünde machte. Er war ein Verlobter St. Mariens von Jugend auf, ihr Bild hatte er in den schönsten weiblichen Formen studirt und hundertfältig verschönert nachzubilden gesucht. Wie seine Phantasie, wie sein Pinsel sie ihm schilderte, so sah er sie wachend und im Traume, und wie er wachend und träumend sie sah, so stand sie jetzt auf dem schönsten Altarbilde, das je eine Klosterkirche geziert hat, zu jedermanns Verwunderung da.

Vetter, unterbrach hier Mainhard seinen Oheim, ich habe die Madonna der Chorherrn oft gesehen, aber sie ist nicht schön.

Schön wie die Engel Gottes! erwiederte Veit etwas unwillig, und fuhr aus Furcht vor weiterer Gegenrede in seiner Erzählung fort:

Das Kloster schrie Wunder über die Reitze, die unter der Meisterhand des jungen Künstlers hervorgingen. Man kam von allen umliegenden Orten, auf das Gerüste des jungen Sakristans zu steigen; man erstarrte vor Schönheit der Königin des Himmels und die Zahl derer, welche sich ihrem Dienste weihten, wuchs mit jedem Tage. So schön hatte sich sie noch kein Sterblicher gedacht.

Der

Der Ehrgeitz des Künstlers wuchs mit jeder neuen Lobeserhebung, die man seiner Madonne machte, und da er an ihren Bilde keinen Pinselstrich mehr wagen wollte, weil ihm jedermann sagte, die kleinste Veränderung würde Verminderung der Vollkommenheit seyn, so machte er sich an einen zweyten Versuch, der nicht minder schwer, und wenn er gelang, nicht minder Ehrebringend war. Das höchste Ideal der Schönheit hatte Medardus geliefert, nun ging auch das Nonplusultra der Häßlichkeit unter seinem zauberischen Pinsel hervor. Ein Teufel krümmte sich zu Mariens Füssen, den man nicht ohne Abscheu und Entsetzen ansehen konnte. Man schauderte vor ihm zurück, und konnte sich doch nicht entbrechen, wieder nach ihm zu blicken, weil der Kontrast zwischen ihm und der Göttin, die über ihm thronte, zwey der widersprechendsten Regungen so nah neben einander stellte, daß jeder, der das wunderbare Gemählde verließ, gestand, nie etwas ähnliches erfahren zu haben, und sich zusagte, nächstens wieder zu kommen, um dieses seltsame wonniglich schauerliche Gefühl noch einmal zu haben.

Dies wars was Medardus gewünscht hatte: Ehre für sich und tiefere Anbetung für seine Heilige. — An dem Tage, da er sein Werk vollen-

det, und unwillig, sich nun von der süßen Arbeit trennen zu müßen, an der Einfassung des Bildes noch ein paar gleichgültige Engelsfiguren ausgearbeitet hatte, legte er sich ziemlich spät, und äusserst ermüdet zu Bette; er wartete auf die gewöhnliche Ruhe und die himmlischen Träume, die ihn immer umschwebten, aber — nichts hiervon in dieser schrecklichen Nacht, sondern ganz das Gegentheil!

Nachdem er sich bis weit gegen den Morgen in einem äusserst mißbehaglichen Zustand zwischen Wachen und Schlafen herumgeworfen hatte, schloßen sich endlich seine Augen, und eine Gestalt stand vor ihm, die er augenblicklich, nach seiner Mönchserfahrung von der Geisterwelt, für die Gestalt des Argen erkannte, zwar etwas minder häßlich als die, welche ihm sein Pinsel gegeben hatte, aber doch immer noch schrecklich genug, um ihn an allen Gliedern zittern zu machen.

Jetzt siehst du mich wie ich bin, brüllte die Schreckensgestalt, sage, wie du mich findest? — Hattest du Ursach mir noch mehr furchtbares anzudichten als ich besitze? — Antworte, was bewog dich, wider alle Mahlertreue ein Bild von mir zu verfertigen, zu welchem ich dir nicht gesessen habe?

Ich hasse dich, Satan, rief der Mönch, der sich zitternd ein Herz faßte, unter seiner Decke

hervor. Ich hasse dich, und will, daß jedermann dich hassen möge, so wie ich thue!

Sehr wohl, mein Herr Medardus, grinzte das Gespenst, mich dünkt, es liegt eine Art von Kompliment in dem, was du mir hier sagst, aber wir sprechen jetzt ein Wort im Ernste mit einander: Warum mußtest du, wenn ich dir in meiner eigenen Gestalt nicht hassenswürdig genug dünkte, warum mußtest du mich ganz und gar mit ins Spiel mengen? Hättest du mich doch wohl unkonterfeyt lassen können! — Aber ich weis, alles geschah um die Heilige zu verschönern, deren Fuß du auf meinen Nacken gesetzt hast, und deren Vollkommenheit du durch nichts als durch die himmelschreyendste Ungerechtigkeit gegen mich glaubtest erhöhen zu können.

Was willst du endlich von mir, du Verworfner? ächzte der Mönch, der vor Entsetzen kaum mehr zu athmen vermochte, das melde mir, und dann entflieh zur Hölle!

Du hast mich gesehn, versetzte der Arge, einige Pinselstriche können mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hast du dir mein Gesicht etwa nicht genugsam eingedrückt, so bin ich stündlich bereit, mich vor deine Staffeley zu stellen, und mich Zug vor Zug von dir zeichnen zu lassen.

Medardus protestirte bey sich selbst wider dies allzufreygebige Erbieten; er wünschte den Anblick, den er einmal gehabt hatte, nie wieder zu haben, und faßte vermuthlich Entschlüsse, mit welchen der beleidigte Teufel hätte zufrieden seyn können, doch sie waren Kinder des nächtlichen Schreckens, die der erste Morgenstrahl verwischte. Es war Tag, als er sich völlig besann. — Er wußte nicht, ob er geträumt oder ein Gesicht gesehen hatte, er beredete sich das erste, und verließ sein Lager mit ganz andern Gesinnungen als ihm zu seinem Besten zu wünschen gewesen wären.

Er eilte nach der Kirche und bestieg das Gerüste das heute abgenommen werden sollte, zum letztenmal mit den Attributen seiner Kunst. Sein Blick hieng mit Wonnetrunkenheit an der göttlichen Madonne, er fiel drauf mit einer etwas andern Empfindung auf das Ungeheuer zu ihren Füßen. Medardus dachte an seinen Traum, aber anstatt seine damaligen Entschlüsse auszuführen, ergriff er geschwind seinen Pinsel, und gab dem armen Teufel durch eine neue Falte über dem Auge, durch einen unnachahmlichen Zug um den Mund noch so viel Ausdruck von Verzweiflung und ohnmächtig knirschender Wuth, daß er selbst gestehen mußte, die Abbildung des Bösesten aller Wesen sey nun so jedes Zusatzes unfähig voll-

endet, als er das Gegentheil in der holdseel'gen Himmelskönigin vollendet sah.

Noch stand er mit staunender Bewunderung vor seinem doppelten Meisterstücke, er stieg einige Stufen ab, einige aufwärts, um seine namenlosen Reize von allen Seiten zu genießen; da begannen die Breter unter ihm zu knarren, da beugten sich die Balken, ein Sturmwind fuhr gewaltsam durch das Kirchgewölbe, alle Fenster flogen auf, alle Pforten keuchten auf ihren Angeln, und der arme Medardus taumelte von der obersten Höhe des Gerüsts durch alle seine Abtheilungen hinab; Breter und Pfosten schossen ihm nach und drohten ihn zu zerschmettern. Das war des Teufels Werk, der in eine Wolke von Staub gehüllt, dicht vor der Nase des fallenden Künstlers vorüber gleitete und sich, weil seines Bleibens an heiliger Stätte nicht lange seyn konnte, hohnlächelnd zum nahen Kirchfenster hinauswälzte.

War Medardus im währenden Fallen noch einer andern Empfindung, als der Empfindung seiner Gefahr fähig, so war es Unmuth, der Rache eines Feinds, den er bisher verachtet hatte, zum Raube zu werden. Du hast gesiegt, höllischer Geist! sagte er bey sich selbst, und die, für welche ich umkomme, kann oder will mich nicht retten!

Die Heilige mochte das beleidigte Kann ihres Dieners überhört haben, sonst würde sie schwerlich so bereit gewesen seyn, ihn wegen des Will eines bessern zu belehren, als sie es würklich war. Als Medardus im Fallen vor ihrem Bilde vorüber kam; siehe, da streckte sie ihre Arme aus, ihn aufzuhalten; er sank aus denselben auf die Flügel der Engel, die er recht wie zu seiner Rettung am Untertheil des Altarstücks in Marmor ausgearbeitet hatte, und diese hielten ihn so lange, bis einige Mönche, die eben eintraten, und einen Theil des Wunders mit ansahen, herzueilen und ihren Bruder vollends mit Sicherheit auf den Boden befördern konnten.

So viel Gefahr auch die Trümmern des eingestürzten Gerüsts zu drohen schienen, so war doch weder der Mahler noch sonst jemand beschädigt worden, und es fehlte also nichts, das Wunder vollkommen zu machen. Man beglückwünschte den heiligen Medardus, wie man ihn von nun an zu nennen beschloß, von allen Seiten, und versammelte sich zu einem feyerlichen Te Deum in der Kirche, welches wohl niemand herzlicher mitsang, als der, welchem die Gefahr am nächsten gewesen war.

Ich bin überwunden, rief der Arge, der dem Mönch diese Nacht wieder einen Besuch in seiner

Celle gab, ich bin überwunden, und du kannst wohl denken, daß ich nachdem ich die Macht deiner Beschützerin kenne, wenig Lust habe, mich zum zweitenmal an dir zu reiben; hüte dich indessen, daß dir von ihr, welche du so schön gebildet hast, nicht mehr Gefahr drohe als von mir, den du, hassest, und zum Abscheu der ganzen Welt aufstellest.

Wie man sagt, so ist dem Teufel nicht zu trauen, Medardus wußte dieses, aber es wär ihm wohl zu wünschen gewesen, daß er dieses etwas besser beherzigt hätte. Der Einfältige nahm es auf Treue und Glauben für bekannt an, daß der Widersacher gänzlich aus dem Felde geschlagen sey, und seine Warnung vor der Heiligen, die er verehrte, hatte keine andere Folge, als die, welche der arglistige Kenner des menschlichen Herzens vermuthlich vorher sah; sie machte ihn noch eifriger in Mariens Dienste, von welcher er sich mit Recht kein Arges versah. Er kniete Tag und Nacht vor ihrem schönen Bilde, er berauschte sich im Anschauen von Reizen, die er selbst geschaffen hatte, und gab den Gefühlen, die hier in seiner Brust erwachten, mit frommer Einfalt den Namen Andacht.

Medardus war, seit ihm Mariens Huld den Namen des Heiligen erworben hatte, aus dem untern Kirchenschließer zum wirklichen Sakristan und

Bewahrer der heiligen Schätze erhoben worden, auch hatte man, da es sich fand, daß der Ruf von dem Wunder, das ihm zu Liebe geschahe, bey den benachbarten Kloster-Frauen ein andächtiges Vertrauen zu ihm erweckt hatte, kein Bedenken getragen, ihn zu ihren Beichtiger und Kappellan zu bestellen; Aemter, welche zwar seine Geschäfte, aber auf keine unangenehme Art vermehrten. Er fuhr täglich über den Strom, just an der Gegend wo wir jetzt sitzen, dort drüben, wo damahls das Nonnenkloster stand, davon die Zeit keine Spur übergelassen hat, die heiligen Jungfrauen Beichte zu hören, (denn sie bedurften seines Trostes sehr oft,) und kehrte denn des Abends mit ihren unschuldigen Geheimnissen beladen nach seinem Kloster zurück, wo er nie vergaß, Gott zu danken, daß er in dieser argen Welt noch immer ein Häuflein unschuldiger Seelen erhielt, welche bey dem Leben der Engel, das sie führten, sich treuherzig für große Sünderinnen hielten, und unaufhörlich Rath und Trost in ihren Gewissensscrupeln bedürften. Ach Medardus wußte nicht, daß eben diese unschuldigen Seelen seine Unschuld fürchterlich bedrohten, und daß er sich auf einem schlüpfrigen Wege befand, wo er nicht lang mehr festes Fußes gehen sollte.

Ich weis nicht, war es Wahrheit, oder hatte etwa jene Macht, welche der schönen Ida von

Oesterreich ihren Schwager unter der Gestalt ihres Gemahls vorstellte, auch hier ihr Spiel, gnug der geistliche Hirt der Klosterjungfern glaubte in einem von den jüngsten seiner Schäflein, seit einiger Zeit eine wunderbare Gleichheit mit dem höchsten Ideal der Schönheit zu bemerken, das seiner Seele bisher nur als ein Gegenstand der tiefsten Anbetung vorgeschwebt hatte. Die Sache war bedenklich: Sollte er das, was er bisher für überirdisch gehalten hatte, in einer Sterblichen finden? Ein anstößiger Gedanke für seine fromme Seele, gleichwohl er mochte machen was er wollte, so ließ sich die Aehnlichkeit des jungen Fräuleins mit seiner Madonne nicht hinwegräsonniren; er mochte seine schöne Beichttochter so oft sehn als er wollte, sie zeigte ihm die nehmlichen Reize, nur weil sie beseelt waren, noch weit anziehender als er sie auf dem toden Bilde, so schön es auch war, hatte schildern können.

Kaum getraute er sich mehr die Augen zu diesem Bilde zu erheben; er war vernünftig genug über seine Gefühle nachzudenken, er war sich bewußt, daß die Regungen, die er gegen die junge Nonne empfand, kein Haar breit von dem entfernt waren, was man Liebe nennt, und daß er, wenn er betend am Altare seiner Heiligen lag, im Grunde nichts that, als das irdische Mädchen

bewundern, in welchem er die anstößige Gleichheit mit dem Bilde der Königin des Himmels zu finden glaubte.

Nach langen Kämpfen mit sich selbst fand er das Gefühl, das seine Andacht störte, so unaustilgbar, als verbrecherisch, er sann, da er es nicht überwinden konnte, auf Mittel, es minder sträflich zu machen, und fiel endlich auf etwas, das ihm der Arge, der Marien um ihr schönes Bild beneidete, sicherlich nicht gerade zu hätte vorschlagen dürfen, das aber ohne Zweifel seine Eingebung war.

Medardus überredete sich durch künstlich verschränkte Sophismen, er würde die schöne Nonne schuldloser lieben können, wenn die Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Altarbilde in seiner Klosterkirche minder groß wär. Er dachte hin und her, und endlich kam in unseliger Stunde der Entschluß zur Reife, sich mit verbrecherischer Hand an die Entstellung seines Meisterstücks zu wagen. Einige Pinselstriche, und das bezaubernde Madonnenbild war nicht das alte mehr; immer noch schön genug, aber nicht mehr das Wunderwerk, das jedermann anstaunte, um sich denn zu entzückter Anbetung niederzuwerfen. Medardus dachte hiebey, so geändert war sein frommer Sinn, an nichts als an den Raub, den er an seinem Mah-

lerruhm beging. Es schmerzte ihm tief in der Seele, daß er sich mußte nachsagen lassen, seine Farben wären schlecht aufgetragen gewesen und fingen schon an zu verbleichen. Daß er seine Heilige durch den Eingriff in die Rechte ihrer Schönheit beleidigte, daß er durch diese Kühnheit den ersten Schritt zu ihrer Ungnade that, das fühlte er nicht einmahl, er glaubte seiner Liebe nichts als seine Künstler Glorie aufgeopfert zu haben, und freute sich heimlich, um diesen Preis seine schöne Nonne nun ungestrafter lieben zu dürfen. —

Den nächsten Tag nach der Freventhat, bekam das Fräulein im benachbarten Kloster einen außerordentlichen Besuch von dem Sakristan; man erklärte sich gegen einander, Medardus fand das Ebenbild der schönen Madonne so gütig und schön, und ein Einverständniß ward unter beyden geschlossen, das dem Argen den vollen Triumpf gewährte, den er gewünscht hatte, und den er freylich durch List leichter als durch Gewalt und Drohungen gewinnen konnte. Ein Theil seines Endzwecks war erreicht. Er hatte die Heilige, die er haßte, um ihr Wunderbild und um einen ihrer liebsten Diener, ihn aber um ihre Gnade und die Unschuld und Heiligkeit betrogen, in welcher er bisher unsträflich einhergegangen war; doch dies

war dem Verführer nicht genug, und ihr werdet gleich hören, wie er seine Anschläge weiter hinaus führte.

Obgleich die Liebenden sich täglich sahen, obgleich jede Nacht und jeden Morgen ein gutwilliger Fischer hier auf dieser Stelle geschäftig war, gegen reichen Lohn den verführten Sakristan hinüber und herüber zu führen, so war dies doch immer für die Wünsche der Liebe zu wenig, man wollte sich immer sehen, sich ganz und auf ewig besitzen, und — entschloß sich endlich zur Flucht. Jede Verabredung war getroffen, jede Anstalt gemacht, nur eine Kleinigkeit hatte man bisher nach Art junger Liebenden unberichtigt gelassen, nehmlich, wovon man in der weiten Welt leben wollte.

Medardus hatte schon den Ring von der Klosterpforte, durch die er um Mitternacht entwischt war, in der Hand, sie leise wieder anzudrücken, dann nach dem wartenden Kahn zu eilen und hinüber zu fahren in das gegenseitige Kloster, um dort auch die Fesseln seiner Geliebten zu brechen, als ihm auf einmahl in den Sinn kam, woran er noch nie gedacht hatte, daß man von den Küssen und Anschauen der Geliebten nicht leben kann, und daß so ganz arm als er ihr entgegen floh, so ganz arm als sie im Begriff war sich in seine Arme zu stürzen, sie bald dahin ge-

bracht seyn möchten, die spärlichste Klosterkost zurück zu wünschen und den gethanen Schritt tausendfach zu bereuen.

Ein guter Geist gab dem fliehenden Mönch vielleicht diesen Zweifel ein, um ihn von seinem Vorhaben zurück zu halten, aber sein Feind, der Arge, der ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte ließ, und nach Geisterart seine Gedanken so gut verstehen konnte, als wir deutlich gesprochene Worte, ermangelte nicht, selbst das, was ihm Rettung hätte werden können, zu seinem Verderben zu nützen.

Sind nicht die Schätze der Kirche in deiner Gewalt? flüsterte er ihm mit einer so süßen Stimme zu, daß Medardus in derselben unmöglich den Teufel erkennen konnte. Verwahrst du nicht Kostbarkeiten, die vielleicht niemand so genau kennt als du, die niemand vermissen, und vermißte man sie, dir, bist du einmal geborgen, nicht abfordern wird? — Sprich nicht, sie sind nicht mein! — Wes sind sie denn? des Klosters das sie nicht braucht? der Räuber, die sie einst rauben, der Flammen, die sie einst verzehren werden? — O nimm, nimm was hier unnütz vermodert und brauche es zu Entzwecken, die nur die düstre Mönchsmoral verdammen und die auf

den ärgsten Fall eine Wallfarth oder andre Pönitenz leicht abbüßen kann.

Also der Verführer. — Medardus fand seine Worte, die er für die Stimme seines eigenen Herzens hielt, so vernünftig, daß er zurückkehrte, die zurückgelassenen Schlüssel noch einmal brauchte den Schatz zu öffnen, und mit Kostbarkeiten so wohlbeladen den Weg der Flucht von neuem begann, daß er hoffen konnte, durch dieselben sich und seiner Geliebten ein sehr tröstliches Leben in der Welt zu verschaffen.

So weit war es, daß ihn sein fürchterlicher Feind haben wollte; ihn weiter gehen zu lassen, wär wider seine diesmaligen Plane gewesen. — Medardus hatte die Schwelle der letzten Klosterpforte noch nicht völlig erreicht, als auf einmal alle Glocken zu läuten begannen und durch alle Cellen der schlafenden Mönche die Stimme erschallte: Erwacht! Erwacht! und rettet die Heiligthümer eures Klosters!

Der Lärm war erschrecklich, er hätte Tode erwecken können, wie vielmehr eine Anzahl frommer Mönche, die nüchtern, mäßig und wachsam, wie sie damals noch waren, ihre Augen nie von einem andern als den leichtesten ätherischen Schlummer, den ein Lüftchen verhauchen konnte, zudrücken ließen.

Das was die Chorherrn ermunterte, und in enge Thätigkeit brachte, hatte auf den verführten Sakristan ganz die entgegen gesezte Würkung. Er hörte die Glocken tönen, hörte die Stimme, seine Anklägerinn, durch die Kreuzgänge brüllen, hörte die Mönche sich von ihren Lagern erheben; und alle Kraft zu fliehen oder sich zu verbergen entging ihm. Er stand wie eingewurzelt, er hatte nicht einmal so viel Besonnenheit, seinen Raub von sich zu werfen, und es war in der Gestalt eines armen ertappten, aller Gegenwehr, aller Vertheidigung unfähigen Diebes, daß die Mönche, die sich jezt um ihn herum versammelten, ihn trafen und fest nahmen.

Medardus war allgemein beliebt, mehrere Augen wurden naß, als man ihn, den man gern für einen Heiligen gehalten hätte, als einen Verbrecher vor sich sah. Wär nur ein Wort der Entschuldigung oder Bemäntelung in seiner Gewalt gewesen, man hätte sich vielleicht nach damahliger frommer Klostereinfalt bereden lassen, man sey mit sehenden Augen blind; aber Medardus war so ganz betäubt und vernichtet, daß er kein Wort zu seinem eigenen Besten nachsprechen konnte, ob man es ihm gleich fast in den Mund gab.

Weil sich denn der Abt überzeugen mußte, der Mann, den er so gern unschuldig gefunden hätte, habe die Kirchenschätze, die man bey ihm fand, weder poliren, noch aus Furcht vor Räubern an sichere Orte bringen, sondern im eigentlichen Verstande stehlen wollen, so entbrannte er endlich in heiligen Grimm, befahl den Verbrecher in den untersten Klosterkerker zu werfen, hielt kurzen Rath mit den Chorherrn, und fertigte drauf drey Stunden vor Tage zween der Vornehmsten nach einer benachbarten Burg ab, wo sich dermahlen der Bischoff enthielt, ihm die Sache vorzutragen, und ihn wo möglich zu bereden, daß er selbst herüberkommen und über den gefallenen Heiligen das Urtheil sprechen möchte.

Während die Mönche auf ihren Eseln davon trabten, und der fromme Abt in seiner Zelle über den Fall seines Lieblings trauerte, lag dieser in einem Kerker, dessen Abscheulichkeit noch die kleinste Ursach seiner Verzweiflung war; sein gesunkner Ruf, die zernichteten Hoffnungen der Liebe, die Beschämung, vor denen, die ihn bisher als einen Heiligen verehrt hatten, als ein Verbrecher zu stehen, folterte ihn weit mehr, aber eigentliche Reue über seine That kam nicht in seine Seele, er bereute nur,

auf

auf der That ertappt worden zu seyn, ohne sie ausgeführt zu haben.

Du hasts um mich verschuldet, unterbrach ihn mitten unter diesen Betrachtungen eine Stimme aus der düstersten Ecke seines Gefängnisses, du hasts um mich verschuldet! in Unternehmungen, wie die deinigen, muß man mich zum Freunde haben. Daß ich dein Feind bin, kann dir nicht unbekannt seyn, du hasts ja an nichts fehlen lassen mich aufs äusserste zu erbittern.

Medardus starrte in den finstern Winkel, und sah bey einem blassen schwefelblauen Lichte, die ihm wohl bekannte Gestalt des Argen. Ich weiß nicht was es war, das ihm diese Erscheinung minder fürchterlich machte, als vordem, hatte der Feind sich würklich in eine gefälligere Hülle gekleidet, oder hatte die Bekanntschaft mit verdächtigen Handlungen die Kluft, die ehedem zwischen ihm und dem Urheber alles Bösen befestigt war, vermindert und ihn demselben näher gebracht, genug, er rief ihm nicht wie ehedem zu: Was willst du von mir, du Verworfner! sondern er ließ sich mit ziemlich kaltem Blute mit ihm in eine Unterhandlung ein, deren Ende teuflischer Seits das Versprechen war, gegen eine kleine Erkenntlichkeit, die der

Grosmuth des Mönchs anheim gestellt seyn sollte, die Sache noch zum Besten zu kehren, die Ehre des ertappten Verbrechers wieder herzustellen, und den eingeladenen Bischoff sammt den Mönchen um einen Proceß zu betrügen, welcher diesen guten Männern weit minder angenehm war, als der Böse dem erschrockenen Medardus, um seine Dankbarkeit desto höher zu treiben, einbildete.

Der Verführer ließ am Ende noch einige Worte wegen Begünstigung der Intrigue mit der schönen Nonne einfliessen, und gewann dadurch den Sakristan so völlig, daß er einschlug, und bey Schliessung des Handels nicht ermangelte, seinen Gegenmann grosmüthig zu nennen, weil er den Lohn für die Leistung eines so wichtigen Dienstes so ganz in seine Willkühr stellte.

Du wirst nicht vergessen, sagte der Arge, Grosmuth mit Gegengrosmuth zu vergelten. Deine Freyheit hast du von diesem Augenblicke an, gehe jetzt hin, und lege dich in deiner Zelle schlafen, oder thue was dir sonst beliebt, das übrige erwarte von dem kommenden Tage.

Es war in der Zeit der kürzesten Nächte, da dieser Handel vorfiel, und als Medardus aus seinem Kerker, wo er den Teufel zurück ließ, in die Kirche heraufstieg, schimmerte

schon der erste Morgenstrahl durch die Kirchfenster, und machte besonders das grosse Altarbild, die Ursach all dieser Abentheuer, sichtbar. Medardus warf im Vorübergehen einen Blick drauf und erröthete; doch dürft ihr nicht etwa denken, daß das geänderte Bild seiner Heiligen es war, was ihm das Blut auf die Wangen trieb, schon längst hatte er verlernt, seine Augen so hoch zu erheben; sie fielen auch jezt nur auf das Bild des Satans zu ihren Füssen, es beschämte ihn, das Wesen, von welchem er einen so grossen Dienst erhalten zu haben glaubte, so abscheulich gebildet zu haben, und seine Wahl, was er, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, thun solle, war in diesem Augenblicke entschieden. Er flog nach seiner Zelle, und kehrte bald darauf mit all seiner Mahlergeräthschaft zurück.

Er lauschte ein wenig, ob alles im Kloster noch stille sey. Die Mönche hatten sich wieder zur Ruhe gelegt, und er war sicher. Einige Leitern wurden anstatt eines bessern Gerüsts zu Hülfe genommen, und der Künstler machte sich an eine Arbeit, die binnen weniger als einer Stunde geendigt war, und die den Teufel zu Mariens Füssen, wenn auch nicht zum Engel, doch zu einer Figur machte, welche ehe im

Stande war, Mitleid als Abscheu und Entsez-zen zu erregen.

Er war fertig; und froh, sich, wie er meynte, seiner Schuld gegen das Wesen entledigt zu haben, mit welchem er jetzt unglücklicher Weise im Bunde stand, räumte er all seine Werkzeuge auf die Seite, und eilte nach seiner Zelle, zur Ruhe zu gehen; die schicklichste Lage, wie er meynte, in welcher man ihn, des andern Morgens bey Erkennung seiner vermeynten Unschuld finden konnte, da er noch nicht Böswicht genug war, sich in heuchlerischer Andacht vor irgend einem Heiligen-Bilde betreffen zu lassen.

Kaum befand er sich auf seinem Lager, als man ein gewaltiges Klopfen an der Klosterpforte hörte: Es war der Bischoff, der mit den beyden abgeschickten Mönchen anlangte, um über den unglaublichen Vorgang, von welchem man ihm Botschaft gethan hatte, Gericht zu hegen.

Medardus hörte das Klopfen wohl, ihm wär es zugekommen, das Thor zu öfnen, denn das Amt des Sakristans und des Pförtners floß in den damahligen einfältigen Zeiten, so ziemlich in eines zusammen, aber er hielt es für gut, fest zu schlafen. Die Mönche im Kloster wurden wach, sie vernahmen die Ankunft des

ehrwürdigen Bischoffs, aber sie waren nicht im Stande, ihm zu öfnen, denn zwar wähnten sie dem ertappten Verbrecher in voriger Nacht unter andern Schlüsseln auch die Kirchenschlüssel abgenommen zu haben, aber sie fanden sich nirgends, und der Abt, welcher sie unter sein Kopfküssen gelegt zu haben glaubte, sah auf dieser Stelle nichts als seinen Rosenkranz, der immer da zu liegen pflegte.

In der Angst, den ehrwürdigen Bischoff in der kalten Morgenluft so lang warten lassen zu müssen, suchte man an hundert Orten, wo es unmöglich war, einen Schlüssel auch nur zu vermuthen, und lief endlich auch nach der Kammer des Verbrechers, den man unten im Kerker sicher zu haben glaubte, und nun mit der größten Bestürzung auf seinem Bette fand.

Hastig richtete er sich, als vom Geräusch der Eintretenden geweckt, empor, und rieb sich die Augen. Die Mönche taumelten vor Entsetzen zurück, und konnten auf seine Frage, was es gebe? kaum den Namen des Bischoffs stammeln. Ich hoffe Verzeihung, erwiederte Medardus indem er sich erhub, wenn ich, die ganze Nacht von unruhigen Träumen geschreckt, gegen den Morgen zu fest schlief; geht voraus, meine Brüder, ich folge euch auf dem Fusse, unserm gnädigen Herrn die Pforte zu öfnen.

Es war so viel Ruhe und Gelassenheit in dem was Medardus sagte. Seine Anwesenheit in der Zelle, die Schlüssel in seinen Händen waren ein Wunder. Die Mönche wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen solten, sie eilten hinaus, das, was sie gesehen hatten, im Kloster auszubreiten, und der Sakristan beflügelte indessen seine Schritte, den ungeduldig werdenden Bischoff nicht länger warten zu lassen.

Hier neues Erstaunen, als der Bischoff und die Mönche eintraten, und den, den sie in Ketten und Banden glaubten, sein Amt mit so vieler Unbefangenheit verwalten sahen. — Der ganze Konvent versammelte sich nach und nach um den heiligen Medardus, der ihnen über ihre Zweifel keine Auskunft geben zu können afektirte, und man beschloß endlich hinab in den Kerker zu steigen, um zu sehen, was man da verwahrt hielt, da es ja am Tage lag, daß der Sakristan nicht der Gefangene war, und also auch nicht der Verbrecher gewesen seyn konnte. — Der Bischoff schüttelte gewaltig den Kopf, und meynte, es wolle fast das Ansehen haben, als ob er um eines Traums willen, den das ganze Kloster geträumt habe, den weiten Weg in der rauhen Morgenluft herüber bemüht worden wär.

Als man hinab in den Kerker kam, gewann die Sache ein ernsthafteres Ansehen, man fand allerdings dort einen zweyten Medardus, der aber auf des Bischoffs Beschwörungen nicht unbeweglich war, sondern sich bald mit verstelltem Zittern für den bekannte, der er wirklich war, für den Argen, der aus Neid über den Geruch der Heiligkeit, in welchem St. Medardus lebte, sich erkühnt habe, dem frommen Mönche diesen bösen Possen zu spielen, und ihn dadurch um Glimpf und guten Namen zu bringen; eine Aussage, welche gar sehr zu Ehren des Sakristans gereichte, und die durch die entwendet geglaubten Schätze, welche man nicht an den Orten, wo man sie in voriger Nacht indessen hingestellt zu haben meynte, sondern in den zehnmal verschlossenen heiligen Schreinen wiederfand, mächtig bestättigt wurde.

So war die Ehre eines geglaubten Heiligen wieder hergestellt, aber — seine Tugend war auf immer verloren. Man lasse sich nur einmal mit dem Feinde in ein Bündniß ein, er weiß einen schon fest zu halten! Zwar hielt er es nicht mehr für gut, dem Mönche sichtbar zu erscheinen, zwar beliebte es ihm, vielleicht von der Dankbarkeit des Mahlers, bey Aenderung des Bildes nicht völlig befriedigt, auch ihm seiner Seits einen Streich zu

spielen, und die bisher geglaubte Aehnlichkeit der schönen Nonne mit dem ersten Wunderbilde auf dem Hochaltar zu zernichten, aber in seinen Stricken war und blieb Medardus darum doch. Er hatte heucheln, lügen und leugnen gelernt, hatte verborgene Mittel ausgespäht, verbotene Pfade zu gehen, und er verließ sie nie. Die nächtlichen Besuche bey dem Klosterfräulein dauerten fort; war sie gleich keine Madonne mehr, so war sie doch ein ganz hübsches Mädchen, das man, wenn man es einmal liebte, nicht so schleunig verlassen konnte.

Das schlimmste bey der Sache war, daß, als das damalige Convent ganz ausgestorben war, und Medardus Abt wurde, unter seiner nachläßigen Regierung, unter seinem bösen Beyspiel ein andres Geschlecht aufkam, das die Wege seines Oberhaupts betrat, und Ueppigkeit und Verderbniß auch in das aficirte Nonnenkloster übertrug. Seit das Mönchskloster dießseit der Donau keinen Abt mehr hatte, der in der stillen Zelle, die Fehltritte eines seiner Chorherrn beweinte, seitdem hatten auch die heiligen Mauern genseit des Stroms, keine unschuldigen Seelen mehr in ihrem Bezirk, die bey dem Leben der Engel sich in heiliger Demuth für grosse Sünderinnen achteten, und unabläßig Buße und Kasteyung übten; aber des geist-

lichen Zuspruchs der Chorherrn bedurften sie noch immer, und es verging keine Nacht, da nicht der Nachen des Fischers geschäftig war, einen oder mehrere Medardusse hinüber und herüber zu bringen. —

Aber was macht ihr? ich glaube, ihr seyd bey der unterhaltendsten aller Erzählungen eingeschlafen? Martin! wach auf! Wach auf Mainhard! Verschwendete ich darum meinen Athem, daß ihr desto ruhiger schlummern könntet?

Martin versicherte, indem er sich Mühe gab, die Augen weit zu öfnen, er habe alles vernommen, und wünsche zum Beschluß nur noch zu wissen, was die ganze Mühe für einen Zusammenhang mit der Geschichte der Markgrafen habe, um derentwillen sie eigentlich erzählt worden sey.

Ja, rief Mainhard gähnend, eben darnach bin ich auch neugierig, denn ich weiß noch ganz eigen, daß der Vetter sagte, er wolle uns jetzt erklären, was unsern gnädigen Herrn bewogen habe, ihre Residenz von dieser Seite, auf den Kalenberg zu verlegen.

Wenn ihr nicht schliefet, erwiederte Veit, so könnt ich euch viel hievon entdecken, denn die Sagen gehen hier gar wunderlich durch einander. So viel ist gewiß, daß die Mönche und

der Markgraf keine Nachbarn für einander waren. Das Geschlecht der geistlichen Väter, welches die genseitigen Nonnen so fleißig besuchte, war zwar längst ausgestorben, das Kloster, in welchem die nächtlichen Besuche abgelegt wurden, war von Zeit, Flammen oder Feindsgewalt längst bis auf den Grund zerstört, aber darum hatten nicht minder die Chorherrn ihre heimlichen Wege, die das helle Auge eines gerechten Fürsten, das in der Nähe wachte, scheuten. Der Markgraf seiner Seits befand sich auch nicht ganz wohl in der Nachbarschaft der Mönche. Nicht allein der nächtliche Tempelgesang, nicht allein das unaufhörliche Glockengeläut, das die Herrn jetzt eifriger als zuvor trieben, störte die Ruhe seiner Nächte, sondern es gab mancherley anderes fürchterliches und seltsames Getös im Kloster und in der Kirche, die sich an die Mauer der markgräflichen Burg lehnte, das ihm Unruh, und den Chorherrn scharfe Nachfrage zuzog.

Die Antwort, welche er erhielt, war immer: Ihr armes Kloster habe einen alten erbitterten Feind an dem Argen — (vermuthlich noch von St. Medardus Zeiten her) — Sie für ihren Theil, seyen seiner Vexationen gewohnt, und wohlerfahren, sie durch Gebet und Büßungen zu überwinden, für seine markgräfliche Gnaden aber,

möchte wohl kein ander Mittel übrig seyn, zur Ruhe zu kommen, als Dero Hofburg ein Strecke weiter ins Land aufzuschlagen.

Der Markgraf glaubte dem was man ihm sagte, und dachte auf Erbauung eines neuen Schlosses, das er auch bezog, als es fast noch im Werden war, denn, höret jezt den seltsamsten von allen Zufällen, den ich bis diese Stunde noch selbst nicht zu erklären weiß, — als er einst in einer schlaflosen Nacht aus jenen Fenstern dort drüben, die der untergehende Mond beglänzt, gerad auf die Stelle schaute, auf welcher wir jezo sitzen, da dünkte es ihm gar eigen, als schwämme ein Kahn aus der Bucht hervor, beladen, wie weiland zu Abt Medardus Zeiten, mit schwarz und weißen Gesellen — — Aber, heiliger St. Peter, ihr schlafet schon wieder? — Ha! das ist zu viel! Erzähle auch ein andrer seine Geschichten! wenns darauf ankommt, so kann ich mich pflegen, so gut als ein anderer, und dabey Athem und Lunge schonen!

Hier schwieg der geschwätzige Fischer, und setzte sich, nachdem er einige vergebliche Versuche gemacht, die Schläfer zu ermuntern, und noch einmal nach den Netzen gesehen hatte, mit dem Rükken an eine hole Weide, auch sich durch einen kurzen Schlummer zu erquicken, dessen er, durch

seine langweilige Forschung so gut ermüdet als seine Gesellen, wohl bedurfte.

Der Mond war jetzt ganz unter den Horizont hinab, und die Nacht so finster wie sie gewöhnlich, in den Stunden, die zunächst an die erste Morgendämmerung gränzen, zu seyn pflegt. Ein starker Wind begann zu wehen, und machte, daß die Wellen des Stroms ungestümer rauschten. Veit ließ sich durch das Getön, das immer grausender ward, nicht stören, er sahe noch einmal zu, ob der Kahn fest gelegt war, gab seinen Gefährten im Vorübergehen noch einige Stöße, von welchen er hofte, daß sie erwachen würden, und setzte sich dann, dichter in seinen Mantel gehüllt, an die gewählte Schlafstätte, wo ihn der Schlaf, der sich von den Söhnen der Arbeit und der Armuth seinen Lieblingen, selten lang vergebens rufen läßt, bald die Augen zudrückte.

Schlief Veit oder wachte er, ich weiß es nicht; denn sein Schlummer, sonst nicht viel leichter, als die berühmte hundertjährige Lethargie der heiligen Siebenschläfer, ward dieses mahl durch öfteres Aufschrecken unterbrochen; gnug er fühlte sich auf einmal von einer eiskalten Hand berührt, und hörte von einer heisern krächzenden Stimme seinen Namen nennen.

Was ists? rief Veit, indem er die Augen aufschlug. Eine Mönchsgestalt in der Kleidung

der diese Nacht so oft genannten Chorherrn, von einem Schimmer sichtbar gemacht, den der dämische Fischer für wiederkehrenden Mondschein hielt, forderte mit kurzen Worten, und dem ihm in die Hand gelegten Fährgelde die Ueberfarth. —

Der Strom geht hoch, der Wind ist ungestüm, brummte Veit, der sich dehnend erhub, ich vermag das Fahrzeug allein nicht zu regieren, doch laßt sehen, ob sich meine Gefärthen erwecken lassen.

Martin und Mainhard lagen da wie vom ewigen Schlafe gebunden, kein Rufen, kein Schütteln erweckte sie, die Mönche, deren Veit jetzt sechse erblickte, wurden dringend. Der Nachen, er wußte nicht von welcher Hand losgestrickt, schwamm bereits den Strom hinab, und er hatte, wenn er ihn retten wolte, nichts weiter zu thun als ihn mit dem Ruder fest zu halten, und flink hinein zu springen. Folge mir, wer kann! rief er, und im Augenblick füllte sich sein Fahrzeug mit schwarz und weiß gefleckten Herrn, so, daß er kaum Raum behielt, das Ruder zu regieren, welches ihm ohnedem, bey dem wachsendem Sturme schwer genug ward.

Man war jetzt am genseitigen Ufer, die Mönche stiegen aus, Veit hielt die Hand hin,

um, da er nur für einen Paßagier bezahlt worden war, auch die Gebühr von den übrigen einzufordern, da faßte plözlich ein Sturmwind, ihn und den Kahn, und schleuderte ihn hinüber an die hole Weide, wo ihn die kalte Hand vom Schlafe geweckt hatte.

Der Strom, welcher während der Ueberfahrt fürchterlich gebraußt und Wellen geschlagen hatte, als stürze er sich abwärts über schroffe Klippen, begann jezt ruhiger zu fliessen. Der erschrockene Veit bemühte sich sein Fahrzeug fest zu legen, aber vergebens! was ihn Wind und Wasser verstattet haben würden, daran verhinderte ihn eine unbekannte Gewalt, welche ihm auch zugleich die Macht benahm, seinen immer noch schlummernden Gefärthen zuzurufen, deren Hülfe er sich in diesem Augenblicke höchst bedürftig fühlte.

Was das schlimmste war, so sah er am Ufer neue Paßagiers warten, welche mit Winken die Ueberfarth begehrten, und deren er auf sein unwilliges: Ey so steigt ein, wenn ihrs vermögt! wieder eine ganze Ladung, er wußte selbst nicht wie, in den Kahn bekam, also, daß derselbe fast zu sinken begunnte. Der vorderste der nächtlichen Reisenden, drückte ihm wieder mit eiskalten Fingern den Fährgroschen in die Hand. Veit, welchem gar sonderbar zu muthe ward,

arbeitete mit rüstigen Armen, seine Fracht bald möglichst durch den schäumenden Strom hinüber zu fördern, auch dachte er am genseitigen Ufer wohl nicht daran, das rückständige Schifferlohn zu fordern, sondern er ließ seine Mönche aussteigen, und schickte sich zur Rückfarth, die ihm aber auf eben die gewaltsame Art verkürzt ward, als das erstemal. Ein Windstoß schleuderte seinen Nachen mit Mann und Maus hinüber, so, daß man hätte denken sollen, er müßte von dem gewaltsamen Schlage zu Trümmern und Stücken gehen.

Noch erwachten die Schläfer an der hölen Weide nicht, ein halbes Dämmerlicht, das für Veiten etwas recht grauenvolles hatte, machte sie ihm sichtbar, aber kein Rufen konnte sie erwecken, es tönte unhörbar über seine Lippen. Kein Besprützen mit dem Ruder schreckte sie auf, die Ströme, die er mit denselben zu ihnen hinüberschleuderte, kehrten zu ihm zurück, und machten, daß, so wie er bisher vor Angst und Grauen gezittert hatte, ihm nun auch vor Nässe und Frost, die Zähne zusammenschlugen. Ach, den Beystand irgend eines lebenden Wesens zu suchen, und bey Nichterlangung desselben Todesangst zu fühlen, hatte Veit wohl Ursach! Das Ufer stand wiederum voll schwarz und weißer Chorherrn, er sah, daß es hier wieder auf eine

Ueberfarth abgesehen war, seine Muthmassung bestättigte sich, und so, wie die Mönchsgestalten zu ihm in seinen Kahn hereinrauschten, so wie die Todenhand mit dem Fährgroschen wieder seine zurückgezogene Rechte berührte, so ward es ihm immer gewisser, daß hier der Arge sein Spiel habe, um vielleicht Rache von ihm zu nehmen, daß er seiner und seiner Diener in der nächtlichen Erzählung nicht allemal mit schuldiger Achtung gedacht hatte.

Der diesmalige Transport lief ab, wie die beyden vorigen, aber was wird der Leser denken, wenn ich ihm sage, daß demselben auch der vierte und fünfte folgte, und daß der arme Veit in dieser Nacht eine Arbeit thun mußte, die allein schon ihm hätte den Tod bringen, und ihm bey seiner Ankunft in der Unterwelt, die gerechtesten Ansprüche, auf eine Substitutenstelle bey dem berüchtichten alten Fährmann geben können, der bey besserm Solde, kaum so viel leistet, als er, und doch wenigstens das Recht hat, einzunehmen und zurückzuweisen was ihm beliebt.

Veit war so entkräftet, daß er sich kaum mehr zu regen vermochte, er ließ sein Schifflein treiben wie es der Wind wolte, und es ging darum nicht langsamer. Die Beschäftigung

gung mit dem Ruder hatte ihm bey den ersten Farthen noch einen Theil des Grauens benommen, aber jetzt, da er die Hände sinken ließ, gewann er erst rechte Muse, die Gesellschaft, in der er sich befand, zu betrachten: Greuliche, bleiche Gestalten, zurückkehrende Bewohner des Grabes, Schatten, deren Unkörperlichkeit sich mit der Schwere, die sie dem schwankenden Kahne gaben, gar nicht zusammenräumen ließ. Sie führten unter sich ein leises mistönendes Flüstern, in welchem der unglückliche Fischer nichts als den Namen Medardus, der fleißig genennt wurde, unterscheiden konnte.

Veit seufzte, und versuchte zu beten, da er sich aber mit dieser Uebung nie sonderlich abgegeben hatte, so wollte es nicht gehn. Er wünschte mit leiser Stimme den Morgen herbey, und das Krähen einiger Hähne diesseits des Stroms, das sich aus der Ferne hören ließ, verkündigte die baldige Erfüllung dieses Wunsches.

Unter allen Thieren ist der Hahn dasjenige, in dessen Kehle eine wohlthätige Macht die Kraft gelegt hat, die Geister der Finsterniß zu verscheuchen; seine Stimme ist die Verkündigerinn des Tages, wenn sie ertönt, eilen die Bewohner des Grabes in ihre Hölen zurück,

damit die Morgenröthe ihre düstern Augen nicht erblinden mache, oder damit die überschrittnen Rechte der Geisterwelt, nicht durch neunmal erschwerte Fesseln der Finsterniß bestraft werden.

Kaum vernahm Veits Reisegesellschaft den Hahnenschrey, so witterte sie Morgenluft, und stäubte mit einem Geheul, das von dem gegenseitigen Ufer gräslich wiedertönte, von einander. Aber zugleich faßte auch ein wütender Sturm das Fahrzeug, das die verworfene Gesellschaft getragen hatte, und schleuderte es, sammt seinem unglücklichen Führer, zum sechsten mahl an die hole Weide, aber diesmal so ernstlich, daß nicht zum Schein, sondern in der Wahrheit, Breter und Bohlen auseinander gingen, und Veit, ohne Kraft seine Schwimmkunst zu nützen, in das Wasser gleitete.

Die Zauberbande des Schlafs, die Martin und den jungen Mainhard bisher fest gehalten hatten, waren schon mit jenem Hahnenschrey gebrochen worden. Sie hatten von wütenden Stürmen geträumt, und erwachten jezt, das was sie geträumt hatten, würklich zu sehen und zu hören. Das Wasser schäumte und kochte, der Wind heulte. Das Ufer bebte von dem Stoß, welcher Veits Nachen nicht weit von der Stelle zertrümmerte, wo Martin und Mainhard noch die Augen reibend saßen, und durch das ver-

mischte Getös, ließ sich eine Stimme, wie die Stimme eines Sterbenden hören; Veits Stimme, so lange er den Kopf noch über dem Wasser zu halten vermochte, die aber bald gänzlich schwieg.

Mainhard war ein Jüngling von Muth, Thatkraft und Entschliessung. Der alte Martin fragte noch, was dies wohl bedeuten möge, so war jener schon mit gleichen Füssen in den Strom gesprungen, und brachte bald drauf seinen erstarrten Vetter empor, welchen der erstaunte Martin ihm vollends ans Ufer bringen half. Die Morgenröthe war über diesen Dingen völlig herauf gekommen, sie entdeckte ihnen, wer der Gerettete sey, der sich jezt zu regen begann, entdeckte ihnen die schwimmenden Trümmern des gescheiterten Kahns, Folgen von Dingen, die ihnen ganz unbekannt waren, und über welche sie auch, blos mit Veits völliger Wiederherstellung beschäftigt, jetzt nicht zu grübeln begehrten.

Veit langte in seiner Hütte an, um sich auf das Sterbebette zu legen; seine Jahre machten ihn unfähig ein Abentheuer, wie das von voriger Nacht zu überleben. Er sagte nichts von dem was ihm begegnet war, aber er begehrte vor seinem Ende zu beichten, und

da er, wie man denken kann, kein Zutrauen zu den benachbarten schwarz und weißen Chorherrn zu fassen vermochte, so ersuchte man einen gewissen Bruder Siegwald, einen frommen Benediktiner, der im Vorüberreisen einige Nächte auf der markgräflichen Burg geherbergt hatte, das Sündenbekenntniß des alten Fischers anzunehmen, und ihn zum Sterben einzusegnen.

Veit starb, und Martin nebst seinem Sohne weinten bey seinem Grabe. Die Erbschaft, welche sie zu theilen hatten, war gering; der Kahn war zertrümmert, und das Netz, das sie gemeinschaftlich hielten, hatte in jener Nacht der Abentheuer, die sie verschlafen hatten, grossen Schaden gelitten, ohne ihnen den gewünschten Fischzug zu bringen. — Es ward gebessert so gut man vermochte, und Martin wagte es am dritten Tage nach Veits Begräbniß, mit demselben und seinem eigenen Kahn, der sein ganzes Vermögen war, das Gewerbe wieder anzutreten, das er bisher mit seinem unglücklichen Bruder gemeinschaftlich getrieben hatte.

Es war wieder um die nemliche Stunde wie an jenem Abend, der der letzte in Veits Leben seyn solte, da sich die beyden Ueberbliebenen nach geendeten Anstalten zum morgenden Fischzug zur Ruhe an die hole Weide setzten, und sich, so wie jenesmal durch Gesang und

Gespräch den Schlaf zu vertreiben suchten, damit der Sturm sie nicht wieder, wie an jenem Abend, um Kahn, Netz und Fischzug brächte, des noch traurigen Verlusts, den sie an ihrem Verwandten und Gefärthen erlitten hatten, gar nicht zu gedenken.

Beyde waren traurig. Mainhard sang sein Lied vom Fischer und der Nixe, aber es brachte weder Trost noch Unterhaltung, und Martin meynte, ein Todenlied würde sich für diesen Abend besser geschickt haben!

Todenlieds genug! erwiederte der Jüngling, wer bürgt uns, da wir über das, was dem Vetter in jener Nacht zustieß, so gar keine Auskunft haben, wer bürgt uns dafür, daß ihm nicht eben das den Tod gebracht hat, was jenen Fischer in den Abgrund zog?

Mein Glaube an die Wassernixen ist gering, erwiederte Martin, aber, daß dem ehrlichen Veit in den Stunden, die wir verschliefen, ausserordentliche Dinge begegnet sind, das ist nun wohl gewiß. Sein ganzes Betragen, war das Betragen eines Menschen, der viel auf den Herzen hat, und seine Beichte an den fremden Mönch war lang. — Soll ich dir die Wahrheit gestehen, so glaube ich, er hatte in der Geschichte, mit welcher er uns vom Schlaf abhalten wollte, zu frey über gewisse Dinge gespro-

chen, und ihm ist dann irgend etwas darüber zugestossen, das nun das Grab und das Siegel der Beichte vor unsrer Wissenschaft wohl ewig verschliessen wird. Von Toden nichts als Gutes! ich weiß dies aus der Erfahrung. Ich sagte dir an jenem Abend von meinen Reisen über das Mordfeld. Ich hätte sie wohl sicher thun können, hätte ich meinen Gedanken zu gebieten vermocht. Was ging es mich an, ob die Seelen derer, welche hier an der einen und an der andern Seite für eine ungerechte Sache bluteten, jetzt im Fegefeuer schwitzen oder im Himmel jubiliren mochten? gleichwohl fuhr mir ein solcher Gedanke durch den Sinn, und mit Schaudern sehe ich es noch jetzo, wie sich rund um mich das Schlachtfeld belebte, und tausend Geisterarme sich wider mich erheben, um mir meinen Frevel zu lohnen. Noch einmal, von solchen Dingen ist nicht gut zu sprechen, am wenigsten um Mitternacht. Was aber jene Chorherrn anbelangt, von denen Veit in der letzten Nacht seines Lebens so viel zu erzehlen wußte, so ists nicht ohne, daß sie ein sehr ungeistliches Leben geführt haben und noch führen, und daß es wohl noth thät, daß unser Herr, der Markgraf, einmal drein sähe, und dem Dinge ein Ende machte. — — —

Und bis er das thut, fiel Mainhard ein, so dächte ich, Vater, wir liessen die geistlichen Herrn in ihren Würden, und sängen lieber das Lied vom Fischer und der Wasserfrau noch einmal, oder, wenn ihr wolt, irgend ein Todenlied, zur Ruhe der Seelen, deren Richter wir nicht sind.

Wir wissen nicht, ob kluge Ueberlegung oder Neigung zum Schlaf es war, was den Jüngling antrieb, den alten Martin auf diese Art zu unterbrechen; aber der Strom seiner Rede war so leicht nicht gehemmt, die Natur hatte ihn wenigstens mit eben so grosser Fischerswada ausgerüstet, als seinen verblichenen Bruder, nur daß jener gradezu zu erzählen pflegte, dieser aber, indem er geheimnißvoll andeutete was er nicht sagen dürfe und möge, dem Zuhörer auch wenig zu errathen übrig ließ. Auf diese Art bekam Mainhard die ganze geheime Geschichte der übelberüchtigten Mönche mit dem Vorbehalt zu wissen, daß diese Dinge nicht über des Erzählers Lippen kommen solten, und fand sich durch dieselbe so wenig erbaut, daß er sich dem Schlafe, der ihm ohnedem bis nach Mitternacht Vertragsweise zugestanden worden war, willig überließ, und die summende Stimme des Sprechers anfangs nur noch wie das ferne Sausen des Stroms, bald drauf aber gar nicht mehr vernahm.

Mainhard befand sich bald völlig in den zauberischen Reichen, die wir nur an der Hand des Traumgottes betreten. Die buntesten Bilder wechselten in seinen Nachtgesichten ab; seine Phantasie entlehnte sie nicht wie gewöhnlich, von den Gegenständen, mit denen er sich täglich beschäftigte, er sahe nicht reiche oder dürftige Fischzüge, glatte oder von Sturm gerunzelte Ströme, nicht zertrümmerte Kähne und Netze nebst deren Ergänzung, nein, ganz andre, andre Dinge, die ihm zwar völlig neu waren, aber ihn eben darum viel mehr interessirten, als alles, was ihm je wachend und im Traume vorgekommen war. Er konnte sich nicht satt sehen an den Bildern, die bald einzeln bald gruppenweis vor ihm vorüber strichen, er wußte ihre Deutung nicht, aber er behielt sie im Sinn, und wiederholte oft noch spät am Abend seines Lebens, seinen horchenden Enkeln, daß er in dieser Nacht die erste Ahndung genommen habe, daß er nicht zum Fischernetz geboren sey, und daß er einst in höhern Sphären würksam seyn sollte.

Mainhard trank immer tiefer, berauschte sich immermehr aus dem Zauberbecher des traumreichen Schlummers, und seine Seele wanderte in so weit entfernten Regionen umher, daß sie natürlich wenig von dem vernehmen

konnte, was um die Gegend vorging, wo der Körper ruhte; eine heftige Erschütterung war nöthig, die irrende Wanderin aus ihren Zaubergefilden in die wirkliche Welt zurück zu rufen, wenn nicht eine der wichtigsten Stunden von Mainhards Leben sollte versäumt, und er durch diese Versäumniß zu daurenden Selbstvorwürfen verdammt werden.

Schon lang hatte der junge Fischer im Schlummer ein entferntes Tosen, wie Windsbrausen oder Wellenungestüm vernommen, und seine geschäftige Seele hatte dasselbe, so gut sie konnte, in ihre Traumideen verwebt. Mainhards Gesichte wurden dadurch am Ende weniger angenehm, sein Schlaf unruhiger, die Besonnenheit kehrte allmählig zurück. Jezt ein heftiger Schlag, und er erwachte völlig.

Ein vom Sturm losgerißner auf ihn herabgestürzter Ast des Baums, unter welchem er geschlummert hatte, war es, was ihn so unsanft aus seinen Träumen empor riß. Er sprang auf, und rieb die verlezte Schulter. Rund um ihn war Nacht, der Wind heulte fürchterlich, der Strom rauschte, da kam ihm ein plözlicher Gedanke an jene Nacht, da er und sein Vater auf ähnliche Art geweckt worden wären, ihrem verunglückten Gefärthen sein Leben auf einige Stunden zu fristen; diesem

Gedanken folgte ein zweyter an seinen Vater; er tappte nach der Stelle, wo er neben ihm gesessen hatte. Ein kalter Schauer überströmte ihn, da er ihn nicht fand, er rufte ängstlich seinen Namen; keine Antwort, aber jetzt ein neuer Windstoß, mit einem Erbeben des Ufers, mit einem Geräusch vergesellschaftet, das Mainharden eben von jener Nacht her noch zu erinnerlich war, um ihn zweifelhaft zu lassen, daß hier ein zweyter Nachen zu Trümmern ging, daß hier wahrscheinlich ein zweytes Leben, ihm noch theurer als das Leben des unglücklichen Veit, in Gefahr sey.

Der Mond trat jetzt aus einer finstern Wolke hervor, und sahe den unglücklichen Sohn, bey welchem hier Gedanke, Entschluß und That noch schneller aufeinander folgten, als neulich sich in die Fluthen stürzen, um wo möglich zu retten, was er mit Recht für verloren hielt.

In dicker Finsterniß, auf Gerathewohl, würde der arme Jüngling muthmaßlich sein Leben vergebens gewagt haben, seinem Vater zu Hülfe zu kommen, doch hier handelte nicht kühle Ueberlegung, sondern das Feuer des heftigsten Afekts, der kindlichen Liebe. Das Schicksal begünstigte sie. Der freundliche Mond machte dem Schwimmer unter den Trümmern des gescheiterten Kahns, das Gewand seines Vaters sichtbar, das sich an einem

Gesträuch des Ufers verwickelt hatte, und die Rettung erleichterte. — Noch ging der Strom hoch, noch stürmte und tobte der Wind; der arme Jüngling ward mehr als einmal zurück geschleudert, aber endlich siegte die kindliche Liebe, sein Vater war in seinen Armen, zwar starr und ohne Lebenszeichen, doch für Mainhards Hofnung darum nicht verloren; er arbeitete sich mit seiner Bürde vollends ans Land, gewann das steile Ufer, und eilte, so viel eigene Ermattung, und die durchnäßten Kleider es gestatteten, nach der nächsten der Fischerhütten, wo er noch Licht erblickte, und wo ihm bey schleuniger Eröfnung der Thür, ein tröstendes Feuer entgegen schimmerte.

Die Hütte war nicht die seinige, aber sie gehörte einem seiner Freunde, dem er willkommen war, und der sich, als er sah, worauf es hier ankam, mit ihm vereinigte, dem erstarrten Martin all die Dienste zu leisten, die man in den damaligen Zeiten zu Rettung in Wasser Verunglückten für nöthig hielt.

Die Mühe, welche sich die beyden Jünglinge gaben, dem seelenlosen Körper wieder Wärme und Leben mitzutheilen, glückte. Martin war sogar gegen den Abend stark genug, seinem freundlichen Wirthe zu danken, und mit seinem Sohne nach seiner eigenen Hütte zurückzukehren, aber das Leben, das er von diesem Tage an führte,

war kaum ein Leben mehr zu nennen. Was auch in jener Nacht mit ihm vorgegangen seyn mochte, denn keine Frage des bekümmerten Mainhards konnte ihn hierüber zum Sprechen bringen, so waren es Dinge, die sein ganzes Wesen geändert, und ihn zu einem Fremdling in der Welt, in welche er noch zur Zeit gehörte, gemacht hatten. Mit holen Augen starrte er alles verwundernd an, was ihn umgab, und schien es nicht zu kennen; kam man denn seinem Gedächtniß zu Hülfe, so erwachte er wie aus tiefem Schlafe, und war auf Augenblicke wieder der Alte, aber nur um schnell wieder in seine Unempfindlichkeit oder in sein dumpfes Hinbrüten zurück zu sinken. Ueber alles schreckte er auf wie beym Anblick eines Gespenstes; sein Sohn selbst war ihm die meiste Zeit unbekannt und gleichgültig, und sein Gewerbe ward ganz vergessen, daher auch bald die bitterste Armuth in seiner Hütte einkehrte. Mainhard war zu unglücklich um thätig zu seyn. Kahn, Netz und alles Fischergeräth war in der vorerwähnten Unglücksnacht vollends zu Grunde gegangen, daher nichts diese Hütte vor Hunger und gänzlichen Verderben schützte als die Wohlthätigkeit des guten Urban, eben jenes jungen Fischers, in dessen Hütte man Mainhards Vater zuerst wieder zu sich selbst gebracht hatte. Urban war selbst arm, aber dies hinderte ihn nicht wohlthätig zu seyn, und in der

Wohnung des Elends alles zur Rettung des Vaters und des Sohnes zu thun.

Martins Leben dauerte kurze Zeit; als Urban sahe, daß es mit ihm zum Sterben kam, da ging er gen Kalenberg auf die markgräfliche Burg, um nach dem Bruder Siegwald zu fragen, der sich glücklicher Weise wieder daselbst befand, und von ihm die nehmlichen Dienste für Martin zu fordern, die er dem sterbenden Veit geleistet hatte; denn Mainhards Vater, dessen Verstand am Ende seines Lebens wie ein Licht kurz vor dem Verlöschen wieder hell aufflammte, hatte ausdrücklich diesen und keinen von jenen Mönchen zum Beystand in seinen letzten Stunden verlangt.

Was er dem frommen Benediktiner unter dem Siegel der Beichte anvertraute, erfuhr natürlich weder Mainhard noch Urban, auch war der erste nicht im Stande sich um irgend etwas zu bekümmern; der schnelle sonderbare Verlust seiner beyden nächsten Freunde, das tiefe Denken über das Wie und Wodurch hatte ihn so angegriffen, daß sein Freund alles für ihn thun mußte, wenn er nicht umkommen sollte.

Urban nahm nach Martins Tode seine kleine Verlassenschaft zusammen, und brachte sie, nachdem er die verlassene Hütte verschlossen hat-

te, nebst den unglücklichen Mainhard unter sein Dach, diese Verlassenschaft bestand ausser einigen Hamen und Fischreussen, aus sechs alten Kupfermünzen mit unkenntlichem Gepräg, die sich in Martins leinenem Kittel, den er in der Nacht des Unglücks trug, gefunden hatte. Er zeigte sie dem Erben, der aus seiner eigenen Tasche fünf ähnliche hervor zog, die sich bey Weiten gefunden hatten. Die beyden jungen Fischer wußten hieraus nichts zu machen, aber der Leser wird durch diesen Umstand vielleicht auf die wahrscheinliche Vermuthung kommen, daß Martin in jener Nacht genau das Abentheuer erfahren hatte, wie sein unglücklicher Bruder; die Fährgroschen der Chorherrn waren zu kenntlich, als daß man sich in der Muthmassung auf die Geber irren konnte.

Mainhard lag die ersten Tage nach seines Vaters Tode würklich krank danieder. Es kam Botschaft vom Markgrafen, er solle auf die Burg kommen, wo man mit ihm zu sprechen habe. Er war zu schwach diesen Ruf befremdend zu finden, oder ihm zu gehorchen. Urban erschien an seiner Stelle, aber er wußte von all dem nichts, was man ihn fragte, und man entließ ihn wieder nach seiner Hütte, wo er seinen Freund pflegte, bis er genaß, und nach

und nach Stärke genug gewann, daß man Thätigkeit von ihm fordern konnte.

Urban zwang ihn beynahe, mit ihm wieder fischen zu gehen, ungeachtet das, was sie erarbeiteten, kaum nennenswerth war. Beyde waren arm und trieben ihr Gewerbe sehr im kleinen, hier war weder von Netzen noch Kähnen die Rede, der langweilige Gewinn mit den Hamen erhielt sie allein, und hätte sich nicht zuweilen das Glück mit ins Spiel gemischt, und ihnen irgend einen grossen oder seltnen Fisch, der auf die markgräfliche Tafel taugte, beschert, sie hätten kaum ihr Leben hinbringen können.

Höre, Mainhard, sagte Urban eines Tages, da sie mit der Angel in der Hand am Ufer des Stroms saßen, es sind seltsame Dinge in der Zeit vorgefallen, da du an nichts ausser dir Theil nehmen konntest; und mich dünkt, du oder vielmehr die Verstorbenen sind mehr in dieselben verwickelt als man denken solte. Daß du bald nach deines Vaters Tode zum Markgrafen gefordert wurdest, und ich an deiner Statt erschien, habe ich dir bereits gesagt; sie thaten da allerley wunderliche Fragen an mich, die ich nicht beantworten konnte. Ich verbürgte mich für dich, daß du eben so unwissend wärest als ich, und es scheint, man hat

uns geglaubt, denn weder du noch ich sind seit der Zeit in Anspruch genommen worden. Soviel ist mir aus den Fragen, die man an mich that, gewiß, daß dein Vater und dein Vetter dem Pater Siegwald auf ihrem Todenbette Dinge in das Ohr gesagt haben müssen, die er wieder dem Markgrafen ins Ohr gesagt hat, und deren Folgen wir bald sehen werden. Die geistlichen Herrn dort drüben auf dem Berge müssen mit ins Spiel gemischt worden seyn, denn man spricht stark von Aufhebung ihres Klosters.

Was kümmert das dich und mich, erwiederte der traurige Mainhard; rede nie von den Verstorbenen, sage mir, wie mir geschehen ist, daß ich, noch vor kurzer Zeit durch ihren Umgang erfreut und unterstützt, nun auf einmal allein in der Welt bin, sage mir, wie ich mich darein finden soll, und ich will dir mehr dafür danken, als für die Erzählung all dieser Händel, die mich nicht angehn.

Wie du dich drein finden sollst? versetzte Urban, je nun, wie ich und tausend andre sich in den Verlust ihrer Väter und Oheimer gefunden haben; aber wie du um sie gekommen bist? — ja das wär so eher eine Sache, davon ich dir ein Wörtchen sagen könnte, denn un-

ter

ter uns, ich habe ein feines Liebchen auf der Burg, das bey einer Zofe der Markgräfin wohl gelitten ist, und durch sie habe ich, wenn ich etwa einmal Fische aufs Schloß brachte, die ganze Mähr erfahren, so schauerlich und erstaunenswürdig, wie sie den Verstorbenen dort drüben in jenem Winkel an der Weide begegnet ist. Ich werde mich wohl hüten, diese Stelle wieder zu betreten, am wenigsten des Nachts; doch jetzt ists heller Tag, und man kann von solchen Dingen kühnlich reden.

Urban hatte würklich auf dem Schlosse viel von der nächtlichen Mönchsschifferey erfahren, welche Veiten und Martin zum Lohn für ihre ungebührliche Geschwätzigkeit den Tod brachte. Pater Siegwald, der sie aus der Beichte der Verstorbenen kannte, hatte sie auf deren Verlangen dem Markgrafen entdeckt, dieser hatte vor seiner Gemahlin, der schönen Agnes, kein Geheimniß, und so war es allerdings Möglichkeit, daß diese verborgenen Dinge gradatim vermehrt und verbessert, aus dem Kabinet der Markgräfin in den Mund der Zofen, und von diesen zu Urbans Ohren gelangt seyn konnten.

Die Redseligkeit, welche dem Fischergeschlecht, laut der Sage, angebohren seyn soll, war auch dem guten Urban in reicher Maaße eigen, und

so erfuhr Mainhard, er mochte sich wehren und sträuben wie er wollte, in wenig Minuten alles, was die Leser theils auf vorigen Blättern gelesen haben, theils muthmassen können; und Urban hing seiner Erzählung die nochmahlige Betheuerung an, wie diese Dinge den Chorherrn den Untergang bringen könnten.

Nun lautete es, nach unsern heutigen Grundsätzen, fürwahr wohl seltsam, daß eine Geschichte wie das Fischermährlein, in welchem Gespenster und Nachtgeister die Hauptrolle spielten, lebenden unverdächtigen Personen, die bey dem Handel gar nicht gegenwärtig gewesen waren, Verantwortung oder Nachtheil bringen könne, aber es hatte mit den Umständen, welche eine Person graviren konnten, damals eine ganz andere Bewandniß als heute bey Tage, auch waren die Chorherrn keinesweges unverdächtige Personen; der Markgraf, ihr ehemaliger Nachbar, hatte schon längst Muthmassungen über ihren Lebenswandel gehegt, die nur eine Bestätigung wie diese brauchten, um eine strenge Untersuchung nach sich zu ziehen. Die Schiffsgesellschaft, an welcher sich Martin zu Tode fuhr, hatte deutlicher von ihren lebenden Brüdern gesprochen, als Veits Fährgenossen; statt des mistönenden Geflüsters, von welchem dieser nur den Namen Medardus, Medardus ver-

stehen konnte, hatte Martin deutlichere Worte vernommen, die laut von den Vergehungen der verdächtigen Chorherrn sprachen, und den unglücklichen Fischer zum Warner und Bußprediger für die Sünder ernannten; ein Auftrag, zu welchem sich der arme Alte durch die Folgen seines Abentheuers unfähig befand, und den er erst in seinen letzten Stunden, doch nicht an die Behörde, sondern an den Benediktiner ausrichtete, vermuthlich in der Ueberzeugung, daß dieser fromme und gelehrte Mönch, mit Zuziehung des Markgrafen nachdrücklicher predigen würde als er.

All diese Dinge wußte Urban ganz genau, doch er wußte nach Art dieser Leute noch mehr als die Wahrheit. Jenem Kloster, fuhr er fort, droht, wie du aus meinem Berichte siehst, der völlige Untergang, und meines Erachtens, wird es wohl geschleift und der Erde gleich gemacht werden müssen. Es wird den Mönchen nichts helfen, daß sie von der Geschichte des Abts Medardus nichts wissen wollen, es wird ihnen nichts helfen, daß sie zu Vernichtung der Sage, ihr gar nicht schönes Madonnenbild auf dem Hochaltar aufweisen, auch frommt es ihnen nicht, daß sie sich in Ansehung ihres gegenwärtigen Wandels weisbrennen, und alles auf bösliche Ver-

säumdung des Argen, ihres Erbfeindes, schieben; aber eines könnte sie retten, und weißt du was?

Ach laß mich! rief der unmuthige Mainhard, der sich lieber allein als bey diesem Schwätzer gesehen hätte, und dem überhaupt bey allem unnützen und verbotenem Gespräch die Ohren schmerzten. Ach laß mich, und behalt all deine Gerüchte aus der Burgküche für dich, sie tragen zuviel Spuren von ihrem Ursprung, um mich zu interessiren.

Höre also, fuhr Urban fort, der sich nicht irre machen ließ, ein Mittel ist noch übrig, die Mönche zu retten, sie haben sich dessen bedient, und kein Zweifel, man wird ihren Vorschlag annehmen. Es ist weltkundig, und auch dir muß es bekannt seyn, daß Kaiser Heinrich, der Vater unserer gnädigen Frau der Markgräfin, unter dem päbstlichen Bann gestorben ist; die heilige Erde, welche sonst jedem guten christgläubigen Menschen nicht versagt wird, ward ihm nicht gegönnt; schon ins dritte Jahr ruht sein Leichnam auf der Baare vor dem Hochaltar in St. Afra Kapellen zu Speyer. Keine Kirche, kein Kloster vergönnt seinen Gebeinen die Stelle; wie meynst du, wenn jene Mönche sich dazu erboten hätten, wozu keine andre Brüderschaft sich verstehen wollte? wenn der verbannte Körper, — Gott sey der Seele

gnädig! — dort endlich zur Ruhe gebracht und die Thränen der Markgräfin gestillt würden, die um den irrenden Schatten ihres Vaters Tag und Nacht fliessen? glaubst du dann, daß man es mit den gefälligen Chorherrn so genau nehmen, und gewisse Dinge allzuscharf untersuchen würde? glaubst du — —

Höre, Urban, unterbrach hier Mainhard den politischen vielwissenden Fischer, ich will dir nach deiner langen Rede auch ein Wort sagen: Von dreyerley Wesen ist es dem gemeinen Manne gut und nütz zu schweigen: von Verstorbenen, von Fürsten, und von der Geistlichkeit. Ich für meinen Theil redete und hörte nie gern etwas übles von ihnen; von den beyden ersten nicht, denn sie sind mir zu hoch, und von den letzten nicht, weil ich ihnen viel zu danken habe. Ein Mönch, eben einer von jenen verlästerten Chorherrn war es, der mich Lesen und Schreiben lehrte; er gab mir, als er mich aus der Schule entließ, zur Zugabe noch diese Lehre: — Du bist ein Fischer, Mainhard, sagte er, nimm dir von den Dingen, mit denen du täglich umgehst, Regeln zur wahren Lebensweisheit: Heiter und still sey deine Seele wie der Strom, wenn er ruhig dahin fließt, und das Bild der Sonne von tausend kleinen Wolken zurück wirft. Sey stumm

und taub wie die Fische in Dingen, die dich nicht angehen, und hüte dich vor Netzen. Netze werden dem Menschen auf jedem Schritte gestellt, und oft ehe er es denkt, ist er schon gefangen. Diese güldnen Regeln habe ich unabhängig in meinem Herzen, und es würde mir lieb seyn, wenn ich auch dir sie empfehlen könnte. Jetzt laß uns aufstehn und sehen, was uns das Glück für einen Fang bescherte, deine Angel beugt sich gewaltig, ich wette, hier hat ein mächtiger Fisch angebissen.

Urban, welcher nichts zu antworten wußte, pfiff ein Fischerlied, und zog seine Beute herauf, sie ward würdig erkannt, morgen auf der markgräflichen Tafel zu prangen; und Urban war so gefällig, Mainharden die Ehre des Ueberbringens anzutragen. Nein, sagte der junge Fischer, gehe du selbst; du weißt auf der Burg Neuigkeiten und ein feines Liebchen zu finden, dies ist nichts für mich, ich scheue den Eingriff in deine Rechte. — Hierauf schied man mit einem treuherzigen Händedruck, und Mainhard ging zum erstenmal wieder in seiner verlassenen Hütte zur Ruhe. Ich muß, sagte er zu sich selbst, keine von meinen Lebensregeln unerfüllt lassen. Es ist Zeit, daß ich diese endlose Traurigkeit bekämpfe, und meine Seele wider das Bild des Stroms seyn lasse, wenn er

ruhig dahin fließt, und von jeder seiner kleinen Wellen das Bild der Sonne zurückstrahlt.

Wohl hatte Mainhard Ursach sich mit festem Muthe gegen Gram und Unmuth zu rüsten, da ihn des andern Morgens ein neuer Verlust kränken sollte. Mainhard hatte ein zärteres gefühlvolleres Herz, als sonst in der niedern Volksklasse, zu welcher er gehörte, gewöhnlich ist. Das Unglück konnte ihn auf keiner empfindlichern Seite fassen, als wenn es seine Freunde antastete. Die zwey liebsten hatte es ihm schon entrissen, nun sollte er auch den letzten, seinen Jugendgefährthen Urban verlieren, der, so albern und geschwätzig er auch war, doch seine volle Zuneigung hatte; und dem er sich durch die Bande der Dankbarkeit noch fester verbunden fühlte. Urban hatte ein gutes Herz, er hatte in den Tagen des Unglücks viel an Mainhard gethan, das dieser ihm nie vergessen durfte.

Mainhard nahm des Morgens sein Fischergeräth auf die Schulter, und machte sich auf, an Urbans Thür zu klopfen, die er verschlossen fand. Er entsann sich, daß er vom Schlosse noch nicht zurück seyn konnte, und ward ruhiger. Aber als er bis an den Mittag am Donaustrande gesessen hatte, und sein Freund noch nicht erschien, da ward er unruhig. Das Bild der Sonne spiegelte sich nicht mehr in den Wellen des Stromes,

der Sturm wüthete und vertrieb die kaum entstandne Stille.

Mainhard ging seinem Gefärthen mehr als die Hälfte des Weges entgegen, wo er ihn zu finden hoffen konnte, er fragte die bekannten Fischer, die ihre Netze trockneten, er fragte jeden der ihm begegnete: habt ihr meinen Freund Urban nicht gesehen? Nein, nein! war die Antwort, die aus aller Munde ertönte, und er kehrte traurig zurück.

Er setzte sich unter die hole Weide, um das Andenken seiner Verstorbenen zu feyern, die Thränen um sie mischten sich in die um Urban. Die Dunkelheit kam heran; er fürchtete sich nicht an dem schauerlichen Orte, er wollte hier übernachten. Immer hoffte er noch auf seinen Freund; auf dem Wege zu seiner Hütte mußte er, er mochte auch gewesen seyn wo er wollte, hier vorüber kommen, und Mainhard wollte der Möglichkeit ihn wieder zu sehen, so nahe seyn als er konnte.

So kam die Mitternacht heran; er ward schläfrig, weder für Kahn noch Netz, weder für Fischzug noch Gefärthen hatte er mehr zu sorgen, und er konnte sich also ungehindert niederlegen, den festen Schlaf der Armuth zu schlummern, die auf der Welt nichts mehr zu verlieren hat. Er hatte sich den Tag über

müde geweint und gegangen, sein Schlummer war fest, und erst gegen den Morgen begann die Zeit der Nachtgesichte, die an einer so merkwürdigen Stelle wie die, auf welcher er ruhte, freylich bedeutend seyn mußten. Doch nicht schreckend waren sie; fromme Einfalt und Rechtschaffenheit können auf jeder Stelle die Augen ruhig schliessen, kein Geist der Finsterniß wagt sich an eine Seele wie Mainhards, selbst ihre Träume werden von guten Engeln geordnet und bewacht.

Mainharden dünkte es im halben Schlummer, der nahe ans Erwachen gränzte, gar eigen, als stünde St. Peter vor ihm, nicht im päbstlichen Talar, sondern in dem Fischergewand, das ihn zum Obermeister der Gülde machte, zu welcher der schlummernde Jüngling sich zählte. Mainhard, sagte er freundlich zu ihm, nimm deine Angel, dort an der Krümmung des Stroms wartet ein Fang auf dich, der dein Glück machen wird. Ach, heiliger Mann, erwiederte der junge Fischer, den das Bild des verlornen Urbans auch in die Traumgefilde begleitete, welches Glück wird mich freuen, wenn ich es nicht mit einem Freunde theilen kann? — Wo ist Urban, mein Bruder, mein Wohlthäter? das sage mir und ich will dir mehr dafür danken, als für den grösten Fisch im ganzen Donaustrom.

Urban, antwortete das Traumbild, liegt auf der markgräflichen Burg in leidlicher Haft, weil er die Gesetze des heiligen Schweigens, die uns Fischern besonders theuer seyn sollten, gebrochen, und frey und ungeziemend geredet hat. Netze werden dem Menschen auf jedem Tritte gelegt, und Lauscher giebts an allen Orten.

Das Gesicht verschwand, Mainhard dehnte sich einigemal, rieb die Augen, und sprang rüstig empor, wie er gewohnt war. Er schaute um sich her; die Donau floß lieblich in rothem Morgenstrahl dahin; eine nicht weit entfernte Stelle, wo sich der Strom krümmte, zeichnete sich besonders durch ihr frisches Grün aus, das entzückend zu dem rosenfarbnen Lichte abstach, in welchem die ganze Gegend schwamm. — Es ist die Stelle, sprach Mainhard zu sich selbst, von welcher mein Traum sagte, wie, wenn ich hinging und mein Glück mit der Angel versuchte? — Sollte ich irgend einen guten Fang thun, so wär dieses Erfüllung von dem ersten Theil meines Nachtgesichts, und diese könnte mir zum Unterpfand dienen, daß auch dem Ende desselben zu trauen sey. Urban in der Haft des Markgrafen? — Wohl! wohl! der Markgraf ist kein Tyrann, auch ist ein Wort kein Pfeil; hat Urban sich gestern durch Reden

vergangen, so wird das ja noch wohl zu verbitten und er zu befreyen seyn.

Mainhard richtete seine Angel zu, und sezte sich auf die liebliche grüne Stelle, wo sich der Strom krümmte. Er hatte noch nicht lang gesessen, so fühlte er, daß ein Fisch anbiß, aber seine Last war so gering, daß es nach seiner Meynung kaum der Mühe lohnte, ihn herauf zu ziehen; doch that er es mit möglichster Behutsamkeit. Ein kleines mit Gold und Himmelsfarbe überströmtes Geschöpf, das schönste das je Floßfedern und Schuppen trug, zappelte vor ihm auf dem grünen Rasen; vorsichtig machte er es von dem Hamen los, und warf es in das Wassergefäß, das zu den Fischergeräthschaften gehörte, welche ihm nie ferne seyn durften, um die gefangenen Fische lebendig zu erhalten.

Man kann sagen, daß Mainhard seinen Fang für ausserordentlich wichtig hielt, oder sich allzusehr über ihn freute, aber er bewunderte ihn. Er hatte doch so eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit den Bewohnern der Ströme, aber diese Fischart war ihm nie vorgekommen. Seine Verwunderung vermehrte sich, als er das kleine Geschöpf näher betrachtete: ein zartes netzförmiges Halsband von feinem Golddrat fiel ihm in die Augen, das künstlich genug befestigt war, um so wenig verloren zu gehen, als dem zarten Körper,

den es umschloß, selbst wenn er sich ausdehnte, Schaden zu bringen. Diese Dinge hatten für den ungelehrten Mainhard noch mehr verwunderungswürdiges als sie vielleicht für einen andern würden gehabt haben; unser eins würde bey einem solchen Zufall geschwind nach seinem Antiquitätenlexicon gelaufen seyn, und unter dem Artikel Lucius Crassus, bey einer ähnlichen Geschichte von einem Fische, Murene genannt, ausgerufen haben: Es geschieht nichts neues unter der Sonnen!

Der junge Fischer verlor sich in Anschaun, Bewundern und Muthmaßen, und erst spät kam ihm der Gedanke, wie er aus diesem sonderbaren Fischzug einen Vortheil ziehen könnte. Eine Seltenheit ist dieser Fisch doch allemal, sagte er zu sich selbst, indem er eine Stange durch den Griff des Gefässes steckte und es auf die Schulter nahm. Grosse Herrn sind Liebhaber von Seltenheiten, ich will gen Kalenberg zu dem Markgrafen gehn, vielleicht, daß er das kleine Ding gut bezahlt, und — und wer weiß was noch aus der Sache entspringt. O Urban! Urban! sollte mein Traum wahr reden, und sollte ich dich befreyen!

Es war nicht anders als wenn ein guter Geist Mainharden diesen Einfall in den Sinn gäbe; so viel ist gewiß, daß er mit seiner Beute nirgend hätte willkommener seyn können als auf

der markgräflichen Burg. Man höre hievon die Geschichte:

Als nun vor mehr als zehn Jahren Markgraf Leopold von Oesterreich sein Gemahl, die schöne Agnes, heimführte, war die holde Frau mit grosser Schwermuth beladen. Ihren ersten Gemahl, den wackern Friedrich von Hohenstaufen, konnte sie bey dem zweyten Geliebten, so sehr sie es auch barg, noch nicht ganz vergessen, auch fehlte es in ihrem Hause nicht an mancherley Verdrüßlichkeiten, die wohl einer Privatperson, wie vielmehr einer Fürstin, wie die Fürstinnen damals waren, hätten Kummer machen können. Ihr Bruder, den sie sehr liebte, lebte in unabläßiger Fehde mit ihrem von ihr eben so zärtlich geliebten Vater. Dieser Vater, der unglückliche Kaiser Heinrich, lag unter vielfachen Bannstrahlen, und wußte kaum noch ob er eine Krone trug. Ach seine zu Rom erlittene Schmach konnte die grosmüthige Fürstin noch nicht verschmerzen, auch schauerte ihr die Haut, wenn sie an die Zukunft dachte, welche bald genug all das heranbrachte, wofür ihr bey ihrem weitsehenden Scharfblick schon längst gegraut hatte, Gefängniß ihres verfolgten Vaters, und sein unrühmlicher nur von ihr beweinter Tod. Ihr Gemahl der Markgraf konnte nicht helfen, oder er wollte nicht, weil er mehr auf die Seite der Gegner seines Schwiegervaters

hing, aber herzliches inniges Mitleid fühlte er gegen seine gekränkte Gemahlin. Den Kummer ihres kindlichen Herzens wollte er wenigstens zerstreuen, da er nicht zu heben war. Dieses zu bewürken sah jeder Tag ein neues Fest. Jagden, Tänze, Lustfarthen, Fischereyen und tausend andre damals modische Zeitvertreibe wechselten ab, um die holde Traurende nie mit ihrem Kummer allein zu lassen.

Diese Palliatife würkten wenig, und das wenige auf kurze Zeit. Mitten im Freudenspiel, fiel der Schmerz die bekümmerte Agnes von neuem an, und selbst da, wo sie ihrem Gemahl zu Liebe Heiterkeit erkünstelte, zeigte sich oft schnell und unvorhergesehen ein Zug von trübsinniger Schwärmerey, den man am besten unbemerkt hingehen ließ. Tausend kleine Geschichten wären hiervon zu erzählen, doch von allen nur die einzige, die hier zu unserm Zweck dient:

Markgraf Leopold hatte eine grosse Fischerey auf der Donau veranstaltet und nichts verabsäumt, diese Lustbarkeit für seine Gemahlin prächtig, neu und reizend zu machen. Nichts von allen bunten Auftritten dieses glänzenden Tages gehört für uns als derjenige, den wir eben erwähnen wollen, und der einer der lezten war. Es war weit gegen den Abend, man hatte fast den ganzen Tag auf dem Strome zugebracht und ruderte nun nach

dem Ufer, den Freuden der Tafel und des Tanzes entgegen. Die schöne Agnes schwamm in einer vergoldeten Gondel an der Seite ihres verliebten Gemahls die Donau herauf; in ihrer Hand hing nachläßig eine Angel in die Fluthen hinab, mit welcher sie den ganzen Tag, vermuthlich aus Unachtsamkeit nichts gefangen hatte. Leopold scherzte mit ihr darüber, und sie zwang sich zu lächeln. Wie? fragte sie, wie, wenn ich in diesem Augenblick einen Fang gethan hätte, der meine Fischerehre rettete? Ich fühle einen leisen Zug an der Ruthe, und ich bin neugierig zu sehen, was mir das Glück aufbehielt.

Mit geschäftiger Eil war man bemüht, der Fürstin ihren Fund zu sichern, man zog den gefangenen Fisch herauf und — es war eben derjenige, der jetzt in dem Zuber auf Mainhards Rücken plätscherte. Jedermann bewunderte ihn, niemand wollte ihn kennen. Agnes hielt ihn traurig mit tiefgesenktem Blick in der Hand; armes kleines Geschöpf! rief sie, sollte ich dich deiner Freyheit, deines Lebens berauben? ich, die gern den kleinsten Wurm beglücken möchte, ob ich gleich selbst nicht glücklich bin? nein, kehre zurück in dein Element, der Freuden zu geniessen, deren du fähig bist!

Und vielleicht morgen gesotten oder geröstet in silberner Schüssel vor mir auf der Tafel zu stehen; fiel Leopold lachend ein.

Wie das? fragte Agnes mit erschrockenern Blick als die Geringfügigkeit der Sache erforderte.

Dieser Fisch, fuhr der Markgraf fort, ist in diesen Wassern, um gefangen zu werden; ob er gleich euren Hamen entging, so wird ihn doch bald genug ein anderer heraufziehen, und ihn seiner Bestimmung, der Ehre, von Menschen verzehrt zu werden, entgegen bringen.

Das soll er nicht, der mörderische Hamen! rief die schwärmende Agnes, welcher es in diesem Augenblick war, als ob ihr und all der ihrigen Glück an dem Leben dieses Fisches hing. Man nehme ihn, und bewahre ihn auf in frischem Wasser, bis ich mich entschlossen habe, was ich zu seinem Besten thun kann.

Die junge Markgräfin, damals noch nicht siebzehn Sommer alt, sann in der That diesen Abend und die ganze Nacht auf eine glänzende Versorgung ihres Fisches; bald wollte sie ihn in dem grossen Marmorbecken ihres Gartens aufbewahren; aber der Mangel an immer neuströmenden Flußwasser hätte ihn töden mögen; bald wollte sie ihn wieder in den Strom schik-

ken,

ken, aber der mörderische Hamen, der ihm doch endlich hätte den Tod bringen können! — So dachte sie die ganze Nacht, ihre Träume handelten von eitel Netzen und Todbringenden Hamen, Bilder aus der Geschichte ihres Hauses webten sich mit ein, und am Morgen schien ihr ihr Gefangener so wichtig, so vordeutend für sie auf die Zukunft, daß der schwärmerische Entschluß zur Reife kam, den der Leser und Mainhard hier erfüllt sehen. Der Liebling der Markgräfin ward mit einem zarten goldnen Halsband geschmückt, auf dessen breitester Stelle sich die, von unserm Fischer noch nicht bemerkten Worte: Unverletzlich, befanden. Agnes setzte sich mit ihren Jungfrauen drauf wieder in ihre vergoldete Gondel, und vertraute ihren Gefangenen mit eigenen Händen dem Strome. Fahre hin, kleines Geschöpf! rief sie, indem er ihrer Hand entschlüpfte. Sollte es möglich seyn, dich einst wieder zu sehen, so würde ich dies für Unterpfand eines Glücks achten, auf das ich jetzt nicht einmal hoffen darf.

Der Markgraf hörte von diesen Dingen, und sie gefielen ihm nicht ganz, aber er that als wüßte oder beachtete er sie nicht. Mit Recht hoffte er, daß Agnes mit reifern Jahren eine männlichere Denkungsart annehmen, und sich nicht

mehr vor ihrem Hofgesinde durch ähnliche Spielereyen lächerlich machen würde.

Mainhard, welcher von diesen Dingen, die seinem Fischzuge einen so hohen Werth gaben, nichts wußte, setzte in mancherley Gedanken den Weg nach Kalenberg fort, wo man schon in der markgräflichen Küche der Zukunft eines Fischers von der Gegend des Birkhofes entgegen sah.

Gut, daß ihr kommt! rufte der Koch Mainharden entgegen, es ist heute noch keiner eurer Gesellen bey uns gewesen, und ohne Euch hätten wir diesesmal die vierte Schüssel von dem Küchenzettel hinwegstreichen müssen.

Gut vielleicht für die Tafel des Herrn, und schlimm für mich, daß ich komme! versetzte Mainhard. Man sagt, daß nicht alle Fischer zu diesem Thore ausgehen, die zu demselben eingegangen sind. Der Koch, welcher Mainhards Freund war, verstand ihn, und bestättigte mit einigen geheimnißvollen Worten, was der Fischer schon durch seinen Traum wußte, daß Urban gestern bald nach seiner Ankunft in das Burgverlies sey transportirt worden, wo er sich noch befinde.

Mainhards Muth wuchs auf diese Kunde; er versagte dem wartenden Koch den Anblick seines Fisches, und sagte, daß er gesonnen sey,

ihn dem Markgrafen als eine sonderliche Seltenheit in eigene Hände zu liefern. In den damaligen Zeiten kostete es einem geringen Manne noch nicht so viel Mühe vor einen Fürsten gelassen zu werden, als heute bey Tage. Man meldete Fischer Mainharden in Leopolds Gemach, und da dieser eben müssig war, so ward er vorgefordert.

Der Markgraf fragte nach seinem Geschäfte.

Euch diesen Fisch, den schönsten und seltensten, den ich jemals sah, in eigene Hände zu liefern! war Mainhards Antwort.

Was verlangst du für diese Seltenheit?

Ich stelle es eurer Großmuth anheim! Doch ihr würdigt meinen Fang keines Anblicks, wie wollt ihr ihn schätzen; laßt mich also fordern. Ich verlange für die Seltenheit, die ich euch bringe, weder Geld noch Geldeswerth, sondern nur die Freyheit eines jungen Fischers, welcher gestern unschuldig bey euch in Haft gebracht worden ist.

Urban? der kühne Schwätzer? unschuldig? Ha! vermuthlich sehe ich in dir seinen saubern Gesellen, der sich unter dem Vorwand von Krankheit bisher der Untersuchung über wichtige Gegenstände entzog, und der sich nun selbst

der Hand ausliefert, die seiner ohnedem nicht verfehlt haben würde. Man greife ihn augenblicklich, und werfe ihn zu seinem Mitschuldigen, daß über sie gleiches Gericht ergehe.

Mitschuldiger? saubrer Geselle? sagte Mainhard lächelnd zu sich selbst, wie ich zu diesen Ehrentitteln kommen mag? Doch das wird sich auf die kleinste Untersuchung aufklären; der Fürst ist gerecht, ich kann ruhig in den Kerker gehn, wo ich Urban finden werde, und wo ich bey meiner Unschuld so frey und sicher bin als am Donaustrande.

Mitlerweile sich die beyden Freunde im Gefängniß einer Seits mit Thränen, anderer Seits mit frohem lachenden Muthe umarmten, ward Mainhards seltner Fisch ohne Barmherzigkeit und unbesehen dem Koche ausgeliefert, ihm zu thun wie seines Amts war. Schon bewaffnete sich sein blutgieriger Arm mit dem Messer, schon schäumte in dem Kessel über dem Feuer der Wein, in welchem Mainhards köstlicher Fang sollte gesotten werden; als es dem Vollzieher des markgräflichen Befehls über die kleine Figur des Delinquenten zu misdünken begann; er untersuchte ihn genauer, und theils seine Schönheit, theils der goldne Schmuck, mit dem er geziert war, vermehrte die Verwunderung. Der Koch war einer der ältesten Be-

dienten des Schlosses, er war schon lang am Amte gewesen, als der Markgraf sich mit der schönen Agnes vermählte, nichts von all dem, was sich seit der Zeit auf der Burg zugetragen hatte, war seiner Wissenschaft entgangen, und folglich auch nicht das Abentheuer, das dem kleinen Geschöpf, das jetzt unter seinen Händen zappelte, zu dem köstlichen Schmuck verhalf, der es vor allen seines Gleichen auszeichnete. Es war ihm, als erblickte er in ihm einen alten Bekannten, sinnend stand er, und die ganze Begebenheit ging hell und deutlich aus seinem Gedächtniß hervor. Er suchte an dem goldnen Geschmeide das Wörtlein Unverletzlich, er fand es, und augenblicklich war ein Entschluß gefaßt, der das Schicksal des Gefangenen völlig änderte, und ihm statt des Kessels voll siedenden Weins, seinen Aufenthalt in einem Zuber voll frischen Wassers anwies, sich daselbst bis zur Mittagstafel, um die Zeit, da die vierte Schüssel erwartet wurde, des ausgestandnen Schrekkens zu erholen.

Ach, der Fänger und der Gefangene sollten an diesem verhängnisvollen Tage fast gleiche Angst und Schrecken fühlen. Mit ruhigem Herzen und getrosten Muthe war Mainhard zu seinem Freunde in das Gefängniß hinab gestiegen. Die Freude des Wiedersehens hatte an-

fangs jede widrige Empfindung verdrängt; nach Verfluß einiger Stunden ward das ganz anders. Der Jüngling war die köstliche erfrischende Luft unter Gottes freyem Himmel von Kindheit auf gewohnt, und die dumpfe Düsterheit des kalenberger Burgverliesses beengte sein Herz nicht wenig. Traurig schaute er um sich her, und hätte St. Peter sich nicht ausdrücklich des Worts: leidliche Haft bedient, er würde ohne Bedenken den Ort, an dem er sich an Urbans Seite befand, mit dem Namen Kerker bezeichnet haben; er konnte sich diese Disharmonie zwischen seinen Begriffen und den Begriffen des Himmelsbewohners nicht anders erklären, als daß St. Peter, so wohl der Schuzheilige der Gefangenen als der Fischer und der Päbste, vermuthlich ein wenig besser mit den Schrecknissen der Kerker bekannt seyn müsse, in welchen oft die leidende Menschheit unter dem Druck der Tyrannen schmachtete, als er, und daß er also, dieses grauenvolle Gewölbe etwa nur Vergleichungsweise mit andern, leidlich genannt haben müsse. Mainhard sah seinen Gesellen Urban mit bekümmerten Blicken an, dieser, noch zaghafter als er, weinte, und bey beyden war das Gefühl der Unschuld, und die Ueberzeugung, daß der Markgraf kein Tyrann sey,

nicht stark genug, alle Besorgnisse wegen der Zukunft zu zerstreuen.

Die Ursach, warum man mit den beyden Jünglingen so streng verfuhr, waren die Chorherrn, die durch die Aussage der beyden alten Fischer gewaltig ins Gedränge gekommen waren, und die nun, da sie sich nicht an die Verstorbenen halten konnten, Rache oder Rechtfertigung bey den Ueberlebenden suchten. Ihr Richter war gerecht, er konnte ihnen das letzte nicht ganz versagen. Man wußte, daß der junge Mainhard in jenen beyden grauenvollen Nächten, da Verstorbene auftraten die Lebenden anzuklagen, nicht weit von der Scene des Schreckens entfernt gewesen war; auf sein Zeugniß kam also hier viel an, und man war gleich anfangs hier gesonnen gewesen, ihn fest zu nehmen; doch ehe man dazu schritt, wollte man vorläufig ihn belauschen, ob sich aus seinen einsamen Gesprächen mit seinem Busenfreund Urban, irgend ein gehäßiger Anschlag wider die angeschuldigten Mönche oder sonst etwas verdächtiges erhorchen ließ, woran man sich bey seinem Verhör zu halten habe; so war dieser junge Mensch, seit seines Vaters Tode fast nie ohne Aufmerker gewesen, so hatte auch bey der gestrigen Unterhaltung mit Urban am Donaustrande, ein forschendes Ohr jede Sylbe vernommen,

und nach derselben die Sprecher beurtheilt. Urban hatte, wie wir gleichfalls hörten, profan und frey genug gesprochen, um einige Ahndung zu verdienen. Seine geläufige Zunge hatte nicht allein die Mönche, sondern auch die Ehre des markgräflichen Hauses angetastet; die Geschichte des unter dem Banne verstorbenen Kaisers war so, wie manche Begebenheit unserer Zeiten zwar weltkundig, aber gern sah man es nicht, wenn derselben auf eine freye Art gedacht wurde; dies hatte Urban gethan, und er verdiente die Strafe, die ihm auf dem Fusse nachschlich. Was Mainhardten anbelangt, so hatte er sich hier, so wie immer, auf einer so vortheilhaften Seite gezeigt, daß man ihn näher zu kennen und noch auf einige Proben zu stellen wünschte, um des für seinen Stand ungewöhnlichen Guten, das man in ihm wahrzunehmen glaubte, gewiß zu seyn.

Pater Siegwald, der Mann, den das Schicksal durch die Beichte der beyden Fischer, er wußte selbst nicht wie, in die Geschichte der unglücklichen Mönche gezogen hatte, war nebst einem von diesen Klosterherrn in eigener Person Zuhörer von Mainhards und Urbans letztem Gespräch gewesen; er nahm es über sich, den ersten, da er sich diesen Morgen in frommer Einfalt selbst in die Hände seines Richters lieferte, selbst vorzunehmen und nichts zu sparen, was theils zu Befriedigung

der Mönche, theils zu Berichtigung des Urtheils über den jungen Fischer dienen konnte. Auf diese Art wurden die Stunden dieses Morgens, des längsten, dessen sich Mainhard in seinem ganzen Leben erinnern konnte, für ihn Stunden der strengsten Prüfung; einer Prüfung, in welcher er bey seiner Unerfahrenheit und Einfalt unmöglich hätte bestehen können, wenn er nur einen Schritt breit von der Richtschnur abgewichen wär, die uns allein durch alle Irrgänge des Lebens sicher hindurch führen kann, von der Wahrheit.

Mainhard wurde von seinem Gefährthen, mit dem man sich so viel Mühe nicht gab, getrennt. Ernst, Bitten, Drohungen, und die schlauesten Künste wurden genützt, Geständnisse von ihm zu erpressen, die der Argwohn der Mönche für möglich hielt. Wo Siegwald nicht weiter konnte, da half ihm einer der Chorherrn, welchen dran gelegen war, den jungen Menschen straucheln zu machen; aber vergebens: Mainhard blieb bey seinen zwey oder drey Antworten, den einigen, die er zu geben wußte, weil es die einigen waren, die sich mit der Wahrheit vertrugen; auf tausenderley Art abgeändert nöthigte man sie ihm ab; er verredete sich nie, weil er sich, der Wahrheit getreu, nie verreden konnte. Etwas bedenklicher waren die Fragen, durch die man ihm seine Urtheile über das Kloster abnöthigen wollte, aber auch hier sieg-

te er, sie waren bescheiden, und seinen eben angeführten Regeln treu, konnte er auch hier nicht fallen.

Es ward Mittag, der Chorherr hatte sich schon nach seinem Kloster zurückbegeben, Pater Siegwald dachte an die markgräfliche Küche und schloß sein Verhör. Mainhard ward zu sparsamer Gefangenenkost zu seinem Leidensgefärthen zurückgeführt, und der Benediktiner eilte zu den duftenden Schüsseln, die an der Tafel Leopolds seiner warteten.

Während der ersten Gerichte gab es viel Gespräch zwischen ihm und dem Markgrafen über den jungen Fischer und sein vormittägliches Verhör. Siegwald bestättigte das gute Urtheil, das über Mainharden gefallt worden war, ehe man ihn noch persönlich kannte, und das sein gutes Ansehen, welches dem Auge des Markgrafen wohlgefallen hatte, so sehr begünstigte. Er sagte, er wisse niemand, der mit diesem Menschen unzufrieden seyn könne, er behauptete sogar, daß die Chorherrn Ursach hätten, sich über seine Aussage Glück zu wünschen, aber demohngeachtet meynte er, daß es eben um dieser Chorherrn willen, nöthig sey, ihn noch eine Zeitlang, etwa bis zu Austrag ihrer Sachen, in Haft zu behalten.

Armer Mainhard! würdest du wohl diesen Aufschub deiner Freyheit ausgehalten haben? Nöthiger als deinen Freunden, den Fischen das Wasser ihres Stroms, war dir der Genuß der reinen heitern Luft, und volle Thätigkeit auf Gottes freyer Erde, und St. Peter hätte dir in der That keinen schlimmern Streich spielen können, als daß er dich um diese höchsten Güter des freyen Naturmenschen brachte, indem er dich durch ein trügliches Gewerbe nach Hofe in die Hände der Gerechtigkeit lockte; ach wer würde nicht dem Heiligen einer Partheylichkeit gegen die Söhne der Kirche anklagen, hätte er den Knoten unaufgelößt gelassen, den er selbst schürzte.

Frau Agnes, die Markgräfin, hatte wenig Antheil an dem Gespräch ihres Gemahls mit Siegwalden genommen, nicht als hätte sie bey dem ganzen Handel keine Parthey gehalten, o nein, sie hing nach Weiberart nur allzusehr auf die Seite der Mönche, aber es war in den damaligen Zeiten die züchtige Sitte der Damen, vornehmlich über der Tafel nur wenig zu sprechen, und sich mehr mit Vorlegung der Speisen und Regierung der Ordnung bey Tische zu beschäftigen.

Drey Schüsseln, — die markgräfliche Tafel zählte deren nie mehr als sechse — waren

bereits vorüber, — man erwartete die vierte, und eine tiefe silberne Schale wurde vor die fürstliche Wirthin gesetzt, das darin enthaltene zu zerlegen, und unter die Gäste auszutheilen. — Sie hob die hochgewölbte Decke empor, sie schaute hinein, und siehe ein goldfarbig und lasurblaues Fischlein schwamm in klarem Wasser. Agnes staunte, schaute noch einmal, versuchte mit güldner Kelle die Sache näher zu erforschen, doch nur wenig Blicke waren nöthig, sie ihren alten Bekannten, sein güldnes Halsband, und auf demselben das Wörtlein, Unverletzlich, erkennen zu lassen.

Nichts ist im Stande, die frohe Verwunderung der Markgräfin bey diesem Anblick zu schildern. Ihre Schwärmerey hatte an das Wiedersehen ihres ehemaligen Gefangenen, gewisse Ideen gebunden, die ihr unaussprechlich theuer waren; sie hatte so viele Jahre auf dasselbe vergeblich gehoft, und nun endlich, endlich, so unvermuthet in einem Augenblicke, da es ihrem sanften Herzen gar nicht an heimlichen Bekümmernissen fehlte, mußte das kleine liebe Geschöpf sich ihren Augen zeigen, das ihre Phanthasie zu einem Thiere guter Botschaft gestempelt hatte!

Es giebt Augenblicke, da eine Kleinigkeit fähig ist, uns aus der Tiefe des Trübsinns empor zu reissen, und wie willkommen sind Dinge

dieser Art denn einem schwachen gekränkten Herzen! Agnes befand sich ganz in der Lage so etwas zu fühlen. Voll Entzücken ließ sie die Attribute der Wirthschaft sinken, schlug die Hände zusammen, und schrie mit einer Thräne im Auge: O willkommen, willkommen süsses Unterpfand von der Erfüllung meiner Wünsche! Gesegnet sey die Hand, die dich mir brachte.

Der Markgraf brach auf den lauten Ausruf der Dame, dergleichen er gar nicht an ihr gewohnt war, mitten in einem Worte ab, das er an den Benediktiner richten wollte, und fragte seine Gemahlin, was die Ursach ihrer ausserordentlichen Bewegung sey. Keine Antwort, denn die Markgräfin hatte sich eben an einen der hinter ihr stehenden Diener gewandt, ihm den Namen des Ueberbringers dieses kostbaren Fisches abzufragen. Der Gefragte entschuldigte sich mit Unwissenheit, und schützte den Koch vor, und dieser, der Mainhards Freund war, hatte diesen Augenblick nur abgewartet, um alles auszuführen was er im Sinne hatte.

Auf die erste Anforderung war er gleich bey der Hand, Mainhards Namen zu nennen, und für ihn um Freyheit zu bitten. — Mainhard? Mainhard? rief Agnes, eben der junge Mensch, von dem ich so viel gutes höre? Er, er ist der Urheber meiner Freude? O mein

Gemahl! Kann ich bey Euch eine Fehlbitte thun? werdet ihr mir es abschlagen, wenn ich fordere, daß dieser Mainhard sogleich herauf gebracht werde, damit ich ihm danken und lohnen kann?

Agnes bat und forderte; schon eins wär genug gewesen, einer Frau, die über ihren Gemahl so viel vermochte als sie, jeden Wunsch zu gewähren. Leopold lächelte, und wandte sich zu dem Benediktiner. Was meynt ihr, mein Pater, fragte er, ob unser Gefangener dieser Vorbitte geniessen darf? ich weiß ohnedem nicht, wie wir seine Einkerkerung verantworten können! Siegwald verbeugte sich, schweigend, als einer der keine Einwendung wagen mag, und Mainhard ward aus dem Burgverließ an die markgräfliche Tafel heraufgeholt.

Er war ein edler freyer Jüngling, der Muth hatte ohne Umstände mit Pabst und Kaiser zu sprechen, und er trat also ohne alle Verlegenheit ein, gleichwohl hätte es die Ehrfurcht erfordert, bestürzt und verlegen zu seyn, und in dieser Rücksicht bot man ihm ein Becherlein Weins ihn zu stärken.

Mainhard erwartete nicht, bis man ihm zu reden gebot, er verbeugte sich sittig und sprach: Herr Markgraf, wenn ein Grosser einem Geringen einen Trink Wein reichen läßt,

so ist dies ein Zeichen seiner Gnade; nichts als Gnade versehe ich mich zu euch, meinem guten und gnädigen Herrn, vergönnt mir also, ehe ich dieses auf Eure Gesundheit leere, eine freye Bitte.

Sage her, antwortete Leopold.

Die Freyheit meines Gesellen!

Warum nicht die deinige?

Ich habe nichts gesündigt, und werde also über kurz oder lang ohnedem frey werden, aber Urban hat sich vergangen — — —

Mainhard! Mainhard! du trotzest mir zu viel auf deine Unschuld!

Ich troze nicht, gnädiger Herr! Soll ich euch wiederholen, was der ehrwürdige Pater Siegwald diesen Morgen aus meinem Munde gehört hat?

O nein! guter Fischer, schrie die ungeduldige Agnes, wir wissen das alles; erst die Geschichte, wie du zu meinem Fische kamst!

Nun so tritt näher zu deiner gnädigen Frau, sagte der Markgraf, beantworte ihr was sie fragt, und wisse, daß dein Urtheil von ihrem Munde abhängt.

Oder vielmehr von meiner Unschuld, dachte Mainhard, aber gewohnt, nicht all seine Gedanken laut werden zu lassen, überging er dieses, und begann umständlich die Erzählung

von dem seltenen Fischfange. Mit Erstaunen hörte man ihm zu; die Rolle, die ein Heiliger bey der Sache gespielt hatte, gab ihr ein gewisses feyerliches deutungsvolles Ansehn, das der schwärmerischen Agnes ungemein behagte, und selbst dem Markgrafen und dem Mönche Respeckt einflößte.

Sonderbar! rief Leopold, aber die Weissagung des Heiligen ist noch nicht ganz erfüllt, wie mich dünkt.

Nein, gnädiger Herr, sie ist es nicht! Ich sollte durch diesen Fischzug mein Glück machen, und ich stehe trauriger vor Euch als ich gestern war!

O fordre, guter Jüngling! schrie Agnes, fordre! was kann dich froh machen, ich weiß wohl, daß ich dir deinen Lohn noch schuldig bin.

Gnädige Frau! die Freyheit meines Gesellen! Dieser gute Jüngling leidet um meinetwillen, wie sehr muß es mich bekümmern ihm nicht helfen zu können!

Er sey frey! erwiederte der Markgraf, dem die Gutmüthigkeit des jungen Fischers rührte, er sey frey, und du kannst ihm folgen. Aber zuvor erzähle uns noch einmal die Geschichte von den nächtlichen Abentheuern am

Do-

Donaustrande; wir sind allein, du darfst dich nicht scheuen, gewisse Herrn, die bey diesen Dingen ins Gedränge kommen, durch Offenherzigkeit zu beleidigen.

Mainhard erzählte wahr und offen, aber mit so viel Feinheit und Schonung, daß man ihn bewundern mußte. Sein fester Schlaf in den beyden Nächten der Erscheinung half ihm an den bedenklichsten Stellen sehr wohl durch, und das Uebrige, das er weder selbst mit angesehen, noch aus Veits und Martins eigenem Munde hatte, wurde als eine zweifelhafte Mähr nur auf die flüchtigste Art berührt. — Der einige Beweis, schloß er, den ich von diesen Dingen habe, sind diese eilf Kupfermünzen, die ich bey den Verstorbenen fand; sie mögen herkommen wo sie wollen, so sind sie uraltes und seltnes Geprägs, und ich bitte euch, gnädiger Herr, nehmt sie zum Andenken eurer Gnade gegen einen armen Fischer in euren Schaz auf. Kostbar gnug sind sie, denn sie wurden vielleicht mit dem Leben zweyer Menschen bezahlt.

Leopold, der sich des verständigen freymüthigen Jünglings wunderte, nahm das Geschenk an, das er ihm nach der Tafel mit eben so schwerem Golde bezahlen ließ. Mainhard hatte indessen noch eine Privataudienz bey der Mark-

Bayerische Staatsbibliothek München

gräfin, und eilte denn, seinen Freund aus dem Gefängniß heraufzuholen, den er mit allem beschenkte, was er heute von der Markgräfin sowohl als von ihrem Gemahl erhalten hatte, und ihm zugleich ins Ohr sagte, wie er Vorbitte für ihn eingelegt habe, daß ihm sein feines Liebchen, eine der schmuckesten Küchendirnen der Burg, auf gebührliche Werbung nicht versagt werden sollte. — Urban schloß voll Dankbarkeit seinen Freund in die Arme, und segnete tausendmahl die Gefangenschaft, die ihn so glücklich gemacht hatte; auch ermahnte er ihn, bald nachzufolgen, damit man heute noch die Verabredung wegen künftiger Betreibung ihres Gewerbes, das nun sehr ins Grosse gehen konnte, treffen könnte.

Aber als Mainhard zum Donaustrande zurückkehren wollte, da fand sichs, daß man ihn nicht lassen wollte. Nicht allein der Markgraf und die Markgräfin, sondern jedermann im Schlosse war ihm gewogen; auch hatte Pater Siegwald, der das günstige Vorurtheil für den jungen Menschen mit den andern theilte, Winke gegeben, die er, ein Kenner der Klosterpolitik, wohl geben konnte, daß es nicht rathsam seyn würde, Veits und Martins Sohn und Vetter, der Gefahr auszusetzen, für die Aussagen der Verstorbenen, die Rache der Chorherrn zu erfahren, und daß Main-

hard sich immer sicherer auf der markgräflichen Burg als in seiner Fischerhütte befinden würde.

So geschahe es, daß dieser gute Jüngling des Markgrafen Diener ward, der ihn zu solchen Geschäften anstellte, die er vor der Hand verwalten konnte, bis ihn sein guter Verstand und seine Lehrbegierde zu wichtigern fähig machten. Das Hofleben war gerade das eben nicht, was sich Mainhard gewünscht hätte; doch sein Schicksal wies es ihm an, und er hielt es fürs beste, sich so gut als möglich drein zu schicken.

Bey einigem Nachdenken fand er, daß er seine drey Fischerregeln hier so gut brauchen konnte als am Ufer der Donau. Die Stumm- und Taubheit der Flußbewohner, die Behutsamkeit vor Netzen war hier recht gut angewendet, und der heitre frohe Sinn, das Ebenbild des ungetrübten Stroms, erwarb ihm tausend Freunde. Man hörte ihn gern singen, und eben so gern in seinem muntern aufgeweckten Tone erzählen. Das Lied vom Fischer und der Nixe sang er fleißig, aber die Erzählung von den gespenstischen Mönchen wußte er immer klüglich abzulehnen. Frau Agnes, die ihren Leuten aufgetragen hatte, ein besonders wachsames Auge auf ihn zu haben, hör-

te dieses mit Wohlgefallen. Lange hatte sie sich gewünscht, einen treuen und verschwiegenen Diener zu Betreibung gewisser heimlicher Angelegenheiten zu haben; unter den Höflingen fand sie diesen nicht, und da nun Mainhard ihr von ihrem Gemahl auf gewisse Art gleichsam zu eigen geschenkt worden war, so ahndete ihr, daß er schon sey, oder wenigstens einst werden könne, was sie brauchte.

Einige Prüfungen waren noch nöthig, sie hierin sicher zu stellen, und jeder Tag brachte dergleichen für Mainharden mit sich. Kein Tag verging, da er nicht Gelegenheit hatte, sich mit Reden zu vergehen. Man legte ihm absichtlich Fallstricke, er strauchelte bey keiner Gelegenheit, ja er wußte kaum, daß er hätte straucheln können. Da hielt ihn die Markgräfin für bewährt, und ließ ihn eines Tages zu sich in ihr Kabinet kommen; ein heiliger Ort, den fast kein Fuß als der ihrige betrat, und der also für Mainhardten ganz neue, und um mehr als einer Ursach willen frappante Gegenstände enthielt.

Das geheime Kabinet der Markgräfin von Oesterreich war rund um mit Schildereyen behangen, die Mainhards schnelle Fassungskraft, so wie sein Blick auf diese oder jene fiel, nur gar zu wohl zu deuten wußte. Mainhard, sag-

te die Markgräfin, du siehst mich hier von den traurigsten Scenen aus der Geschichte meines Hauses umringt, ich weiß, sie ist dir nicht unbekannt; am Donaustrande ist oft frey genug davon gesprochen worden, und du kannst also urtheilen, warum meine Thränen hier so häufig fliessen. Komm, sage mir wenigstens von einigen dieser Gemälde deine Gedanken, damit mein Kummer gerechtfertigt werde.

Mainhard erröthete, und sein Herz schlug bänglich empor, denn jetzt war es ihm in der That, als wenn er sich auf einem schlüpfrigen Pfade befände, wo es leicht sey zu straucheln.

Hier dieses Mordfeld, sagte Agnes, indem sie auf ein grosses Schlachtgemälde zeigte, dieser Blutanger, wo Brüder, Brüder erwürgen, was stellt es vor? Kennst du die Ursach, warum hier zwey Markgrafen von Oesterreich wider einander wüteten, und was meynst du wie mir ist, wenn ich denke, daß mein Gemahl aus diesem Hause stammt.

Mainhard dachte augenblicklich an die Geschichte der schönen Ida, der Kaiserstochter, und der beschimpften Henna von Pohlen; aber er hatte nicht darum seinem Vater ehemals die kühne Erwehnung dieser Dinge verdacht, um sich hier gleiches Fehlers schuldig zu machen.

Gnädige Frau, sagte er, die Verirrungen der Grossen und der Kleinen deckt das Grab. Die Gegend, Nordfeld genannt, aber ist mir gar wohl bekannt; mein Vater hat sie oft bereist, und mich aus der Erfahrung versichert, daß dort selbst kühne Gedanken von Verstorbenen nicht ungestraft bleiben.

Agnes war abgefertigt, und wandte sich zu dem zweyten Gemälde. Diese stolze Burg, sagte sie, von welcher ein Priester und eine Dame, auf einem armen *) Büssenden herabschauen, der mit blossen Haupt und Füssen unten auf kaltem Pflaster um Gnade fleht, ist in Rom gelegen, vielleicht, daß du sie einst sehen wirst: Was hältst du von den drey Hauptfiguren dieses Stücks?

Gnädige Frau, erwiederte der kluge Fischer, das Bild stelle vor was es wolle, so dünkt mich die Buhlerin dort oben und ihr Geselle verlarvte Teufel, die über einen gefallenen Heiligen triumphiren.

Und, fuhr Agnes fort, indem sie in Thränen ausbrach, was wirst du sagen, wenn dir dieses Bild zeigt, daß die Verfolgung dieses Un-

*) Die beleidigende Art, mit welcher der unglückliche Kaiser Heinrich von dem Pabst und der Markgräfin von Thuscien auf der Engelsburg bewillkommt wurde, ist zu bekannt, um hier umständlich in einer Note zu stehen.

glücklichen nicht mit seinem Leben aufhörte, daß man noch jetzt, fast drey Jahr nach seinem Tode, seinen Gebeinen die heilige Erde versagt, daß sein heimloser Schatten nächtlich um das Lager seiner gekränkten Tochter schwebt, und von ihr die letzte Wohlthat erfleht, die auch dem Geringsten zu theil wird, und die sie ihm, ach! nicht gewähren kann!

Mainhard stand jetzt vor einem grossen Gemälde, das die Hauptseite des Kabinets einnahm; es war, das sahe er, hätte es auch der Mahler, nach der Sitte seiner Zeit nicht unter seine Arbeit geschrieben, es war St. Afrä Kapelle zu Speyer. Auf niedriger ungeschmückter Baare lag der Leichnam des im Banne verstorbenen Kaisers. Auf dem Altar, vor welchen dieses armselige Prunkbette stand, flammte eine einige Kerze, die die grauenvolle Dunkelheit sparsam erhellte. Eine verhüllte Gestalt, vermuthlich Agnesens, die sich von dem Mahler hatte an den Ort versetzen lassen, wo sie mit all ihren Gedanken lebte, hing Hände ringend über der modernden Leiche, und ein schüchterner Blick gen Himmel, schien von dorther das zu erflehen, was Menschen ihr nicht gewähren konnten.

Agnes wiederholte schluchzend ihr: Was meynst du? aber Mainhard, von dem schauervollen der Vorstellung, noch mehr aber von den

rührenden Kummer seiner Gebieterin tief erschüttert, antwortete nicht als mit seinen Thränen. — O, rief die Markgräfin, jetzt kenne ich dich ganz! du kannst nicht nur schweigen, du kannst auch fühlen! Prüfen wollt ich dich, ob du vernünftig und bescheiden über bedenkliche Dinge zu sprechen wüßtest, jetzt weiß ich mehr. Du bist ganz der Mann, den ich zu Ausführung meiner Absichten brauche, gehe hin, und komm morgen wieder, um zu erfahren, was ich von dir fordere.

Das kindliche Herz der Markgräfin war fast so lang sie lebte, denn ohngefähr so lang dauerte das Unglück ihres Hauses, mit nichts, als mit dem Kummer um das Schicksal ihres Vaters erfüllt gewesen. So lang er lebte, flehte sie um Ruhe für den Gequälten diesseit des Grabes; diese Hofnung täuschte, und all ihre Wünsche, für ihn beschränkten sich jetzt auf eine friedsame unbeschimpfte Gruft? Der kleine Goldgeschmückte Fisch, den die fromme Schwärmerin, so lang Kaiser Heinrich lebte, immer als den Vorboten irgend eines erhaltenen Sieges, irgend eines gewonnenen Vortheils für ihren unglücklichen Vater wiederzusehen gehoft hatte, mußte ihr jetzt nach dessen Tode Unterpfand der Erlangung des kleinsten Gutes werden, das man für einen Sterblichen begehren kann. Wie

eng ziehen sich unsere Wünsche zusammen, wenn das Glück uns alles versagt! Agnes wünschte für den, den sie vor kurzem gern als unumschränkten Monarchen der ganzen christlichen Welt gesehen hätte, jetzt nicht mehr als ein vier Ellen weites Räumlein heiliger Erde, sie glaubte, das Mittel zur Gewährung ihres Wunsches in Mainhard gefunden zu haben. Die Art, wie ihn das Schicksal bey ihr einführte, war so sonderbar. Der Fisch, Sankt Peter, das ungewöhnliche, das der junge Mensch für seinen niedrigen Stand in sich vereinigte, alles kam zusammen, ihr ihre Plane als ausführbar vorzustellen; die letzte Scene mit ihm im Kabinet vollendete ihre Vorurtheile für ihn, und der Befehl, den er des andern Tages erhielt, war nichts geringers, als mit Briefen und mündlichen Aufträgen an einige Prälaten nach Rom zu reisen, und das letzte zu versuchen, was sich thun ließ, den verbannten Leichnam des Kaisers von der Stelle wo er lag, wo ihn Tag und Nacht die verweinten Augen seiner Tochter sahen, an einen heiligen Ort zu bringen.

Mainhard erhielt seine Instruktion; er reiste, und während seiner Abwesenheit kam zu stande, wozu die Geschichte seines Vaters und Oheims die erste Anlage gemacht hatte.

„Die angeklagten Mönche alles dessen zu überweisen, wessen sie in jenen schauervollen Nächten von den Geistern ihrer Vorfahren beschuldigt worden waren, war Unmöglichkeit! Leopold war gerecht, er ließ den Prozeß von dieser Seite ganz fallen, aber indessen hatte doch diese Begebenheit zu Untersuchungen Anlaß gegeben, welche wenigstens so viel bewiesen, daß das Leben der geistlichen Herrn, der ehemaligen Nachbarn des Markgrafen, eben nicht nach den allerstrengsten Regeln eingerichtet war. Einige Bischöffe wurden hier zu Rathe gezogen, es traf sich, daß sie jenem Kloster abhold waren, und sie trugen also, statt Vertheidigung ihrer Brüder, darauf an, die Sache nach Rom zu melden, und von dorther Vergunst zu Hegung der Gerechtigkeit zu holen. Die Sache war kurz zuvor zu Stande gekommen, ehe Mainhard seine römische Reise endigte, und der Bote, welcher des Pabsts Willensmeynung dem Markgrafen überbringen sollte, begegnete dem Vertrauten der Markgräfin, als dieser eben zur Engelsburg eintritt.

Während dieser dort seine Geschäfte klüglich betrieb, erhielt Leopold zu Kalenberg das päbstliche Breve, das ihm mehrere Gewalt über die unglücklichen Ordensleute gab, als er zu nützen Willens war. Leopold liebte überall nicht

nur Gerechtigkeit sondern auch Milde, er begnügte sich, die strafbarer Handlungen unbestreitbar Ueberwiesenen aus dem Kloster zu verbannen, und sie mit einem mäßigen Zehrgelde ihrem Schicksal zu überlassen; die übrigen wurden von den Bischöffen zu Annahme der Regel des heiligen Benedikts gebracht, und da unter den Verwiesenen sich leider auch der Abt befunden hatte, so bekleidete man, auf das Verlangen des Markgrafen, den Pater Siegwald mit dieser Würde, einen Mann, der durchgängig einen guten Ruf hatte, und nicht allein bey Leopolden, sondern selbst bey den Mönchen, zu deren Verdrüßlichkeiten er hatte mitwürken müssen, in Liebe und gutem Ansehn war.

Agnes verhielt sich bey der ganzen Sache leidend, weil sie nicht anders konnte; wir wissen, was ihr auf dem Herzen lag, und da sie die Hebung ihres Kummers nur von den Händen der Geistlichkeit erwarten konnte, so war es ihr nicht gleichgültig, dieselbe in irgend einem Geschlecht ihrer Söhne gekränkt zu sehen.

Mainhard, ihr Vertrauter, hatte in Rom Schwürigkeiten zu überwinden, denen vielleicht der klügste Weltmann nicht gewachsen gewesen wär; da er in Rücksicht auf den Verstand von der Natur nicht vernachläßigt war, und mit dem empfangenen Pfunde zu wuchern wußte, so

half er sich mit seinem teutschen Geradsinn und Redlichkeit überall hindurch, und langte, freylich erst nach Verlauf eines ganzen Jahrs, wieder auf der markgräflichen Burg an, wo man ihn wohl vermißt, aber sich gern mit der Meynung befriedigt hatte, seine Gönnerin, Frau Agnes, habe ihn an den Hof ihres Bruders geschickt, sich daselbst ein wenig besser zu dem Stande eines fürstlichen Dieners auszubilden; und ausgebildet war Mainhard würklich, da er wieder erschien; man kannte in ihm kaum mehr den einfältigen Fischerknaben. Jahrelange Beschäftigung mit den wichtigsten Dingen, jahrelanger Umgang mit den vornehmsten und weisesten Männern, die in ihm den Fischer nicht ahndeten, weil er Lesen, Schreiben und ein wenig Latein verstand, konnten eine solche Veränderung wohl bewürken.

Mainhard übergab bey der ersten Audienz der Markgräfin ein eigenhändiges Schreiben vom Pabst, das ihr die volle Gewährung ihrer Bitte, doch nur auf eine Bedingung versprach; welches dieselbe war, werden wir aus einem Gespräch zwischen ihr und ihrem Gemahl, wo sie sich der Ausdrücke des heiligen Vaters fast wörtlich bediente, am besten erfahren.

Leopold sahe eines Tages mit der schönen Agnes kurz nach der Mittagstafel aus den Fen-

stern seiner Burg auf die Fluthen der vorüberströmenden Donau. Agnes war still und traurig, ihre Thränen träufelten, fast ohne daß sie es fühlte, über ihre rosigen Wangen in den Strom.

Was weint meine Geliebte? fragte der zärtliche Gemahl.

Ach, mein Herr, antwortete sie, die Ursach meiner nie versiegenden Thränen kennt ihr ja, und sollen sie sich nicht vermehren, so wie die Möglichkeit schwindet, daß sie je könnten getrocknet werden?

Wie das? meine Traute.

Wir vertreiben die Söhne der Kirche, wir nöthigen dem heiligen Vater grausame Befehle wider sie ab, und wir wollen noch hoffen, daß er seinen Fluch zurückziehen und uns verstatten wird, die Pflichten zu erfüllen, die wir so lang verschieben mußten? O St. Afra! St. Afra! wenn wird mir es vergönnt seyn, die Asche meines Vaters deiner Hut zu entnehmen, und sie zur langen Ruhe bis an den letzten Tag der Welt einzuführen? Agnes weinte sehr, und der Markgraf voll tiefer Rührung schloß ihre Hand in die Seinige.

Sprecht, meine Theure, rief er, was soll ich thun, um Eure Wünsche zu befriedigen? Eine neue Gesandschaft nach Rom? Neue Vorschläge an den Pabst? —

O nein, mein Gemahl, ihr wißt, was die ersten fruchteten. Euren Abgeschickten fehlte es entweder an Ernst oder an Fähigkeit, meine Angelegenheiten zu treiben. Ich glaube, wenn ich Fischer Mainharden nach Rom gesendet hätte, er würde mehr ausgerichtet haben.

Und was fordert meine Agnes denn sonst von dem, der ihr nichts versagen kann?

Hörtet, was mir diese Nacht geträumet hat. Ihr wißt, wie deutungsvoll immer meine Träume waren, und könnt also urtheilen, wie wichtig mir derjenige seyn muß, den ich Euch jetzt erzählen will: Ich flehte an den Stufen des heiligen Stuhls um die Ruhe der Gebeine meines Vaters. Da antwortete mir der Statthalter Christi mit ernster Stimme: Stehe auf, Agnes, und fordre keine Unmöglichkeit! So lang man die Fehler meiner Söhne noch aus der Tiefe hervorgräbt, um sie dem Spott der Profanen zur Schau zu stellen, so lang muß auch der unbeerdigte Leichnam Heinrichs von seinen ungebüßten Verbrechen zeugen. So lange die Verbannten jenes Klosters noch heimlos in der Wildniß umher irren, so lange schwebe auch der Schatten deines Vaters in bänglicher Ungewißheit um die modernden Gebeine, die keine heilige Erde deckt. Weine nicht, ich weiß, du bist unschuldig, aber wie hat dein Gemahl wider

jene Mönche gewütet, die, was sie verbrachen, längst durch strenge Büssungen getilgt haben!

Gewütet? unterbrach hier Leopold seine Gemahlin. Habe ich das? konnte man schonender mit überwiesenen Verbrechern handeln als ich?

Dies wars, was auch ich einwenden wollte, versetzte Agnes, aber ein strafender Blick des heiligen Vaters hieß mich schweigen. Herr, sagte ich endlich mit Zittern, du weißt wohl, daß das, was wir thaten, mit deinem Beyfall, deiner vollen Zustimmung geschah.

Ha! sprach der Pabst mit bitterm Lachen, man kann dem Vater wohl die Ruthe entwinden, um seine Kinder zu züchtigen, aber gewiß haßt er allemal die Ankläger, und ist weniger ihnen als jenen Gefallenen zur Verzeihung bereit.

Ihr seht, mein Gemahl, wider die Gerechtigkeit dieser Aeusserung ließ sich viel einwenden, aber — wer darf mit einem Gewaltigen rechten? Ich schwieg und fragte am Ende blos, womit wir uns diese Verzeihung erwerben könnten?

Ey, das hättet ihr nicht thun sollen, fiel hier der Markgraf abermals ein, was kann uns unser Gegner aufbürden, wenn wir uns so in seine Gewalt hingeben?

Mein Gemahl, rief die schmeichelnde Agnes, ich träumte! — Hört nur noch die Forderung des heiligen Vaters, und denkt euch denn meine Wünsche. — Agnes, sagte der furchtbare dreyfachgekrönte Mann, ein Weg ist übrig zu Erlangung deines Wunsches, schlägst du diesen ein, so schwöre ich dir bey St. Peters Haupt, die Thomkirche zu Speyer soll willig ihre Thore öffnen, den Leichnam Kaiser Heinrichs ihre ehrlichste Ruhestelle zu gewähren: Bewege deinen Gemahl zwey Klöster zu bauen, so — —

Zwey Klöster? unterbrach sie hier Leopold abermals — Nein, das ist zu viel! — soll ich all meine Schätze leeren, oder meine Unterthanen mit unerträglichen Lasten beschweren, um — —

Nun so gehe hin, arme Agnes! rief die Markgräfin mit gerungenen Händen und gen Himmel strömenden Augen, gehe hin und sey elend bis an den Tag deines Todes, der ohnedem nicht mehr fern seyn wird!

Aber um aller Heiligen willen, meine Theure! schrie Leopold, zwey Klöster zu bauen und zu dotiren, welche Forderung! — Höret mich, wir wollen theilen. Ein Kloster zu bauen war ich längst willens, ich gelobte es Gott in meiner

ner letzten Krankheit, und dachte es zum heiligen Kreuz zu nennen. Holz und Steine liegen bereits fertig, der Plaz ist ausersehen und abgemessen; gebietet, und man beginnt morgen das Werk!

O mein Traum! mein Traum! schluchzte Agnes!

Träume, meine Theure, fiel der Markgraf ein, sind ein luftiges Ding, ein Spiel der Winde, wie dieser Schleyer, der auf euren schönen Locken woget, und den euch der Sturm jetzt entführen wird.

Er entführt mir ihn nicht! lächelte Agnes unter den Thränen, drey Demantnadeln halten ihn fest! —

In diesem Augenblick setzte der Wind, der lang schon sein muthwilliges Spiel mit dem Hauptschmuck der Markgräfin getrieben hatte, noch einmal an, und führte den köstlichen Schleyer davon, über Strom und Wiese, über Feld und Wald; eine Wolke von Staub kräuselte sich ihm nach, und brachte ihn, der nun doppelt gekränkten Dame, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aus dem Gesicht.

Agnes weinte und rang die Hände, nun nicht mehr allein über die versagte Bitte, sondern auch über den geraubten Schmuck, der ihr

als ein Geschenk ihres ersten Gemahls, theurer war, als alle ihre Kleinode. Es war ein köstlicher Goldgewürkter Schleyer mit einer Perlenkante; Friedrich von Schwaben hatte ihn bey einer einsamen andächtigen Reise nach dem heiligen Lande — (Kreuzzüge *) gab es zu seiner Zeit noch nicht) — von einem Persianer gekauft. Worte der Liebe waren drein gewebt, die Agnes, als in heidnischer Sprache abgefaßt, zwar nicht lesen konnte, deren Sinn sie sich aber so rührend dachte, daß sie sie nie ohne Thränen um Friedrich ansehen konnte.

Der Jammer der Markgräfin trieb sie und ihren Gemahl vom Fenster hinweg. Ueberall wurden Boten ausgesandt den verlornen Schleyer zu finden, aber einer nach dem andern kam unverrichteter Sachen zurück, und es schien, Agnes müsse sich in ihren unersetzlichen Verlust ergeben.

Meine Gemahlin, sagte der Markgraf einst zu ihr, als sie schon gefaßt genug war, um ein ernstliches Wort über diese Dinge anzuhören. Ihr wißt, bey welcher Gelegenheit Euch dieser Verlust betraf; sollte er nicht ein Wink von Himmel seyn, euch unmöglicher Wünsche zu

*) Aber sie waren ihrer Geburt nahe, diese Geschichte trug sich zu um das Jahr 1080 und 1090, that Godfried von Bouillon den ersten Ritterzug nach Palästina.

begeben? Träume, sagte ich jenesmals zu Euch, sind so ein leichtes Spiel der Winde wie dieser Schleyer! Im Augenblick faßte der Wind diesen dächte ich endlich genug beweinten Hauptschmuck, und entführte ihn. O laßt doch Euren Traum, den ihr Tag und Nacht mir vorhaltet, auch vom Winde verweht seyn. Ein Kloster ist Euch versprochen, und bey Gott, ich halte es Euch, ein zweytes kann ich euch so wenig bewilligen, als ihr Euren Schleyer wiederfinden werdet!

Wie? schrie Agnes, so wenig als ich ihn wiederfände? also geschäh dieses, so —? o mein Gemahl, sagt dieses noch einmal, und ihr gebt mir das Leben wieder?

Ja, doch! ja! rief Leopold, dem das Herz matt ward, wie weiland Simson bey dem Drängen seiner Neuvermählten. Findet ihr euren Schleyer wieder, so baue ich auf die nehmliche Stelle, da er liegt, ein zweytes Kloster, das ihr denn meinetwegen das Kloster zum heiligen Schleyer nennen mögt!

In Leopolds Worten lag eigentlich nichts als volle Ueberzeugung, Agnesens verlorner Schmuck könne nie wiedergefunden werden; woher ihm diese Gewißheit kam, ist uns unbekannt. Sie schwankte erst dann, als er den

Triumph seiner Gemahlin über sein ausgesprochenes Wort sah. — Die schwärmerische Agnes war wie berauscht, die Erfüllung ihrer beyden liebsten Wünsche, die Wiedererlangung ihres geliebten Schleyers, und die Erbauung des Klosters, waren jetzt durch Leopolds Worte fest an einander gebunden; sie hielt von nun an beyde für Gottes Sache, und glaubte sich des einen und des andern gewiß. —

Wahrhaftig, sagte Leopold zu sich selbst, indem er zum erstenmahl etwas unwillig von der Seite der Markgräfin aufstand, man sollte eigentlich sich mit dieser Frau nicht auf solche Bedingungen einlassen, sie hat so viel Glauben, daß ihr alles glücken muß; die Fische des Stroms kehren nach zehn Jahren in ihre Netze zurück, die Träume flüstern ihr Mittel zu, den unerbittlichen Bischoff von Rom zu gewinnen, und was gilts, nun wird sie auch den Schleyer wiederfinden, und ich werde gehalten seyn, zu thun, was ich so übereilt versprochen habe.

Der Markgraf rechnete drauf, daß von nun an, alle Stunden reutende Boten nach allen Gegenden des Himmels abgefertigt werden, daß Preiße für den Finder ausposaunt, alle Heiligen um Wiederfindung des köstlichen Kleinods bestochen, Fasttage und Wallfarthen angestellt und des Dinges viel getrieben werden würde,

daß er sich nicht zu fassen wagte, ungeachtet es ihm im Grunde widrig war, weil es die einförmige Ruhe seiner Burg störte, welche er in Friedenszeiten über alles liebte.

Nichts von dem allen, was er gefürchtet hatte, geschahe. Fasten und Beten mochte wohl Agnes im Stillen, aber sie trug nichts davon zur Schau, sondern wußte es mit dem Schleyer frommer Bescheidenheit zu decken. Am dritten Tage, da sie solche Uebung getrieben hatte, ließ sie Mainhardten in ihr Kabinet rufen, und redete ihn folgendermaßen an: Du weißt, mein Getreuer, wie weit wir mit unsern Sachen sind, und unter was für Bedingungen ich den Beytritt meines Gemahls zu den Forderungen erhielt, die du mir vom heiligen Vater aus Rom überbracht hast. — Ich glaubte gesiegt zu haben, glaubte durch strenge Bußübungen vom Himmel Traum oder Gesicht zu erringen, welches mir die Stelle zeigte, wo mein Schleyer liegt. Ich habe vergebens gerungen und gefleht, der Himmel ist taub bey meinen Bitten. Ach, ich verdiene nicht das Glück himmlischer Offenbarungen, weil ich meinen Gemahl mit einem erdichteten Traume täuschte! Aber alle Heiligen wissen es, ich konnte kein anderes Mittel ersinnen, dem Markgrafen das Resultat unserer römischen Verhandlungen, die ihm verbor-

gen bleiben müssen, mit guter Art bey zu bringen! — Nun ich büsse für den ersten und letzten Betrug meines schuldlosen Lebens, ich kann hier nichts wiederrufen, und muß mir zu helfen suchen. Auf dich, Mainhard, habe ich in der bewußten Sache mein ganzes Vertrauen gesetzt, da du mir schon mehr ausserordentliche Dienste gethan hast. — Gehe hin, suche den Schleyer; suche ihn so lang du willst, nur komm nicht ohne denselben zurück; findest du ihn, so wartet deiner fürstliche Belohnung; findest du ihn nicht, so laß mich wenigstens bis an das Ende meines Lebens, die Hofnung auf die Erfüllung meines heissesten Wunsches nicht verlieren.

Mainhard hatte die lange Rede seiner Gebieterin nicht zu unterbrechen gewagt, am Ende erkühnte er sich um einige Weisung in seinem schweren Geschäft zu bitten. Agnes konnte ihm kein Wort sagen, das seinen Schritten zur Leitung hätte dienen können, und er ging also, den gewagten Zug aufs Ungefähr zu beginnen, den in der Romanenwelt und in der würklichen so Mancher thut.

Unwillkührlich lenkten sich zuerst seine Schritte nach jenen Gegenden, die er in seinem fröhlichen Fischerstande bewohnt hatte. Mainhard war glücklich an des Markgrafen Hofe, aber

dies hinderte ihn nicht, den frühern Morgen seines Lebens für noch glücklicher zu halten, und das Andenken desselben oft mit Thränen süsser Wehmuth zu feyern; eine Schwachheit, die, denke ich, uns allen eigen ist; immer liegt unser höchstes Ideal, von Glück in der Vergangenheit oder in der Zukunft, nie in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Mainhard hatte nun seit fast zwey Jahren seinen Gesellen Urban nicht gesehen, ihn wollte er besuchen; nicht als ob er von ihm irgend etwas gehoft hätte, das ihm bey seinem abentheuerlichen Zuge hätte nützlich seyn können, sondern blos um in einem Leben, das bisher ganz dem Dienst anderer geweiht gewesen war, seinem Herzen auch einmal ein Fest zu geben, das Fest der Freundschaft und Wiedererinnerung.

Mainhard fand seinen Freund in blühendem Wohlstande; die Goldstücke des Markgrafen, die er aus der Hand seines großmüthigen Gefärthen erhielt, hatten ihn zum reichsten Fischer der ganzen Gegend gemacht. Kähne und Netze gab es jetzt hier im Ueberfluß, alles was der junge Mann sich ehemals als unerreichbare Schätze gedacht hatte, war sein; dazu lächelte ihm ein blühendes Weib, und in der Wiege zween Knaben an ei-

nem Tage geboren; brauchte man etwas mehr, um das Glück des goldnen Alters zu geniessen?

Urban empfing Mainharden als den Schöpfer seiner Glückseligkeit, er bewirthete ihn, wie weiland die Patriarchen Engel bewirtheten, und am Ende der Mahlzeit, die seinen Begriffen nach, welche immer der frommen Einfalt treu blieben, wohl schwelgerisch zu nennen war, setzte er ihm ein ziemliches Säcklein mit Gelde vor, das er sein Eigenthum nannte.

Als du mich jenesmal, sagte er zu Mainharden, auf dem Schlosse des Markgrafen zum Bewahrer alles dessen machtest, was er dir geschenkt hatte, war es doch wohl deine Meynung, denn ich kenne deine Güte, die immer brüderlich mit mir theilte, daß ich die Hälfte davon als mein Eigenthum ansehen sollte. Daß ich es gethan habe, zeigt dir der Wohlstand, in welchem du mich siehst; die andre Hälfte findest du hier für dich aufgehoben. Von jedem beträchtlichen Gewinn, den ich durch deine Güte von meiner Hälfte zog, legte ich ein ehrliches, nachdem es meine Hand vermochte, zu dem Deinigen, und siehe, dadurch ist es so ziemlich angewachsen, und der Beutel hört noch nicht auf, zu schwellen. Nimm das jetzt, und lege es klüglich an, zu Erneuerung deines Gewerbes; denn ich hoffe doch wohl, mein Bruder, daß du darum das Schloß verlassen hast, um dei=

ne väterliche Hütte wieder zu beziehn und unter uns zu leben. Ich habe sie fein in baulichem Wesen erhalten, und in dem Garten habe ich junge Bäume gesetzt, die du in voller Blüthe findest, ich hoffe, es wird dir in deinem Eigenthum gefallen, aber noch besser, — dies sagte Urban seinem Freunde schalkhaft ins Ohr, — noch besser, wenn du deine Einsamkeit mit einer Gehülfin theilst. — O ich weiß eine! Die schönste Dirne am ganzen Donaustrande! Du nimmst sie noch vor Frühjahrs Ende, wir machen nur eine Familie aus, und meine Söhne werden einst die Männer deiner Töchter.

Mainhard seufzte tief auf diese Rede seines geschwätzigen Freundes. Ach, guter Urban, rief er, fern ist noch die Ruhe von mir, die du mir gönnest. Was aber das Geld anbelangt, so ist es nicht mein; laß den Beutel immer schwellen, aber nur zum Besten deiner Söhne, sie mögen es als vorläufige Morgengabe von meinen Töchtern ansehn. — Die Hütte magst du mir aufheben, sie ist das Erbtheil von meinem Vater, ich darf sie nicht von der Hand schlagen, doch sey ihre ganze Nutzung dein.

Urbans junges Weib sagte mit muthwilligem Lachen, es sey nicht anders als ob Mainhard sein Testament mache, welches zu seinen rosenfarbnen Wangen artig lasse. Aber Mainhard schwieg

und seufzte, denn ihn bekümmerte nicht allein der zweifelhafte Erfolg seiner Farth, sondern auch die Unmöglichkeit, all das Gute zu geniessen, das man ihm hier anbot, und das seinem unverdorbenen Herzen lockender dünkte, als alle Herrlichkeiten, die er in Rom und auf dem Schlosse des Markgrafen gesehn hatte. —

Urban hatte der Fragen viel über Mainhards bisheriges Ergehen, aber dieser war nicht der Mann, mit Gunstbezeugungen oder Geschäften zu prahlen, auch waren ihm seine ehemaligen Fischerregeln noch unvergessen, und es blieb also bey allgemeinen Antworten.

Hingegen lenkte er das Gespräch mit Behutsamkeit auf die ehemaligen Chorherrn, und Urban war nicht in Abrede, zu Anfang seiner Einrichtung, einige rächende Tücke von ihnen erfahren zu haben, die Mainhard, wär er gegenwärtig gewesen, wohl noch besser gefühlt haben würde. Seit Siegwald Abt geworden war, und seine Conventualen unter eine strengere Regel gebeugt hatte, war, wie Urban sagte, Fried und Ruhe wiedergekehrt; er habe an den Mönchen hochgewogne Herrn, und versorge das Kloster, das er fleißig besuchte, ganz allein mit Fischwerk.

Sage mir, fiel hier Mainhard nach einigem Nachdenken ein, sage mir, da du das Klo-

ster so fleißig besuchest, was macht mein alter Lehrer, der mich in Lesen, Schreiben und Latein unterwies, und mir jene drey Regeln gab, deren du dich wohl noch erinnern wirst.

Den Pater Andreas meynst du? war die Antwort. Ach Mainhard, entweder er hat seine drey Regeln selbst nicht beobachtet, oder sie sind nur für Fischer nicht für Mönche tauglich gewesen. Der Arme! bey dem schuldlosesten Wandel, bey den besten Zeugnissen, ist er doch mit unter der Zahl der Verbannten gewesen, und weder Abt Siegwald noch der Markgraf haben ihn retten können.

Mainhard fragte mit kummervollem Erstaunen, wie das möglich sey? und Urban erzählte eine lange Geschichte, von welcher nichts hieher gehört, als das Ende, die Versicherung, daß er wisse, wo sich der gröste Theil der Vertriebenen aufhalte, und daß er in der Ueberzeugung, wie wohl mehr als ein Pater Andreas unter ihnen seyn könne, und wie man den Uebrigen als Büssenden vergeben müsse, alle Wochen einen Tag, eine heimliche Reise zu ihnen thue, um sie mit Brod und den besten von seinem Fischfang zu versorgen. Dieser Tag, setzte er hinzu, ist allemal ihr Festtag, an den Uebrigen essen sie nichts als Kräuter und Wurzeln. Die guten Herrn büssen gar streng, und es wär wohl

Zeit, daß sich Gott ihrer erbarmte, und ihnen wieder eine Heimath gäbe.

Mainhards dankbares Herz floß bey Erwähnung von dem Elend des Mannes, dem er alles schuldig war, in Thränen über. O heiliger Vater, sagte er bey sich selbst, wohl recht hast du über die Verstossung deiner Söhne zu zürnen, wenn es unter ihnen Heilige giebt wie Pater Andreas! Wohl recht habe ich Ursach, den Auftrag der Markgräfin mit Ernst zu treiben, da das Glück solcher Männer davon abhängt! o, daß ich eine Stunde versäumte, meinen Zug nach dem Schleyer anzutreten, auf welchen hier alles ankommt! — Aber wo werd' ich ihn finden? Muß es nicht ein Wunder seyn, das mir ihn anweist?

Mainhard hatte der Freundschaft nur einen einzigen Tag geschenkt, er dachte an Pater Andreas, und entschloß sich endlich, der Dankbarkeit gegen ihn auch einen Tag zu weihen. Wohlthun sprach er zu sich selbst, säumt nicht; es ist Pflicht, diesen Mann in seinem Elende heimzusuchen; überdies liegt der Wald, in welchem die büssenden Einsiedler wohnen, nicht weit von dem Wege ab, den ich mir vorerst zu nehmen vorgesetzt habe.

Urban ward mit dem Entschluß seines Freundes bekannt gemacht, und da es ohnedem

morgen der Tag des Wohlthuns war, da er die vertriebenen Mönche mit einigen wohlbeladenen Eseln zu besuchen pflegte, so konnte man den Zug gemeinschaftlich unternehmen, und auf diese Art, der Zeit der Trennung noch einige Stunden abstehlen.

Man machte sich noch am nehmlichen Abend auf den Weg, um des Morgens zeitig an Ort und Stelle zu seyn. Der Pfad der Wanderer trug sie über das Mordfeld, sie legten ihn schweigend zurück und beteten, um andre Gedanken abzuwehren, im Stillen für die Ruhe der Seelen derer, die hier bluteten. Mit anbrechendem Tage waren sie im Walde. Der Weg krümmte sich labyrinthisch zwischen hohen Bäumen und niedrigen Gesträuchen hindurch, bis sie an einen grossen freyen Platz kamen, auf welchem sich, wie Urban sagte, die Einsiedler täglich zum Gebet zu versammeln pflegten, und wo sie auch die Besuche der wenigen guten Seelen annähmen, die sich zu Zeiten hier einfänden, ihnen einige Erquickung zu reichen, denn, sagte Urban, sie wohnen einzeln in den verschiedenen Gegenden des Waldes, um ihre geheimen Büssungen desto besser abwarten zu können, die zu strenge sind, als daß sie sich gern bey denselben sollten belauschen lassen.

Die beyden Freunde lagerten sich am Eingang des Versammlungsortes, und sahen die Ein-

siedler nach und nach zum Morgengebete erscheinen; bleiche abgezehrte Gestalten, mit den Zügen des Grames und des Elends auf dem abgehärmten Gesicht, nicht alle edel genug gebildet um Ehrfurcht zu erregen, aber doch alle wahre Gegenstände des Mitleids. Es war ein rührender Anblick, wie sie sich vor dem Angesicht des Himmels in den Staub warfen, und zum Anfang ihrer Andacht das Miserere mei anstimmten; die übrigen Theile ihres Gottesdienstes waren eben so erbaulich, und die beyden frommen Fischer vereinigten aus ganzer Seele ihr Gebet mit dem ihrigen. Mainhard schaltete allerley Wünsche mit ein, die wahrhaftig mehr das Wohl anderer, als sein eigenes zum Gegenstande hatten.

Noch hatte er den Mann, um dessen willen er vornehmlich hieher gekommen war, nicht gesehen, jetzt nach Endigung des Gebets, erblickte er ihn unter einer Gruppe von andern, gegen welche sein edles freundliches heiteres Gesicht wunderbar abstach. Er war nicht sonderlich bleich und abgezehrt. Gram war fern von seiner philosophischen Seele, und zu ausserordentlichen Kasteyungen hatte der, welcher nichts verschuldete, wenig Ursach. — Mainhard nahte sich ihm mit Ehrfurcht und nannte ihm seinen Namen, der ehrwürdige Greis empfing ihn freundlich, und nahm

ihn, als sich die andern zerstreuten, und er sich mit Urban gelezt hatte, in seine Zelle.

So ists denn also würklich wahr, sagte er, als er ihn mit Honig, Brod und Früchten gelabt hatte, so ists denn würklich wahr, daß ich meinen alten Schüler wieder sehe? O unter tausenden hätte ich dich gekannt! Warum mußtest du mir deinen Namen nennen? — In der That, ich wollte, du hättest es nicht gethan; mehrere hörten ihn, und er war eigentlich nur mir allein Noth zu wissen.

Mainhards scharfer Verstand durchdrang so gleich den Sinn dieser Worte, das zeigte die Frage, die er an den Pater Andreas richtete: — Hält man mich hier auch für einen Mitursacher des Unglücks, das jene Mönche zu Verbannten machte? fragte er — Gott weiß wie unschuldig ich bin, gleichwohl liegt mir das Elend dieser frommen Büssenden schwer auf dem Herzen, und ich hoffe, Gott wird mein Gebet erhören, und mich etwas zu ihrer Wiederaufnahme beytragen lassen.

Wie verstehst du das? fragte der Mönch, der in Mainhards Worten etwas ausserordentliches fand. — Mainhard schwieg, denn er dachte an seine Regeln. Doch Andreas war es, der sie ihm gegeben hatte, er war es, der durch dieselben seinen Mund zu löblicher Verschwie-

genheit verschloß, und er konnte den Schlüssel leicht finden. Ehe noch die Nacht herankam, wußte er seines Schülers ganze Geschichte, die ihm zwar in allen ihren Theilen merkwürdig vorkam, deren Ende aber ihn vorzüglich zu interessiren schien.

Er ließ sich die Geschichte von dem Verlust des Schleyers, und den grossen Dingen, die an seine Wiederfindung gebunden waren, mehr als einmal erzählen, fragte, machte Einwürfe, erhielt Erläuterungen, ward unruhig, ging einigemal in der Zelle auf und ab, und setzte sich wieder an seines Schülers Seite.

Mainhard, sagte er, daß ich den köstlichen Schleyer der Markgräfin, der den verbannten Söhnen der Kirche so grosses Heil bringen soll, nicht habe, wirst du mir wohl auf meine Versicherung glauben, aber eben so fest glaube mir: Er wird sich wiederfinden, wiederfinden in kurzem; wie und auf was für Art, das ist mir zur Zeit noch selbst verborgen, doch denke ich, morgen werde ich dir mehr davon sagen können. Gehe jetzt und lege dich schlafen, befiehl den Entzweck deiner Reise Gott und St. Augustin, sie, die dich so wunderbar hieher leiteten, werden weiter helfen.

Main=

» Mainhard sah seinen Lehrer mit starren Augen an. Das Ende seiner abentheuerlichen Farth gleich im Anfang derselben zu finden, war eine Sache, die ihm schier unmöglich dünkte, gleichwohl war so etwas zuversichtliches in den Verheissungen des Alten, daß er nicht wußte was er denken sollte. Andreas, der den Scharfsinn seines Schülers kannte, und bey aller seiner Redlichkeit doch Mönch genug war, um sich ungern von einem Layen ganz durchschauen zu lassen, unterhielt ihn, vielleicht um seine Muthmassungen irre zu leiten, noch eine halbe Stunde, von dem Divinationsvermögen, das Manchem verliehen sey, von der Wunderkraft des Gebets, von göttlichen Offenbarungen und dergleichen, fragte noch einmal, ob er glaube, daß es dem Markgrafen mit der Erbauung des Klosters Ernst sey, und entließ ihn denn zu seiner Schlafstätte.

Der junge Mensch hatte den Kopf zu voll von Gedanken, als daß er hätte ein Auge schliessen können, er wachte bis lang nach Mitternacht, und ohngefähr um diese Zeit war es, da er den Eremiten leise aufstehn und seine Hütte verlassen hörte. — Was er bey später Nacht in dem wilden Walde machen wollte, das beschäftigte ihn noch einige Zeit, drauf schlief er

ein, und als er des Morgens erwachte, sah er den Nachtwandler nicht weit von sich auf seiner härnen Decke so fest schlafen, als eigentlich kein Einsiedler nach Sonnenaufgang schlafen sollte.

Beyde erhuben sich, Mainhard, der sich die Taub- und Stummheit der Fische wieder in den Sinn genommen hatte, erwehnte nichts von dem, was er diese Nacht gehört hatte und was er vielleicht davon dachte; auch Andreas schwieg man eilte zum Gebet und von da zum sparsamen Frühstück.

Mainhard, sagte der Mönch am Ende desselben, die Sonne steht bereits hoch, und es ist Zeit, daß ich dich entlasse. Wisse, daß ich über den Entzweck deiner Reise diese Nacht wichtige Aufschlüsse erhalten habe: Reise unverzüglich zurück gen Kalenberg zu der Markgräfin, deiner gnädigen Frau, und sage ihr: Wenn ihr Herr, der Markgraf, den Tag nachher, da der Mond das nächstemahl voll wird, in diesem Walde jagt und ihn zum Leiter seiner Schritte wählt, so wird er finden was sie wünscht, doch daß er halte was er gelobte; sie ist Bürgin für das was er geredet hat, wird er wortbrüchig, so wird es Gott an ihr rächen.

Heiliger Vater, fiel Mainhard ein, meine Gebieterin band mir ernstlich ein, ihr ohne den

wiedergefundenen Schleyer nicht vor die Augen zu kommen, wie wollt ihr, daß ich ihr Gebot übertrete, und statt der Sache selbst ihr blosse Hofnung bringe.

Thue, was ich dir sage, entgegnete der Mönch, und wenn dir das Wohl der Kirche, die Wünsche deiner Fürstin und dein eignes Glück am Herzen liegen, so leite die Sache, die dir aufgetragen ist, klüglich. Es könnte nicht schaden, wenn du den Markgrafen auf der Jagd in diesem Walde begleitetest, du kennst jetzt seine verschlungenen Pfade, und könntest deinen Herrn vor Verirrung schützen.

Mainhard schied von seinem alten Lehrer auf baldiges Wiedersehn. Ich hoffe, sagte Andreas, daß du mich hier wieder besuchen wirst, doch rechne nicht darauf, am Tage der Jagd mich oder einen meiner Gefärthen zu sehen, wir verlegen von heute an unsere Wohnung in andere Gegenden.

Der junge Mensch wußte schlechterdings nicht, was er von diesen Dingen halten sollte. Er zwang sich aus Ehrfurcht gegen seinen alten Lehrer, seine Worte für Folgen einer göttlichen Offenbarung zu halten, aber in einem Winkel seines Herzens saß eine Muthmaßung, die ganz anders lautete. Der Wind konnte ja Ag-

nesens köstlichen Schleyer zugeführt, seine Perlenkante, seine Demantnadeln konnten ihn ja den verarmten Mönchen zu einem erwünschten Fund gemacht haben, der sich zu einem Fond für die Zukunft schickte. Die Eignerin war ihnen unbekannt, von den Nachforschungen nach dem verlornen Schmuck war gewiß nichts in diesen wilden Wald gedrungen, sie waren zu entschuldigen, daß sie sich als Eigenthümer dessen ansahen, was ihnen das Glück zuwehte, und was sie vielleicht für einen vom Himmel gefallenen Hauptschmuck irgend einer Heiligen hielten; eben so sehr zu entschuldigen waren sie, daß sie nun, da sie die Eigenthümerin ihres Fundes kannten, ihn nur auf die frommen Bedingungen herausgeben wollten, die man sich selbst gemacht hatte. Wie diese Herausgabe geschehen sollte, war noch eine räthselhafte Aufgabe für den Muthmasser, doch man hatte nicht zu sorgen, daß sich schlaue Mönche auch hier mit Ehren aus der Sache wikkeln würden.

Dieses waren die Gedanken, die dem klugen Mainhard, aber bey weitem nicht so deutlich wie wir sie hier aus einander gesetzt haben, vorschwebten. Nur wie Schatten gingen sie vor ihm über, und es fehlte ihm an Muth, sie näher zu beleuchten und in eine gewisse

Ordnung zu bringen. Die Ungewißheit, in welcher er auf diese Art blieb, gab ihm ein Recht, der Markgräfin nichts von seinen flüchtigen Ideen zu sagen, und die belobte Verschwiegenheit in bedenklichen Sachen versiegelte auch hier seine Lippen.

Er legte seinen Weg, als er sich von dem Eremiten trennte, der ihn eine kleine Strecke begleitet hatte, in kurzer Zeit zurück; er erstieg den Leopoldsberg, und trat zur Zeit der Dämmerung in das Schloß ein. Unverzüglich ließ er sich bey der Markgräfin durch eine vertraute Zofe melden, die schier um all ihre Geheimnisse wußte. Frau Agnes wurde von keinem kleinen Schrecken befallen, als sie ihren Boten so bald wieder sah, und doch die verabredete Bedingung der Wiederkunft nicht in seinen Händen sah. Doch die Sache war bald ins klare gesetzt, Mainhards Friede gemacht, und die Dame mit den süssesten Hofnungen erfüllt.

Mainhard hatte die Geschichte seiner Expedition so plan erzählt als er konnte, seine Redlichkeit verbot ihm, Dinge hinein zu legen, die nicht darin lagen, so wie ihm zugleich die Klugheit untersagte, alles kund zu geben, was er davon dachte. Aber die fromme Agnes sahe von selbst überall Wunder. Die Wiederfindung des Schleyers war ihr jetzt so gewiß als ihr Leben,

der Mann, der sie ihr vorhersagen ließ, war in ihren Augen nichts minderes als ein Prophet, sie floß gegen ihn in heilig dankbaren Empfindungen über, und bestimmte ihn zum Abte des Klosters, das sie schon im Geist emporsteigen sah.

Kaum konnte sie den Tag erwarten, der ihr ihren Schmuck, Kaiser Heinrichen ein Grab, und den verbannten Mönchen eine Heimath gewähren sollte. Die Zeit des Mondswechsels ward pünktlich ausgerechnet. Den Markgrafen, welcher täglich dem Waidwerk oblag, zur benannten Zeit zu einer Jagd zu bereden, war sehr leicht, so wie auch der Vorschlag, diesesmal in dem Niwenburger Walde zu jagen, den man sehr künstlich durch die dritte vierte Hand zu veranstalten wußte, sogleich Gehör fand.

Mainhard, schon längst unter dem Jagdgefolge des Markgrafen keiner von den letzten, fehlte auch diesesmahl nicht. Agnesen klopfte das Herz, als ihr Gemahl kurz vorher, ehe er sich aufs Pferd schwang, noch einmal in ihr Zimmer kam, sie zu umarmen. Sie entließ ihn mit den Worten, die sie täglich zu ihm sagte, wenn er von ihr schied, und die ihm also auch heute nicht auffielen, ungeachtet sie mit besonderm Nachdruck gesagt wurden: Ziehet hin, mein Trauter, sagte die Markgräfin beym letzten Kuß, ziehet hin, und wenn ihr mei-

nen Schleyer findet, so seyd eures Versprechens eingedenk.

Leopold beantwortete dieses wie allemal mit Lachen, aber Frau Agnes hatte nicht sobald den letzten der Jäger am Horizont verschwinden gesehen, als sie vom hohen Söller in ihr Kämmerlein eilte, den Tag mit Fasten und Gebet hinzubringen. Nun oder niemals! dachte sie. Täuscht mich heute das Wort des Propheten im Walde, so gebe ich alles auf!

Die Stunden flohen und schlichen; es ward Nacht, es ward schier wieder Morgen; der Markgraf kam nicht zurück. Agnesens Lämpchen glimmte dunkel im einsamen Gemach, sie war über dem bänglichen Warten eingeschlummert. — Da ertönte es von weitem wie Trompetenschall. — Sie fuhr auf über den kriegerischen Ton, aber die treue Zofe meynte, dies sey der Ton der Freude, und nöthigte ihre Dame ans Fenster zu treten.

Der Mond beglänzte die ganze Ebene mit silbernem Licht. Der fröhliche Schall der Trompeten nahte sich immer mehr. Eine kleine Schaar, die um den Hügel hinumkam, ward jetzt sichtbar. O, schrie die Markgräfin mit zusammengeschlagenen Händen, es ist mein Gemahl! mein Schicksal ist entschieden! — Aber siehe, was ist das für ein Reuter, der voraus-

eilt? was schimmert so hell in seiner Rechten? Leicht und ätherisch fleucht es dahin, wie ein von Mond beglänztes Luftgewölk. Mainhard! Mainhard! was bringst du? Trügen mich meine Augen, oder sehe ich meinen Schleyer in deiner Hand?

Ja, gnädige Frau, schrie Mainhard, der jetzt zum Zimmer hereinstürzte, er ists! es ist der theure verlorne Schleyer! Euer Gemahl schickt mich voraus mit demselben, Euch Glück zu wünschen, und Euch in seinem Namen der gewissen Erfüllung des Versprechens zu versichern, das er an diesen Fund gebunden hat.

O Gott, rief Agnes, indem sie den Schleyer küßte, welcher Engel, welcher Heilige war es, durch den du dieses Unterpfand meines Glücks in die Hände meines Leopolds liefertest!

Weder Engel noch Heiliger, erwiederte der Fischer. Der Abend beschlich uns, der Mond ging auf. Ich war allein bey meinem Herrn, er war müde, und ich wußte eine Stelle im Walde, wo sichs gut ruhen ließ; ein grosser freyer Platz, auf welchem ein Bächlein quillt, rings um mit niedrigem Gesträuch umgeben, nahm uns auf. Dort wars, dort wehte das güldne Gewebe von der Höhe eines Baums herab, wohin es, wie mein Herr der Markgraf meyn-

te, nur der Hauch des Windes, oder eine höhere Macht geführt haben konnte.

Ja, so ists! fiel Leopold ein, der jetzt eben auch mit seinen Leuten herein trat. Ich glaubte zu träumen, da der Schimmer des Monds mir den verlorengegebenen Fund sichtbar machte, Mainhard förderte ihn mit Lebensgefahr herab, und ihm gebührt wohl eine stattliche Verehrung von Eurer Hand, für die Freude, die er Euch machte.

Und was gebührt denn Euch, mein Theurer! rief Agnes, indem sie sich an den Busen ihres Leopolds schmiegte? Euch, dem Schöpfer all meiner Freuden, dem Erfüller all meiner Wünsche?

Mainhard entfernte sich mit dem Gefolge und ließ das fürstliche Paar allein. Gleich des andern Morgens ward Anstalt gemacht, das Versprechen zu erfüllen, das sich Leopold, der hier Gottes Finger zu sehen glaubte, nicht mehr abnöthigen ließ. Der Platz im Walde, da man den Schleyer gefunden hatte, ward nicht ungeschickt zum Klosterbau erkannt; die Bäume rund umher mußten noch ein wenig zurück weichen, um den künftigen Bewohnern der heiligen Mauern Platz zu machen. Diese Mauern stiegen schnell empor, und wölbten sich zum schönen Gebäude, das man lange Zeit Kloster Neu-

burg im Walde nannte, bis die Bäume rings um ausstarben, und die Gegend bis zur Donau zur freyen Ebene machten. Als der feste Bau fertig war, Bewohner einzunehmen, bat Frau Agnes für die verbannten Chorherrn; sie hatten ihre Wohnung im Walde geändert, aber sie nicht so weit verlegt, daß man sie nicht hätte finden sollen. Sie zogen ein, und wurden unter St. Augustins Regel, die ersten Mönche von Kloster Neuburg, theils Heilige durch Unglück zu dem gemacht, was sie nun waren, theils gleich dem Pater Andreas, der ihr Abt ward, Unschuldige von dem allgemeinen Strom des Verderbens mit in den Untergang gerissen, den sie nicht verdient hatten, und dem sie nun mit solchem Triumphent gingen.

Der Bau des Klosters zum heiligen Kreuz, hielt mit diesem gleichen Schritt, an dem Tage da beyde geendigt waren, thaten sich die Thore der Domkirche zu Speyer auf, den unbeerdigten Leichnam Kaiser Heinrichs in die Gruft aufzunehmen, wo nachher noch mancher Kaiser schlummern sollte. Sein Schatten schwebte von nun an nicht mehr um das Lager der Markgräfin von Oesterreich, und ihre Thränen vertrockneten.

Womit soll ich dir endlich lohnen? sagte Agnes zu Mainhard, als alles hinausgeführt

war, was sie durch ihn hinausführen wollte. Du weißt, wie viel ich dir danke, du weißt auch, daß ich dir nichts versagen kann, das zu deinem Glück nöthig ist.

Wär diese Frage einige Jahre früher an Mainhard ergangen, er würde um Ruhe im stillen Thal an der Seite seines Freundes Urban gebeten haben. Jetzt lehrte ihn eine Regung, die er damals noch nicht kannte, anders sprechen. Er hatte eine junge Edeldirne aus den Jungfrauen der Markgräfin liebgewonnen, und wußte wohl, daß er sich der Hand des Fräuleins nur durch ritterliche Thaten würdig machen konnte. Gelegenheit zu diesen war es, warum er bat. Der Markgraf rüstete sich eben damals zum Heerszug wider König Stephan von Ungarn; Mainhard durfte ihn begleiten, und erkämpfte sich dort das Ritterschwerd, das ihm bey seiner Wiederkunft die Erlangung seiner Geliebten leicht machte.

Mainhard und Jutta, Agnes und Leopold führten ihr Leben heiliglich bis an den Tag ihres Todes. Die Markgräfin vermachte dem Kloster Neuburg ihren Schleyer, und der Markgraf seine Gebeine. Als nach mehr als dreyhundert Jahren, Kaiser Maximilian der erste, die Geschichte seines frommen Anherrn umständ-

lich erzählen hörte, da gewann er eine besondere Andacht zu ihm, ließ ihn kanonisiren, und baute ihm ein prächtiges Grab, welches noch zu sehen ist bis auf diesen Tag. Auch verdiente St. Leopold, der Vater seines Volks, das er vierzig Jahre in Frieden regierte, die Glorie, mit welcher sein Urenkel seinen Schatten beehrte, wohl mehr als irgend einer, der diese Ehre erhielt.

Die weiße Frau.

Auf dem Schlosse Neuhaus in Böhmen lebte zu Ende des sechzehenden Jahrhunderts, oder zu Anfange des siebzehenden, ein alter reicher Baron, dermahlen einiger Besitzer der rosenbergischen Güter, in welche sich nach seinem Tode eine Menge von Enkeln und Urenkeln, Vettern und Schwägern theilen sollten, die zum Theil nicht sonders bemittelt waren. Dem ohngeachtet rechnete ihrer keiner auf das Ableben des alten Herrn, denn der Baron liebte die ganze Sippschaft, als wenn sie alle seine Kinder gewesen wären, und ward hinwiederum von ihnen wie ein Vater geliebt. — Es war seit zwanzig Jahren, so lang er Wittwer war, Herkommens bey ihm, daß allemal um Osterzeit sich alle Neuhause und Rosenberge mit ihren Kindern auf seinem Schlosse versammelten, um daselbst drey bis vier fröhliche Wochen zu verleben und denn wohl beschenkt von dannen zu ziehn. Die alte Burg war weit genug sie zu fassen, und Baron Mathias reich genug sie zu bewirthen und zu begaben.

Herr Mathias war ein munterer jovialischer Herr, der noch in den achtzigen die Freude liebte, und sie gern an seinen Kindern sah,

das wußten sie, und jedes fröhliche Fest, das in der Familie vorfiel, wurde auf die Osterzeit verspart, um zu Schloß Neuhaus, unter den Augen des gemeinschaftlichen Vaters gefeyert zu werden. Binnen dieser Zeit geborne Kinder wurden bey dem grossen Familienbesuch dem guten Greis zuerst vorgestellt. Jünglinge, die vom Heer kamen oder zum Heer zogen (— denn alles trug Waffen, was unter den Männern den Familiennamen führte) — wurden unter des Barons Augen feyerlich bewillkommt und entlassen, auch manche Verlobung und Hochzeitfest wurde gefeyert, denn unter den jungen Vettern und Muhmen gab es immer Liebesbündnisse, und viele derselben schrieben sich eben von dem Osterbesuch her, da oft Jünglinge und Mädchen von der Familie sich zu sehen bekamen, die einander sonst nirgend unter so günstigen Umständen getroffen haben würden.

Der alte Herr sah es ungemein gern, wenn die jungen Zweige seines Stammes sich wieder mit einander verflochten, doch war er auch kein Feind anderweitiger Verbindungen. Trug ein Männlein oder Fräulein seines Hauses Neigung zu einem würdigen Gegenstand, ausser den Gränzen der Familie, so war der fremde Einkömmling herzlich willkommen; er brauchte weder grosse Güter zu haben, noch hatte er eine all-

zustrenge Ahnenprobe auszustehen. Bey den Frauen war Sittsamkeit und Tugend, und bey den Männern Edelmuth und Tapferkeit hinlängliche Empfehlung in den Augen des Barons, und oft, gar oft wurde von dem Gericht der strengern Väter und Mütter an ihn appellirt; ein Schritt, der nie ohne gute Folgen war.

Ein junges Fräulein, Namens Bertha von Neuhaus, befand sich diesesmal in einem solchen Falle. Sie war dem alten Herrn nur im dritten Grade verwandt, aber ihm wohl so lieb als seine leiblichen Enkel und Urenkel. Nicht sowohl persönliche Vorzüge gaben der blonden Bertha diesen Vorzug, ungeachtet sie ein recht gutes schönes Mädchen war, sondern ein ganz kleiner Umstand, zu dem sie eigentlich nichts beygetragen, für welchen sie nur ihrem Glück zu danken hatte.

Ihre Mutter hatte vor siebzehn Jahren den klugen Einfall gehabt, ihr Wochenbette gerade um Osterzeit, in den Tagen des Familienbesuchs, zu Schloß Neuhaus aufzuschlagen. Ein solches Fest war in den Mauern des alten Herrn seit der Geburt seiner eigenen Kinder nicht erhört werden. Nichts war mit seiner Freude und Geschäftigkeit zu vergleichen, er setzte sich in seine bessern Jahre zurück, wollte, da er des Kindleins Vater nicht war, wenigstens

seine Pathe werden, und schwur, wenn es ein Knabe wär, es den Kindern seiner Söhne gleich zu erziehen. — Leider war es nur ein Fräulein, und der vortheilhafte Schwur ging verloren, doch war auch sie ihm lieb und werth, das zeigte schon der Name Bertha, den er ihr gab; eine Benennung, die in dieser Familie von Alters her eine sonderbar heilige Deutung gehabt hatte.

Diese kleine Bertha, Baron Mathias Pathe und Liebling, war jetzt, wie gesagt, siebzehn Jahr, und wollte sich verheyrathen; ihre Wahl — doch ein Fräulein ohne Mittel und ohne mächtig hervorstechende Reize, hat nicht viel zu wählen, also, ihre Liebe war gefallen auf Herr Petern von Wock, einen ganz neuen Edelmann, der sich seinen Adel erst in dem kürzlich geendigten Religionskriege erkämpft hatte, und der von Seiten des Vermögens so sehr hinter den Wünschen der Eltern Berthens zurückstand, als von Seiten der Herkunft. Der junge Offizier, der seine Gewählte innig liebte, besaß nichts als ein kleines Gut an der böhmischen Gränze, das ihn allenfalls fähig machte, seine Bertha standesmäßig zu unterhalten, wenn sie ihre Wünsche so einschränkte, wie er die seinigen, und fortfuhr Wirthlichkeit und Stille zu lieben.

Sie

Sie mögen sich heyrathen, in Gottes Namen! sagte der alte Herr, als ihm die Sache von den zweifelnden Eltern zur Entscheidung vorgelegt wurde, sie mögen sich heyrathen, und künftige Ostern ist die Hochzeit auf meiner Burg.

Diese erwünschten Ostern waren erschienen. Fräulein Bertha und ihr Bräutigam hielten ihren Einzug auf dem Schlosse; der Vermählungstag ward auf übermorgen angesetzt, aber die erste Nacht, da der junge Held hier zur Ruhe ging, ward er von einer Krankheit befallen, die seinem Leben ein schnelles Ende machte. An eben dem Tage, der zur Vollendung seines Glücks angesetzt war, schloß er seine Augen auf ewig, und Bertha weinte verzweifelnd an seiner Baare. Sie verlor mit ihm alles; die Liebe ihrer Verwandten hatte sie durch ihre standswidrige Wahl verscherzt, und es war wenig Hofnung übrig, daß sie dieselbe, obgleich der unglückliche Gegenstand des Zwists nun nicht mehr war, wieder erlangen würde. Machte man ihr doch schon ihre Thränen um den Verblichenen zur Sünde, und höhnete sie, daß sie sich als Braut in den Wittwenschleyer verhüllte.

Baron Mathias hatte Mitleid mit der unglücklichen Bertha, er sah, wie elend sie in Zu-

kunft im Kreis ihrer Verwandten seyn würde, und beschloß, sie bey sich zu behalten. Ich werde alt, sagte er, Gäste sieht mein Schloß nicht immer, und brauche ich gleich keine Haushälterin, da mein Hauswesen gar wohl versorgt wird, so brauche ich doch eine gute Gesellschafterin, die mir die Zeit mit Gesprächen kürze, mir den Wein in meinen Becher schenke, mich in Krankheit pflege, und geht es mit mir zum Tode, mit mir bete und um mich weine; Bertha wird sich zu dem allen recht wohl schicken, und so sie will, bleibt sie bey mir.

Unter den Verwandtinnen des alten Herrn waren auf diese Aeusserung wohl zwanzig, die sich zu den nehmlichen Diensten erboten, aber es blieb bey der Wahl, und Bertha blieb gern auf dem Schlosse; seine Einsamkeit war ihr lieb, ihr Kummer suchte Raum, sich in heilenden Thränen zu ergiessen, und wo hätte sie diesen besser finden können als hier, wo niemand ihre Klagen höhnte, wo Flur und Hain, Wald und Gebürg sie aufnehmen, wenn das melancholische Schloß ihr zu enge ward. Hier mußte sich, wenn alles den gewöhnlichen Gang ging, ihr Gram bald in jene süsse wohlthuende Schwermuth verwandeln, welche ein fühlendes Herz für keine Freude tauscht.

Als man sahe, wie wohl sich das Fräulein in den Wunsch des Barons schickte, so versammelten sich einige Basen und Schwägerinnen um sie, um ihr zum Abschied noch allerley — vielleicht Verhaltungsregeln für die Zukunft — ins Ohr zu raunen, aber der alte Herr hinderte das; — was sie nicht weiß, sagte er deutungsvoll, das ist ihr auch nicht noth zu wissen, vielleicht, daß sie nie, oder erst bey meinem Tode in den Fall kommt, es zu erfahren.

Bertha verstand oder hörte dieses nicht, und an spizfündiges Grübeln war bey ihrer frommen truglosen Seele nicht zu denken. Sie begann ihren einförmigen Lebenslauf, den sie größtentheils auf ihrem Zimmer führte, ausser des Mittags und des Abends, wenn sie an der Tafel des guten Barons präsidirte, und mit Hintansetzung ihres eigenen Kummers strebte, durch gute Laune seinen Wein zu würzen. — Um die Wirthschaft hatte sie sich nicht zu bekümmern, denn diese war, wie der Baron ja selbst sagte, gar wohl versorgt; sie kannte kaum die Hälfte seines Schloßgesindes, das sehr zahlreich war, und seine Besucher vollends gar nicht.

Es geschah zuweilen, daß der muntere Greis, der in den Achtzigen erst zu merken be-

gann, daß er alt werde, grosse Gesellschaft bey sich sah. Er und seine Tafel waren sehr beliebt bey dem benachbarten Adel, auch machte der Stand und das Ansehen, das er im Königreich behauptete, daß er oft Besuch aus Prag erhielt, und daß wohl fürstliche Personen bey ihm einsprachen; aber denn hatte die sittsame Bertha allemahl Vergunst auf ihren Zimmern zu bleiben, wo der Spinnrocken und die Sticknadel, die wenigen Bücher, die damals ein Fräulein zu lesen pflegte, und ihre Laute ihr die Stunden geschwind genug vertrieben.

Bertha war eine Meisterin auf diesen Instrument, sie nützte es oft den bösen Geist zu vertreiben, wenn er in den Schmerzen des Podagras über den Baron kam, und eben so oft brauchte sie es zu ähnlichem Entzweck, wenn ihr in der Einsamkeit der Gram zu mächtig ward, und das Bild des verlornen Geliebten zu lebhaft vor ihrer Seele emporstieg.

Eines Abends, als beym Baron wieder grosse Gesellschaft war, und Bertha auf ihrem einsamen Zimmer wechselsweise weinte und lautenirte, klopfte ein leiser Finger an die Thür; sie stand auf zu öffnen, und siehe, eine feine ältliche Frau stand draussen, die sie mit ihrer gewohnten Freundlichkeit hereinnöthigte; sie sahe sie heute nicht zum erstenmale, oft bey ih-

ren einsamen Spaziergängen durch den Schloßgarten, oder wenn sie in den weiten Gallerien der Burg umher ging, war sie der Matrone begegnet, und hatte sie, wegen des reinlichen weißen Anzugs, und des grossen Bunds Schlüssel an der Seite, für die Oberaufseherin der wohlbestellten Wirthschaft des Barons gehalten; eine gegenseitige höfliche Verbeugung erfolgte denn allemal, aber gesprochen hatte man sich noch nie.

Die Matrone hatte in ihrem Gesicht für Berthen etwas gefälliges. Die Züge des Alters und einer sanften Schwermuth hatten Reste ehemaliger Schönheit nicht ganz verwischen können; ihre Kleidung war äusserst simpel, und, wie gesagt, ganz weiß, aber der Schnitt derselben, und die Art, womit sie getragen wurde, zeigte doch, ob beydes gleich ein wenig altmodisch war, nicht von gemeinem Stande, auch ließ es sich denken, daß ein Mann, wie der Baron, keine geringe Frau zur Haushofmeisterin würde gewählt haben, und dies mußte nach Berthens Vorstellung die Unbekannte nun einmal seyn, die jetzt an ihrer Thür stand, und von ihr herein genöthigt wurde.

Die Fremde weigerte sich ein wenig, bis Bertha ihre Hand ergriff, und sie über die Schwelle zog.

O keine Umstände, rief sie, keine Umstände, liebe Frau — wie nennt ihr Euch? —

Bertha, Fräulein!

Liebe Frau Bertha, also! — Eure Hände sind kalt; hat mein Spiel, wie ich hoffe, Euch herbey gezogen, so müßt ihr es nicht vor der Thür, sondern in meinem Zimmer hören.

Wer klopft, begehrt Einlaß! antwortete sie lächelnd.

Recht wohl! also ein zugedachter Besuch! ihr seyd mir willkommen! ich hoffe Euch öfter zu sehen, ich bin gern einsam, aber die Gesellschaft einer guten Matrone, wie ihr, wird mir immer erwünscht seyn.

Frau Bertha lächelte, stellte sich hinter einen Stuhl, und deutete auf die Laute, welche das Fräulein von neuem ergriff und zu spielen begann, aber das Stück war noch nicht halb geendigt, so bewegte sich die Besucherin nach der Thür, machte gegen ihre junge Namensschwester eine verbindliche Bewegung mit der Hand, und verließ das Zimmer.

Dergleichen abgebrochene Besuche bekam das Fräulein sehr fleißig, aber zu ihrem größten Kummer wurde wenig, oft auch gar nichts dabey gesprochen, und die Laute, welche die Matrone gern zu hören schien, ob sie gleich selten ein ganzes Stück auswartete, mußte im-

mer die Hauptrolle spielen. Die junge Bertha sprach gern, und hätte wohl der geglaubten Wirthschafterin ihres Verwandten etwas mehr Redseligkeit gewünscht; doch das geschäftige Klirren mit den Schlüsseln, das allemal ihre Ankunft verkündigte, und wenn sie schied, allemal noch lang hinter ihr hörbar war, überredete das Fräulein, sie habe zu viel zu thun, um die Geschwätzige zu machen, auch war es ja vielleicht möglich, daß der alte Herr, der auch seine Eigenheiten hatte, das Verkehr seiner Leute mit seiner Verwandtin nicht gern sah, und daß diese Besuche im eigentlichen Verstande nur heimlich abgestohlen wurden; eine Ursach, warum Bertha nie ein Wort von demselben gegen ihn oder irgend jemand erwehnte.

Die Matrone ward dem Fräulein nach und nach so lieb, daß sie sie oft mit ihrer Laute herbeyzulocken suchte, und mißmuthig ward, wenn sie, wie oft geschah, nicht erschien; kam sie denn und stellte sich hinter den Stuhl an der Wand — sie setzte sich nie — so unterbrach die junge Bertha ihr Spiel oft, um die oder jene Frage an sie zu thun, welche meistens blos durch Pantomime beantwortet wurden. Zum Beyspiel:

Es ist doch artig, Frau Bertha, daß ich mit Euch einerley Namen führe.

Eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie sagen, die Aehnlichkeit ist nach meinem Geschmack.

Eure Geschäfte sind groß! Ihr seht mich so selten.

Ein leises Klirren mit den Schlüsseln, als Bejahung der Sache.

Es läßt fast, als sollten Eure Besuche eine Heimlichkeit seyn? —

Der auf den Mund gelegte Zeigefinger, bejahte die Vermuthung. —

Ihr habt so eine schwermuthsvolle Miene, eure Farbe ist so blaß, ihr seyd wohl nicht glücklich!

Ein tiefer Seufzer, und ein Blick nach dem Himmel.

Einsmals fragte das Fräulein mehr, als sie bisher noch gethan hatte. Liebe Frau Bertha, sagte sie, ihr habt einen so edeln Anstand, ihr könnt unmöglich eine gemeine Person seyn.

Ich bin eine geborne von Rosenberg.

O, dies ahndete mein Herz! schrie Bertha feurig, erlaubt, daß ich meine Verwandtin umarme!

Die Matrone trat zurück.

O ihr zürnt mit mir! ihr entzieht euch meiner Vertraulichkeit, die ich nun, da ich euch kenne, euch so gern ganz schenken möchte!

Wie viel hätte ich Euch zum Beyspiel nur zu fragen, da ich weiß, daß ihr zu unserm Hause gehört! Die Geschichte der alten Herrn von Rosenberg soll so seltsam seyn, wie viel könnte ich durch Euch erfahren!

Frau Bertha zog sich hier nach der Thür, und winkte dem Fräulein, ihr zu folgen.

Der Weg ging durch eine Menge schallender Gallerien in einen Flügel des Schlosses, der der jungen Bertha ganz unbekannt war. Sie standen an einer grossen doppelten Flügelthür. Die Matrone suchte in dem Bund an ihrer Seite nach dem Schlüssel, der hier öfnen sollte; er war gefunden. Schon drehte er sich dreymal im Schloß, da schlug es zwölf Uhr, die Kerze in der Hand des Fräuleins verlosch, und es war rund um dicke Finsterniß.

Welcher verdrüßliche Zufall! rief sie, was sollen wir nun beginnen? Eure Hand, Frau von Rosenberg! ohne Zweifel seyd ihr hier besser bekannt als ich! — Aber es streckte sich keine leitende Hand nach der Hand der armen Bertha aus, und das entfernte Klirren der Schlüssel sagte ihr, daß sich die Matrone entfernt habe.

Bertha war nicht ohne Unwillen gegen ihre Verwandtin, doch enthielt sie sich lauter Aeusserung desselben. Unhöflich, sagte sie bey

sich selbst, indem sie im Dunkeln nach dem Rückweg tappte, unhöflich ists doch in der That, mich hier in der Finsterniß zu verlassen; doch vielleicht ist sie nach Licht gegangen. Frau Bertha! Frau Bertha! soll ich hier eurer warten?

Nichts antwortete als der Wiederhall! Das Fräulein harrte ein wenig, ließ noch einigemal den Namen der Matrone ertönen, ward denn ungeduldig, und half sich, weil sie ein kleiner Schauer überfiel, am Ende so gut sie vermochte, auf ihr Zimmer zurück. Es schlug Eins, da sie es endlich erreichte, die zurückgelassene Kerze war im Verlöschen, sie warf eilig ihre Kleider von sich und ging zu Bette.

Und was sie nur mit dem ganzen Spaziergange haben wollte? fragte sie sich nach einer Weile, als das Pochen ihres Herzens ein wenig nachließ. Doch halt! ich fragte nach den alten rosenbergischen Geschichten, ich habe viel von einer Bibliotheck, von einem Archiv im südlichen Flügel des Schlosses gehört, ohne Zweifel hat sie auch dazu den Schlüssel, und wenn der fatale Umstand mit dem verloschenen Licht nicht gewesen wär, so könnte ich mich jetzt in voller Befriedigung meiner Neugier befinden. — Nun was heute nicht glückte, geschieht ein andermal. Wenn sie wiederkommt, werde ich meine Bitte erneuern, und ihr nichts von mei-

nen Unwillen merken lassen, damit ich sie nicht erzürne.

Bertha schlief ein, und verträumte eine ganze Nacht unter Bildern von alten Manuscripten, und Vorstellungen von seltenen unerhörten Geschichten, davon sie eine besondere Freundin war. Des andern Tages harrte sie bis zur Abendstunde, da die Matrone immer zu erscheinen pflegte, sie nahm die Laute, sie sang, sie psalmodirte auf das künstlichste; kein leises Klopfen wurde gehört, kein Besuch ließ sich sehen.

Am andern und dritten Tage, und in sechs drauf folgenden, ward jeder Winkel des Gartens, jeder Theil des Schlosses durchstrichen, wo ihr sonst die rosenbergische Frau Muhme begegnet war; niemand ließ sich sehen, und sie würde gedacht haben, der Baron hätte seinem Hauswesen eine andere Aufseherin gegeben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß dergleichen Aenderungen hier nie gemacht wurden, und daß Herr und Diener auf Schloß Neuhaus sich nie anders, als durch den Tod trennten.

Auf einmal kam ihr der Gedanke, die Matrone könne wohl krank seyn, und wie gern hätte sie gefragt, wenn sie nur gewußt hätte, ob sie die Bekanntschaft mit einer Person dürfte merken lassen, deren Besuche, sie mochte sie be-

herzigen wie sie wollte, so viel Verstohlnes und Geheimnißvolles hatten. Sie begnügte sich am Ende mit der allgemeinen Frage, ob jemand auf der Burg krank sey, und fühlte sich durch die Antwort Nein! befriedigt.

Ein anderer Wunsch beunruhigte sie jetzt mit gedoppelter Stärke, die Begierde nach dem Innersten jenes Saals, an dessen Thür sie die Matrone vor neun Nächten geführt hatte. Sie kommt nicht, sagte sie zu sich selbst, ihr angefangenes Werk auszuführen, und ich sehe nicht was mich abhält, die Befriedigung meines Verlangens vom Baron zu erbitten.

Mein Oheim, sagte sie Tags drauf zu ihm, als nach der Mahlzeit ihn der Wein fröhlich machte. Solltet ihr wohl glauben, daß Eure Bertha zu Zeiten lange Weile hat?

Gar gern, mein Kind! In deinen Jahren keinen andern Zeitvertreib, als den Spinnrokken, die Nadel und einige Bücher? — Du bist ein Phönix, wenn du dich lang bey denselben erhalten kannst.

Ich werde es können; nur jetzt giebt es eine kleine Lücke in meinen Beschäftigungen. All mein Flachs ist versponnen, all meine Tapetenarbeit geendigt, all meine Bücher zum zehnten mahl hindurch gelesen. — —

Gedulde dich, es ist ein grosses Fest vor der Thür, bey welchem du diesmal nicht fehlen darfst, weil du, als die einige gegenwärtige Dame von unserm Hause, hier schlechterdings die Wirthin machen mußt! dies wird eine kleine Abänderung in die Einförmigkeit deines Lebens bringen, und —

Ach nein, mein Oheim, ich hasse die Gesellschaft, ich mag niemand sehen!

Die Gäste werden dir gefallen, es sind deine alten Freunde, die Armen!

Bertha wußte wohl, daß ihr ehrwürdiger Verwandter den Armen alle Jahr eine grosse Mahlzeit gab, bey welcher jedesmal eine rosenbergische Dame als Wirthin präsidirte; die Sache gefiel ihr, sie hätte sich immer diese Rolle gewünscht, und sie dankte ihrem Oheim mit einer tiefen Verbeugung für die zugedachte Ehre, aber dies war doch eigentlich der Punkt nicht, wohin sich ihre Gedanken jetzt am meisten lenkten. Sie wünschte zu Vertreibung der vorgeschützten Langeweile Zutritt in dem rosenbergischen Archiv, und wagte es endlich kühnlich, darum zu bitten, da es das Ansehen hatte, als wenn die Hüterin der Schlüssel sie, und die in ihr erregte Neugier ganz vergessen hätte.

Der Baron lachte ihres Begehrens. Schade, sagte er, daß du kein Knabe bist! ein Mönch ist an dir verdorben, weil du so gern in dem

Staube von alten Manuscripten wühlest! Hier ist der Schlüssel, warum sollte ich dir die Freude versagen, das Haus zu kennen, aus dem du entsprossen bist! du wirst alles in einiger Verwirrung finden, weil ich das letzte mahl, da ich dort nach einigen Familiennachrichten suchte, durch ein kleines Schrecken aufgejagt würde; könntest du den Geist der Ordnung, der dir eigen ist, in meine Pergamente übertragen, so würde ich dir danken; doch thue mir den Gefallen, und arbeite nie in der Mittagsstunde; du weißt, daß ich meine Mahlzeit nicht gern verschieben lasse, noch des Nachts; es ist wegen Feuersgefahr! Die übrigen Stunden sind sicher, thue in denselben was dir gefällt.

Bertha verstand nicht die Hälfte von dem, was ihr Oheim sagte, auch war es vermuthlich eben seine Meynung nicht, daß sie ihn ganz verstehen sollte, sonst würde er deutlicher gesprochen haben. Sie nahm den Schlüssel, küßte die Hand des Greises, und hüpfte davon.

Sachte, sachte, Bertha! rief er ihr nach, du wirst dich nicht zu recht finden, der Büchersaal ist in einer Gegend der Burg, da du noch gar nicht gewesen bist. Nimm einen von den Leuten mit dir, und noch eins, gehe nicht in das südliche Nebenkabinet, wenn ich nicht selbst dabey bin, ich will schon einmal Gelegenheit nehmen, dich bey deinen gelehrten Arbeiten zu besuchen.

Bertha, die stehen geblieben war, antwortete mit noch einer Verbeugung und verschwand. Von den Leuten nahm sie niemand mit sich, sie konnte sich schon allein an dem Ort zurecht finden, den sie nicht, wie ihr Oheim meynte, heute zum erstenmal betrat.

Ein wenig wunderte sie sich, als sie die äussersten Thüren zu den Sälen und Gallerien, durch die man gehen mußte, und die in jener Nacht alle offen waren, verschlossen fand; doch der Schlüssel eröfnete jedes Schloß, und jetzt stand sie vor der doppelten Flügelthür, wo vor neun Tagen beym zwölften Glockenschall die Kerze verlosch, die rosenbergische Matrone ihr von Handen kam, und ihre Neugier getäuscht ward.

Sie schloß auf; ein grosser Saal öfnete sich ihr, viel zu geräumig für die kleine Anzahl Bücher, die an den Wänden aufgestellt waren, und ihm den Namen der Bibliothek, oder sich des Ausdrucks jener Zeiten zu bedienen, der Librarey gaben; doch einige hundert Bände waren in den damaligen Zeiten schon eine grosse Sammlung für einen Edelmann, mancher Abt würde damit zufrieden gewesen seyn. Die neugierige Bertha warf jetzt ihre Augen nicht auf diese Vehikel der Weisheit und Thorheit ihres Jahrhunderts, sondern eilte nach dem grossen Tisch von Eibenholz mit gedrehten Säulen, der in der Mitte stand,

und auf welchem sie, wie ihr der Baron gesagt hatte, alles aufgethürmt finden sollte, was zur Familienkunde gehörte, und was sie, das war der Wille des Greises, fein ordentlich wieder in das vergoldete Wandschränkgen legen sollte, dessen beyde Thüren offen standen, und aus welchen es genommen war.

Der Oheim muß sehr eilig gewesen seyn, als er dieses Zimmer zuletzt verließ, sagte Bertha, indem sie einen grossen silbernen Leuchter von der Erde aufhob, über den sie bald gefallen wär. Welche Unordnung! welcher Staub! hier scheint in Jahren niemand gewesen zu seyn! Und die Haushälterin hatte doch den Schlüssel, und er ging ihr so leicht in dem Schlosse herum, da ich es vor Rost kaum zu öfnen vermochte!

Bertha begann in den Pergamenten zu wühlen; eine endlose Arbeit, die ihr noch dazu wenig Vergnügen gewährte, denn sie stieß zu Anfangs auf nichts als alte Stammbäume, Schenkungsbriefe, Verträge, Kontrakte, und eine Menge andre Dinge, die zwar sichere Belege von dem Reichthum und dem Adel ihres Hauses waren, sie aber nicht sonderlich interessirten. Nahrung für ihre Neugier suchte sie, sie hatte schon auf dem Schoos ihrer Amme so viel von den sonderbaren Geschichten der alten Herrn von Rosenberg gehört,

hört, daß sie gern hier mehr erfahren hätte; sie sah sich getäuscht, und hätte vielleicht das ihr übertragene Amt, als rosenbergische Archivarin augenblicklich aufgegeben, wenn sie sich nicht des vor ihrem Oheim, der ohne dem ihres Einfalls spottete, geschämt hätte. — Sie faßte endlich den Entschluß, alles Stück vor Stück zu mustern und zu ordnen, und ging rüstig ans Werk. Sieben Tage dauerte die Arbeit, denn sie übernahm sich nicht in derselben; der Baron war sicher, daß keine der verbotenen Stunden sie in seiner Librarey fand. Sie fand zu wenig von dem, was sie suchte, als daß sie hätte emsig seyn sollen. Der Baron fragte oft nach dem Fortgang ihrer Geschäfte, und lachte herzlich, wenn er ihre Unzufriedenheit merkte.

Für den achten Tag war es aufbehalten, ihr bessere Genüge zu leisten. Sie hatte den ganzen Vormittag gearbeitet, um endlich der verdrüßlichen Arbeit quitt zu werden. Das goldne Wandschränkgen füllte sich mit wohlgeordneten Urkunden, der Tisch ward leer, da stieß sie auf einige dicht beschriebene Blätter, die nichts minders enthielten, als jene berufene Mähr, die vor kurzem der heutigen Welt unter dem Namen einer Geschichte der Grafen von Rosenberg ist ans Licht gestellt worden; sie

erzählten umständlich die Abentheuer eines alten Familienschlosses im Böhmerwalde, und fesselten die aufgeregte Phantasie des Fräuleins so sehr, daß sie zum erstenmal vergaß, daß es Mittag war, und man bey der Tafel auf sie wartete.

Es schlug zwölf, die Thür, durch welche sie hereingekommen war, ging auf, die emsige Geschichtforscherin sah in die Höhe, die rosenbergische Haushälterin, welche eben eingetreten war, strich eilig durch den Saal bey ihr vorbey nach dem südlichen Kabinet.

O Frau Bertha! schrie das Fräulein, indem sie aufsprang, auf sie zuzugehen, sehe ich endlich Euch wieder? Fürwahr ich glaubte —

Die Matrone ließ sie nicht ausreden. Es hat zwölf geschlagen! sagte sie, indem sie auf die Thüre deutete.

Es war so etwas gebietendes in dem Winke, daß die junge Bertha augenblicklich gehorchte; sie machte eine Verbeugung, und ging in dem nehmlichen Augenblick zur äussern Thür hinaus, da die Frau Base durch die innere verschwand. Ein Zugwind pfiff ihr nach, der ihr die Thür aus den Händen riß, und sie krachend zuschloß.

Ein wenig bestürzt, sie wußte selbst nicht warum, langte sie im Tafelzimmer an. Der

Baron, der bereits hinter seinem Stuhl stand, und den dampfenden Schüsseln entgegen sah, drohte mit aufgehobenem Finger, und sagte, sie habe lang auf sich warten lassen. Ist dir niemand von den Leuten begegnet? fuhr er fort, ich hatte bereits nach dir geschickt.

Ich sah niemand als die Haushälterin, mein Oheim!

Die Haushälterin? was meynst du!

Die ansehnliche ehrbare Frau mit den Schlüsseln, sie soll, glaub' ich, eine von Rosenberg seyn.

Der Baron ward bleich, und klirrte mit dem Löffel auf den Teller.

Eine so nahe Base! fuhr das Fräulein fort, und nichts weiter, als Ausgeberin! Es bekümmerte mich heute ordentlich, an die Tafel zu gehen, wo ihr so wohl eine Stelle als mir gebührte!

Bertha, hast du noch nicht gehört, daß man von Dingen nicht urtheilen muß, die man nicht versteht?

Bertha schwieg und erröthete — Auch der Baron sprach die ganze Mahlzeit über kein Wort, er war still und nachdenkend. Als man sich erhub, forderte er von dem Fräulein den Schlüssel zur Bibliothek zurück.

Nur noch einige Tage, mein Oheim, bat sie, und ich hoffe ganz fertig zu seyn!

Mädchen! Mädchen! erwiederte er, du wirst das Ding noch so lang treiben, bis dir etwas begegnet, das ich dir nicht gönnen wollte! Hüte dich vor allen vor der Nacht! Du kannst dir ja, was deine Neugier so lebhaft reizt, auf dein Zimmer nehmen.

Bertha gehorchte. Sie nahm die furchtbare Geschichte von dem abentheuerlichen Schlosse mit sich in den Garten, und las den ganzen Nachmittag bis zur Abendmahlzeit, die sie diesesmahl, weil Gäste vorhanden waren, auf ihrem Zimmer hielt. Als auch der Rest geendigt war, machte sie sich auf, das Manuscript wieder an Ort und Stelle zu bringen.

Es war zur Zeit der schönsten und längsten Tage, das Licht in ihrer Hand war ihr bey der hellen Dämmerung fast unnöthig, dennoch ließ sie es brennen, setzte es auf den grossen Tisch in der Bibliothek, und nützte es, als sie unter den Hin- und Herwerfen der übrigen Papiere noch etwas fand, das sie aufmerksam machte, die beyden grossen Wachskerzen, deren eine sie beym ersten Eintritt in diesen Saal auf dem Boden gefunden hatte, anzuzünden, und sich bey der zunehmenden Finsterniß helleres Licht zu machen.

Das was sie jetzt vor sich hatte, fesselte ihre Aufmerksamkeit ganz; erst hatte sie stehend gelesen, mit dem Entschluß, sich gleich nach Endigung des nächsten Abschnitts zu entfernen, jetzt machte sie sich es bequem, setzte sich in den grossen Armstuhl, schnäutzte die sämmtlichen Kerzen, und las und las ohne Aufhören, bis ein Gestirn nach dem andern über den Horizont herauf kam, und die Nähe der Mitternacht verkündigte. Bertha fand hier mehr Nahrung für den Geist als in der Fabel, mit welcher sie sich diesen Nachmittag beschäftigt hatte. Sie hatte von Kindheit auf, ihrem abergläubigen Zeitalter zum Trotz, nicht viel von Mährchen gehört, daher ihre gänzliche Unbekanntschaft mit der Ideenwelt, daher ihre gänzliche Furchtlosigkeit bey Ereignissen, die sie schon belebt hatte, und die einer andern als ihr, wohl einiges Nachdenken, wohl einigen Schauer hätten erregen können.

Was zu sehr das Gepräg der Fabel trug, das behagte ihr nicht ganz, wenn es auch ihre Phantasie auf einige Stunden fesseln konnte. Hier fand sie Wahrheit. Die Blätter, die sie vor sich hatte, enthielten die Geschichte eines alten Herrn von Rosenberg, welche wir genöthigt sind, dem Leser um der Folge willen hier in nuce mitzutheilen, freylich nicht in der kraftvollen Sprache des Chronikons, das die jun-

ge Bertha vor sich hatte; aber würden wir auch in unsern Zeiten im Stande seyn, sie zu verstehen, oder ihre Schönheiten so zu schätzen, wie das Fräulein sie schätzte, die einmal über das andere zu sich selbst sagte, wie sie nie etwas kórnigteres und rührenderes gelesen habe als diese Seiten.

Wilhelm Ulrich von Rosenberg, war laut der Legende, zu Zeiten Kaiser Wenzels, Ruprechts und Siegmunds, ein Mann, der im Königreich Böhmen Aufsehen machte, sein Reichthum, seine Weisheit, und seine Tapferkeit macht ihn all diesen dreyen Beherrschern des deutschen Reichs zum lieben Diener. Dem ersten schenkte und borgte er so viel er wollte, dem zweyten half er die Gerechtigkeit reformiren, und mit dem dritten zog er mehr als einmal wider den Erbfeind, den Türken. Herr Ulrich war ein wackerer, weidlicher Mann, er gefiel durch seine schöne Aussenseite den Damen seiner Zeit so wohl, als den Männern durch sein tadelloses Innres. Die schönsten und vornehmsten Jungfrauen hingen an seinen Blicken, und hoften von ihm gewählt zu werden, ob gleich eine jede bey dem Wunsch, Frau von Rosenberg zu heissen, ein kleines Zittern fühlte, denn Ulrichen waren viel Gemahlinnen geweissagt worden, und keine von seinen Bewunderinnen trug sonderliches Verlangen, die erste zu seyn.

Wilhelm Ulrich war durch seinen hohen Adel, und durch den fürstlichen Reichthum, den er besaß, ein wenig stolz, und durch Fürstengunst und Kriegsglück ziemlich kühn gemacht worden. Er dachte nicht seine Augen auf eine gemeine Person zu werfen; ausgezeichnete Schönheit war ihm nicht genug, ihn zur Liebe zu wecken; Hoheit und fürstlicher Rang waren es, was er an seiner künftigen Gemahlin wünschte, und so geschahe es, daß er nach und nach der Gemahl von vier Prinzeßinnen ward. Die Liebe der schönen Oligarde von Braunschweig, seiner ersten Gemahlin, das Glück, das er an ihrer Seite genossen hatte, berechtigte ihn nach ihrem Tode, der in wenig Jahren erfolgte, nicht niedriger zu wählen. Ein Brandenburgisches, ein Baadensches und ein Bernstädtisches Fräulein waren ihre Nachfolgerinnen, denn der Tod brach die lieblichen Blumen alle frisch nach einander hinweg, und Herr Ulrich ward des Weibernehmens endlich so gewohnt, daß ihm die Wahl einer neuen Gemahlin schier nicht mehr Sorge machte, als die Wahl einer neuen Rüstung.

Seine letzte Wahl war die kühnste und glücklichste von allen. Fräulein Mathilde von Bernstädt, war eine Enkelin Kaiser Siegmunds, ein Engel an Schönheit und Tugend, und dabey für den alternden Herrn von Rosenberg

fast zu jung. Sie trat an ihrem Hochzeittage das siebzehnte Jahr an, und man konnte freylich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß sie die letzte seyn würde, die Herrn Ulrichen zum Altar begleitete, daß sie einst als Wittwe an seinem Grabe weinen würde.

Die Wahrscheinlichkeit täuschte; nach einem vierjährigen nicht ganz glücklichen Ehestande ward sie ein Opfer des Todes, sie starb, indem sie einer Tochter das Leben gab, die durch ihren Verlust, den sie noch nicht fühlen konnte, doppelt verwaist wurde. Der Herr von Rosenberg hielt es nicht für gut, zum fünftenmale zu freyen, aber ewiger Trauer um seine reizvolle Gemahlin ergab er sich darum nicht. Ehrgeiz nicht Liebe war es gewesen, was ihn an sie verband, das zerrissene Band schmerzte ihn nur aus einer Ursach: Die kaiserliche Verwandschaft hatte ihm Hofnung gemacht, sich zum Fürstenstand empor zu schwingen, sie war nun abgestorben, und er mußte sich mit der Ehre begnügen, kaiserlicher Feldherr und Oberburggraf von Böhmen zu seyn und zu bleiben. Unmuth, daß er in der Mitte seiner Laufbahn stehen bleiben solle, ward von nun an der Satansengel, der nicht allein ihn, sondern alle, die um ihn waren, mit Scorpionen geisselte. Seine Burg ward ihm zur Hölle, er mußte hinaus ins Feld,

um unter dem Geräusch der Waffen seine gescheiterten Entwürfe, und sich selbst zu vergessen.

Die kleine Bertha, Mathildens trauriges Vermächtniß, hielt ihn nicht in seinen Landen zurück; er liebte sie so wenig als er ihre Mutter geliebt hatte. Er hätte das zarte Fräulein ohne Bedenken den Händen seines Burgvoigts überlassen, und es dem Gerathewohl anheim gestellt, was unter vernachläßigter Zucht aus ihr werden würde, wenn nicht ihre ältern Geschwister, die schier ihre Väter und Mütter hätten seyn können, es über sich genommen hätten, die hülflose Waise in Schutz zu nehmen. Eine vermählte Schwester von ihr, und Herr Heinrich von Rosenberg, ihr ältester Bruder, theilten die Sorge um sie, und unter ihrem Schutz wuchs sie zu der Vollkommenheit heran, mit welcher sie in der Folge jedermanns Bewunderung auf sich zog, so wie ihr unglückliches Schicksal sie bald zum Gegenstand des allgemeinen Mitleids machte.

So weit hatte Fräulein Bertha gelesen, als sie inne wurde, daß die Schrift sich änderte, und die Erzählung in der ersten Person fortgesetzt ward. Die Schriftzüge waren schön, aber ungemein klein, sie schnäutzte die Lichter, um heller zu sehen. Da sie umher schaute, ward sie gewahr, daß draussen die dickste Nacht den Rabenfittig ausgebreitet hatte, die Schloßuhr schlug halb eilf,

ein Gedanke an die Warnung des Barons, hier nicht zu übernachten, flog ihr durch den Sinn, aber sie faßte die Deutung nicht ganz, dachte blos auf Feuersgefahr, und traf alle nöthige Vorkehrung, um selbst auf den Fall, daß sie über dem Lesen entschlummern könnte, nichts zu besorgen zu haben. Doch war für sie wohl an Schlaf zu denken, da die Heldin einer Geschichte, die sie so sehr interessirte, jetzt selbst die Feder ergriff, und in dem rührendsten Ton von Leiden sprach, die sie einst erduldete, die nun seit mehr als einem Jahrhundert überstanden waren, und der stillen Denkerin Stoff zu Gefühlen und Betrachtungen gaben, die sich nicht beschreiben lassen.

Was der Schwärmerin Bertha vor fast zweyhundert Jahren rührend vorkam, was ihr gefühlvolle Thränen entlockte, gleitet vielleicht in veränderten Ausdrücken über das Herz des heutigen Lesers, wie kühlendes Wasser dahin; es sey so! Die Ansprüche des Mährchenerzählers sind zu klein, als daß ihn dieses befremden dürfte!

Die Tochter des Oberburggrafen von Böhmen knüpfte den Faden ihrer Erzählung folgendermaßen an die Stelle an, wo ihr Vorgänger geendigt hatte.

Ein Gegenstand des Mitleidens? — Trauriger Vorzug für die, welche nach der Anlage, die das Glück bey ihrer Geburt gemacht hatte, hätte

hoffen können, ganz entgegengesetzte Empfindungen zu erregen. Die Urenkelin eines Kaisers, die Tochter solcher Eltern, die Schwester solcher Geschwister als die meinigen, hatte Aussichten vor sich, wie sie wenige haben, und wenige wurden getäuscht wie ich getäuscht ward. Mein Vater fiel vor dem Feinde, ehe ich nur ein mahl das Glück gehabt hatte, seine Knie zu umarmen. Die Kinder, welche er hinterließ, waren zahlreich, das Vermögen, das auf uns fiel, nach Verhältniß unsers Standes nur mittelmäßig; die zahlreichen fürstlichen Heyrathen, der Aufwand bey Hofe und im Felde hatte es geschwächt. Mein Eltervater der Kaiser war tod, meine andern mütterlichen Verwandten, nie mit der rosenbergischen Heyrath zufrieden, achteten mich nicht, so ward ich statt der Stelle bey Hofe, die mir gebührt hätte, auf die Dunkelheit eines düstern Waldschlosses eingeschränkt, wo man mir täglich vorsagte, ich sey ein armes Fräulein, und habe keine Wahl als das Kloster.

Ich muß in meinen Frühlingstagen schön gewesen seyn, erst jetzt, in den Jahren, da diese traurigen Reste ehemaliger Reize mir gleichgültig sind, erst jetzt werde ich es gewahr. Anlagen zu hohem Muth und Frohsinn waren in meiner Seele wohl auch vorhanden; all diese Vorzüge verheerte die Hand des Unglücks,

ehe sie zu voller Blüthe kamen. Der Trübsinn derer, die mich umgaben, das traurige Licht, in welchem man mir unabläßig mein Schicksal vorstellt, raubte mir den Hang zu jeder Freude, und machte mich zur schwermüthigen Träumerin. Mich von meinem Gram loszureissen, beschäftigte ich mich mit Studien, die für mein Geschlecht nicht gemacht sind, die finstere Mystick, die Erlernung der todten Sprachen, waren der Zeitvertreib meiner Einsamkeit, und brachten mich vollends ganz von meiner Bestimmung ab. Ich taugte zu nichts, als zum Kloster, und war würklich im Begriff, den Schleyer zu nehmen, als man mich wider meinen Dank und Willen zur Gemahlin des Freyherrn von Lichtenstein machte. Er war ein reicher Herr, den meine hohe Abkunft, und vielleicht einiger Schimmer von Schönheit, den ich wirklich in meinem sechs und zwanzigsten Jahr noch besaß, zu seiner Wahl bestimmt hatte. Eine glänzende Sphäre öfnete sich mir, deren Vorzüge und Freuden zu geniessen, ich nicht mehr fähig war. Ich wär glücklich gewesen, hätte mir das Glück, das mir jetzt begegnete, um zehn Jahre eher betroffen, oder hätte man mich in der Erwartung erzogen, daß ich einst ein solches machen könnte. O Gott! ich hätte noch vielleicht glücklich seyn können, hätte ich den klösterlichen Eigen-

sinn, den ich mir in der Einsamkeit angewöhnt hatte, abzulegen vermocht. Mein Gemahl war liebenswürdig, warum liebte ich ihn nicht? oder vielmehr, warum nahm ich meiner Zuneigung für ihn, die er sich endlich ersiegte, nicht die düstre Hülle, welche alles umgab, was mich anging?

Was ich hätte thun können, um ihn und mich glücklich zu machen, das leuchtete mir erst denn ein, als es zu spät war! Er verließ mich und liebte andre. Ich zürnte, zürnte so unversöhnlich, daß, als er wiederkehrte, als er zu meinen Füssen um Vergebung flehte, ich ihn stolz verließ, und Zuflucht in den Armen meines Bruders suchte. — O Gott! Richter zwischen ihm und mir! wie wirst du richten? —

Er starb! mein Gemahl starb! die ganze Welt fluchte seinem Andenken, weil er sich an mir vergangen hatte. Ich fluchte ihm nicht! ich wußte, wie weit ich schuldig an seinen Vergehungen war! Reue, die bittersten Selbstvorwürfe, halbe Verzweiflung war mein Loos von seinem Tode an bis an den Tag des meinigen.

Die Leserin ward hier von ihren Thränen übermocht sie vermochte die kleine Schrift nicht mehr zu lesen, und richtete sich auf, die Lichter heller brennen zu machen.

Da stand ihr gegenüber die rosenbergische Matrone mit in einander geschlagenen Armen, und starr auf sie geheftetem Blick. Das Fräulein, ohne Schrecken sich auf einmal in ihrer Gesellschaft zu sehen, streckte den Arm aus, ihre Hand zu fassen, und schluchzte:

Ach meine Base! Was lese ich hier für Dinge!

Was ist dein Urtheil? antwortete sie.

Mein Urtheil? — Ach, diese Geschichte ist mir nicht neu, ich weiß sie viel anders, als sie hier die unschuldigste Büsserin, die es je gegeben, hat aufgezeichnet. Lichtenberg war ein Böswicht, Bertha von Rosenberg eine duldende Heilige, ihr, nicht ihm, fliessen meine Thränen.

Mit einem unaussprechlichen Blick schlug die Matrone die Augen gen Himmel. *) Du wirst kommen, sagte sie leise, du wirst kommen, die Todten und die Lebendigen zu richten, auch weiß ich, daß mir noch ein Gericht bevorsteht!

Ein gnädiges Gericht, sagte Bertha, wenn ihr so gut und schuldlos seyd, als Eure und meine Namensschwester, deren Geschichte ich lese. Laßt mich sie laut vollenden, der Worte sind noch

*) Die nehmlichen Worte, welche die Sage der rosenbergischen Matrone nur in lateinischer Sprache, in den Mund legt, in welcher sie geübter gewesen seyn soll, als in der Sprache ihres Landes.

wenig, ich denke, sie werden euch so wichtig seyn als mir!

Es erfolgte keine Antwort, die Leserin fuhr fort. — —

Was bleibt einem gebeugten von Gewissensbissen zernagten Herzen für Linderung übrig, als Wohlthun? Ich war jetzt reich, ich konnte jenem Hang zu geben und zu beglücken, dem ich immer Fesseln anlegen mußte, freyen Lauf lassen! Doch dem Herzen, das keine Reichthümer achtet, ist Geben allzu leicht; ich fühlte es, daß ich schwerere Pflichten auf mir hatte. Die unmündigen Kinder meiner Schwester wurden von mir erzogen; ihr schönes Heranwachsen zu Tugend und Glück, war die erste, die einzige Freude, die ich in meinem thränenvollen Leben hatte. Ich baute ihnen dieses Schloß. Die Umwohner, meine Unterthanen, dienten mir gern, bey dem schweren Bau, denn sie liebten mich; ich denke, ich habe sie nicht gedrückt, bin ihnen nie hart gewesen. An dem Feste, das ich ihnen zum Andenken der geendeten Arbeit stiftete, und das ihre Nachkommen von den meinigen auf ewige Zeiten zu geniessen haben sollen, hörte ich keinen Fluch über mich, hörte ich nur Seegen aus ihrem Munde ertönen. Die guten Leute baten, ich sollte mich zum Andenken dieses Tages so abbilden lassen, wie ich in meiner halben Wittwentracht, die mei-

ne beständige Kleidung ist, unter ihnen umhergieng, und ihnen das Brod austheilte. Ich habe ihnen gewillfahrt, ich hoffe, es ist keine Eitelkeit darin; irrte ich, so wird auch diese Spreu von dem Waizen gesondert werden. — Mein Bild findet sich auf dem grossen südlichen Saal an der Morgenseite.

Ihr Bild? schrie hier Bertha. Wie? ihr Bild? — und ich habe es noch nicht gesehen? O, meine Base, ohne Zweifel könnt ihr mir sagen, — — Aber wie? ich bin allein? Wie konnte sich meine Zuhörerin so leise entfernen.

Bertha rief noch einige mahl den Nahmen ihrer Namensschwester, und erhub sich denn, als keine Antwort erfolgte, mit dem einen Lichte, die andern waren bereits ausgegangen, um sich nach dem umzusehen, was jetzt ihre ganze Neugier rege machte, nach dem Kontrefey ihrer Heiligen. Wenn dieses der grosse südliche Saal ist, sagte sie zu sich selbst, so muß ich es hier finden! Der Tag bricht bereits durch die Fenster! Hinweg mit der Kerze, sie nützt mir nicht!

Die Zeit, wenn Tag und Nacht sich scheiden, ist, laut alter Sagen, Geistererscheinungen so günstig als die schwarze Mitternachtstunde. Die furchtlose Bertha, die sich in jener Nacht nicht gescheut hatte, fühlte auch kein Grauen in dieser,

und

und wie hätte sie auch gesollt, da in ihrer Phantasie keine Gespensterideen einheimisch waren, und sie zur Zeit noch nichts erfahren zu haben glaubte, das die gemeinen Sagen von solchen Dingen begünstigen könnte.

Bertha mochte die Fenstergardinen zurückziehen wie sie wollte, mochte im röthlichen Morgenlichte die Wände des Saals noch so genau betrachten, sie sah nichts, das einem Bilde ähnlich war, sie stand jetzt an der Thür des südlichen Kabinets, und ohne Rückerinnerung, daß ihr der Eintritt in dasselbe von ihrem Oheim verboten war, öfnete sie es, und ging hinein. Ein schnell umher geworfner Blick zeigte ihr, wie sie meynte, in der Tiefe des Zimmers ihre gute Freundin, die Matrone.

Freudig auf sie zueilen, und im Näherkommen sich durch ein Bild in Lebensgrösse, das Frau Berthens volle Aehnlichkeit trug, getäuscht sehen war eins. Das Fräulein fühlte, sie wußte noch nicht ganz warum, bey diesem Anblick einen kleinen Schauer. Es giebt Augenblicke, da uns nach langer Unwissenheit die Wahrheit auf einmal mit vollem Lichte in die Seele strahlt; der gegenwärtige war einer von diesen. Berthens Zittern vermehrte sich von Sekunde zu Sekunde, doch hatte sie noch Muth,

dem grossen Bilde der weißen Frau, das man noch zu Schloß Neuhaus sehen kann, zu nähern. Vielleicht wär alles, was sie jetzt empfand, für ein so vorurtheilfreyes Gemüth, als das ihrige, durch ein klein wenig Fassung, oder durch Vorstellung von allerley Möglichkeiten schnell hinweg zu hauchen gewesen, aber als jetzt Frau Bertha in Person, doch schattenartiger als je vor ihr überglitt, als eine hohle unartikulirte Geisterstimme ihr zutönte: Bertha, kennst du mich nun? da mußten wohl alle Zweifel schwinden, sie sah auf einmal hell, wogegen sie so lang blind gewesen war. Das schreckensvollste Gefühl, das sich denken läßt, übermochte sie, sie sank empfindungslos vor dem Bilde der weißen Frau zu Boden.

Die Sonne ging völlig herauf, der Mittag kam heran, das Fräulein ward im Schlosse vermißt. Der Baron ward äusserst unruhig, denn er liebte die sanfte Bertha vollkommen, so sehr als sie verdiente. Man sagte ihm, man habe bereits alles nach ihr durchsucht, um ihn durch die Nachricht von ihrem Verlust nicht zu zeitig zu schrecken. Was sollte man denken? Flucht oder Entführung aufs Tapet zu bringen, würde Unsinn gewesen seyn, wer sollte die eingezogene Bertha, die fast niemand kannte, ent-

führen? und warum hätte sie aus den Armen ihres Vaters fliehen sollen?

Hastig fragte der alte Herr, ob man in der Librarey gewesen sey? — Wie konnte man? Der heilig bewahrte Schlüssel zu diesem Orte war in seinen Händen, auch wagte sich niemand von dem Schloßgesinde, dem bekannt war, daß die weiße Frau dort hauptsächlich ihren Aus- und Eingang zu haben pflegte, gern in diese Gegend!

Dem Baron stellte sich auf einmal die schreckensvolle Möglichkeit vor, das Fräulein könne sich des Verbots ungeachtet dort verspätigt haben, es könne ihr dort irgend etwas zugestossen seyn, das hier schon mehrern den Tod gebracht hätte. Daß sie das Schloßgespenst gesehen habe, ohne es zu kennen, konnte er schon aus ihren gestrigen Reden muthmassen, und was konnte dieses für Folgen gehabt haben? — Mehrere die hier der ätherischen Dame unversehens begegneten, und aus Unwissenheit oder Muthwillen das geringste gegen sie versahen, hatten bereits ihre Rache empfunden. Herr Peter von Wocken, Berthens verblichener Bräutigam, sollte, das wußte das ganze Schloß, obgleich niemand ihr davon sagte, von einem Anblick der weißen Frau, den Tod genommen ha-

ben; war es nicht möglich, daß seiner Hinterlassenen das nehmliche begegnet sey?

Der alte Herr rang die Hände, und weinte wie ein Kind ob dem muthmaßlichen Schicksal seiner liebenswürdigen Nichte. Sich Gewißheit zu verschaffen, oder der Verunglückten vielleicht noch Hülfe zu leisten, brauchte man nur, sich an den verdächtigen Ort zu verfügen; aber wie viel Ueberwindung gehörte hiezu! Das Schloßgesinde schauderte vor dem blossen Gedanken zurück, und fürwahr, der Herr fühlte eben so wenig Lust, den Ort noch einmal zu sehen, wohin er vor einigen Jahren, weil er in seinem ganzen Leben das Schloßgespenst noch nie gesehen hätte, sich muthig verfügte, und wo ihn der unvermuthete Anblick desselben mit einem Schrecken und einer Eil zurück scheuchte, davon Bertha noch die Spuren gesehen hatte.

Liebe zu dem guten Fräulein überwand indessen jede Bedenklichkeit. Der Schloßkappellan mit dem Kreuz trat vor, ihm folgte der Baron, und nach ihm ging die ganze Dienerschaft mit allerley Wehr und Waffen auf besorglichen Angriff versehen.

Ach hätten sie sie dahinten gelassen! Frau Bertha war jetzt auf einer Laune, da sich wenig von ihr befürchten ließ. Weit nöthiger als Weihwedel und Reliquien wären den Nach-

suchern, der armen Bertha einige Flaschen mit starkriechenden Essenzen, einige angebrannte Federn, oder die Lanzette des Wundarztes gewesen, sie wieder ins Leben zurück zu rufen! —

Man fand sie in einem Zustande, der sie mehr einer Todten als einer Ohnmächtigen ähnlich machte, vor dem furchtbaren Bilde ausgestreckt. Man denke, wie lang sie hier ohne Hülfe gelegen hatte! — Ob sie sich in Zwischenräumen erholt haben mochte, um wieder in ihre schreckliche Bewußtlosigkeit zurück zu sinken, weiß ich nicht; gnug, man brachte sie ohne alles Zeichen des Lebens auf ihr Zimmer, und es war ziemlich spät gegen den Abend, da die Kunst der Aerzte und Wundärzte sie so weit gebracht hatte, daß der Baron sich ein wenig beruhigen konnte. — Sie war jetzt würklich wieder bey sich selbst, aber zu matt zu sprechen, oder die mindeste Bewegung zu machen. Dieser Schwäche folgten Anfälle von Phantasien, in welchen sie mehr von den Vorgängen vergangener Nacht ausredete, als sich vielleicht mit der hergebrachten Sitte der Geisterseher verträg; doch was man in der Hitze thut, wird einem nicht zugerechnet, und dieser Fehler ging also der in solchen Dingen ganz unerfahrnen Bertha auch ungestraft hin.

Der Oheim saß an ihrem Bette, und bewachte jeden Anschein von Besserung mit der zärtlichsten Aengstlichkeit, aber auch denn, als sie schon völlig gerettet hieß, hütete er sich wohl, kühne Fragen an sie zu thun, oder ähnliche, die er von ihr gewärtig war, zu begünstigen.

In der ersten Nacht, da Bertha die Rechte einer Wiedergenesenen, unbewacht zu schlafen, genoß, hatte sie ein Gesicht, davon die neben ihr schlummernde Zofe, deren Gesellschaft sie jetzt für nöthig hielt, nichts vernahm, und das sie erst nach vielen Jahren ihren Freunden mittheilte. — —

Die rosenbergische Matrone stand vor ihr, ganz so, wie sie sie gesehen hatte, als sie sie noch für eine Sterbliche hielt. Bertha, sagte sie, ich habe dich geschreckt, das wollte ich nicht! Wie wars möglich, daß du, bereits so vertraut mit mir, dergestalt durch meine völlige Kenntniß erschüttert wurdest? Doch du bist eine Sterbliche, und ich verzeihe dir. Du wirst mich wachend nie wieder sehen; ich liebe dich zu sehr, als daß ich durch meinen Anblick dein Leben in Gefahr setzen sollte; aber um dich zu seyn, und für dich zu wachen, werde ich nie aufhören. Vielleicht hast du einst durch mich dein Liebstes verloren; wohl gut, ich bin dir Vergütung schuldig, und du sollst sie haben! Feyre jetzt mein

nahbevorstehendes Gedächtnißfest, die Stiftung des süssen Brey's, mit der Würde, die einer rosenbergischen Dame und meiner Namensschwester zukommt, zähle von demselben funfzehn Tage, und du wirst den zu sehen bekommen, der dir den Verlust deines Bräutigams ersetzen soll.

Bertha erwachte, und fühlte sich merklich gestärkt, besonders durch das Versprechen der weißen Frau, ihr nie wieder wachend zu erscheinen. Der blosse Gedanke ein übermenschliches Wesen, mit welchem sie sich so gemein gemacht hatte, als ob es ihres Gleichen wär, wieder zu sehen, hatte ihr bisher ein Grauen verursacht und ihre Genesung verzögert, sie sah sich als eine unglückseelige Person an, die sich unter ihren Zeitgenossen bald durch den Namen einer Träumerin auszeichnen, bald dahin gebracht werden könnte, bey gehäuften Abentheuern aus der Geisterwelt, an ihrem eigenen Verstande zu zweifeln, oder ihn würklich zu verlieren. Itzt war sie durch das Ehrenwort der gespenstischen Dame gesichert; sie konnte ruhig in die Zukunft blicken, riß sich mit Gewalt von dem Andenken ans Vergangene los, und genas zusehens.

Mit Entzücken schloß sie ihr Oheim wieder frisch und blühend in die Arme, machte mit doppelter Munterkeit die gewöhnlichen Anstal-

ten zu dem alten rosenbergischen Stiftungsfeste, und Bertha ihrer Seits, rüstete sich auch, die ihr bey demselben übertragene Ehrenrolle mit Anstand zu spielen. Wir haben dem Leser schon etwas von der Entstehungsart dieses Festes gesagt, nun auch ein Wort von seiner Benennung, wiewohl es uns schier Unmöglichkeit dünkt, daß ein Mährchenfreund deutscher Nation die Mahlzeit des süssen Breyes nicht so gut zu beschreiben wissen sollte als wir.

Die rosenbergische Dame, welche ihr Schicksal, oder irgend eine ungebüßte Schuld nach ihrem Tode zum Gespenst machte, hatte den Armen, die ihr bey Erbauung des Schlosses Neuhaus geholfen hatten, am Ende zur Ergötzung ein Gastmahl geordnet, in welchem die Hauptschüssel ein süsser Milchbrey war. Ein Gericht gute Fische. Ein Laib Brod mit Honig, ein Krüglein Wein, und ein Silbergroschen machten die übrigen Theile der köstlichen Bewirthung aus, deren Wiederholung in der Folgezeit für die Enkel der weissen Frau keine so kleine Sache war, als sie zu ihren Zeiten geglaubt haben mochte, die Zahl der Armen nahm mit jedem Jahre zu, und man mußte so reich und so großmüthig seyn, als Baron Mathias, die Stiftung ehe zu vermehren als zu schmälern.

Der Genesung der geliebten Bertha zu Ehren wurde das Fest diesesmal verschwenderischer gefeyert als je. Das Fräulein ging wie ein Engel unter ihren Gästen umher, die sich auf der grünen Matte vor der Burg gelagert hatten, und theilte ihnen das Bestimmte aus, das sie, von der Freygebigkeit des Barons bereichert, auch durch manche heimliche Gabe vermehrte. Ihr tönten laute Seegenswünsche, aber um die Verfertigung ihres Konterfeys sprach sie doch niemand an, ungeachtet der Nachwelt mit demselben mehr gedient gewesen seyn würde, als mit dem Bilde der weißgeschleyerten rosenbergischen Wittfrau, und deren Anblick wohl niemand etwas gefälliges finden konnte, als eine gutherzige Bertha, die Mitleid für Wohlbehagen annahm.

Die Geschichte von dem Abentheuer des Fräuleins hatte sich, obgleich wenige die rechte Beschaffenheit desselben vollkommen wußten, doch weit ausgebreitet, und die junge Person, welche die Hauptrolle in derselben spielte, war ein allgemeiner Gegenstand der Neugier und Bewunderung geworden. Es gab einige rosenbergische Vettern, welche die schöne Muhme noch gar nicht kannten, oder sie bisher auf dem österlichen Familienbesuch unter den schönern und reichergekleideten Basen und Bäslein gern über-

sehen hatten; einer oder zwey derselben konnten der Osterzeit, die ohnedem noch fern war, nicht erwarten, um das Fräulein nach Bequemlichkeit auf dem Schlosse des alten Oheims beäugeln zu können, sondern sie faßten lieber den romantischen Entschluß, sich unter die Armen zu mischen, die Berthens Milde speisen sollte, und daselbst die erste Gabe aus ihren Händen zu erhalten.

Bertha ging unbefangen in ihrer Unschuld zwischen den dichten Reihen ihrer Gäste einher, theilte rechts und links aus, ohne drauf acht zu haben, daß hier und da ein vollwangichter krauslockichter Bube, das lebendige Gegenbild der Dürftigkeit sich zu ihrer Milde drängte. Einer von ihnen war kühn genug, die weiße wohlthätige Hand, die ihm das Laiblein Brod darreichte, zu fassen und sie an seine Lippen zu ziehen. Das Fräulein ward nicht beleidigt; der Armuth konnte sie wohl eine Freyheit verzeihen, die sie nach damaliger strenger Jungfernsitte, keinem Fürsten würde gestattet haben.

Was fehlt Euch, guter Mann? fragte sie mit mitleidigem Blick, ohne zu bedenken, daß dem Inhaber dieses Gesichts gar nichts fehlen konnte, ihr habt wohl ein besonderes Anliegen?

O ja, gnädiges Fräulein! rief der unbekannte Vetter, dem Bertha in diesem Augenblick, durch Tugendübung verschönert, wie ein Engel vorkam, o ja, und ich wollte die Welt drum geben, es Euch entdecken zu dürfen.

Ihr seht wohl, antwortete sie freundlich, daß ich mich jetzt nicht lang bey Euch aufhalten kann, aber sucht Gelegenheit, mich auf dem Schlosse zu sprechen, und so ich das, was ihr begehrt, durch Vorbitte bey meinem Oheim erhalten kann, so solls Euch werden. Drauf zog sie ein ziemliches Silberstück aus dem Seckel und gab es ihm, der von seinen lauschenden Gesellen ob der milden Gabe wacker gehöhnt, und den ganzen Tag der Jungfernsöldner genennt wurde.

Spottet wie ihr wollt, sagte er, die erste Spende der liebenswürdigen Bertha ist mir Unterpfand noch weit grösserer Milde, und die Bestellung aufs Schloß? Das Erbieten zur Vorbitte bey dem Oheim? — Was sagt ihr dazu? — kann wohl ein Liebhaber sich bey dem ersten Gespräch grössere Gunst von seiner Dame rühmen, als ich?

Die Sache ward belacht und commentirt; man weiß wie junge Gesellen es machen, dieses Geschlecht war sich in allen Jahrhunderten gleich. Aber der Begabte, dem würklich das

Fräulein im Herzen wohlgefallen hatte, nahm die Sache ernstlicher als die andern, und bekannte ihnen frey, daß er Eil habe, die schöne Bertha wieder zu sehen, und mit ihr zur Richtigkeit zu kommen; aber, fuhr er fort, wie ist das zu machen? Die österliche Besuchzeit bey dem Baron ist noch fern, zudem haben wir uns unter dem andern Haufen von Vettern und Muhmen so selten bey ihm eingefunden, daß er uns kaum kennen, daß er uns vielleicht als Fremde behandeln würde, wenn wir es wagten, ihn ausser der Zeit heimzusuchen. Das Fräulein bekommt man übrigens, wie ich höre, kaum zu sehen, wenn man bey ihm einspricht; sagt selbst, welcher Mann wird wichtig genug seyn, uns freundliche Aufnahme, und Berthens Anblick zu verschaffen?

Es ward viel Rath über diese Dinge gepflogen, und daß die Jünglinge zum Besten ihres verliebten Gefärthen, endlich einen Ausweg fanden, das wird man ihrem Scharfsinn, denke ich, wohl zutrauen.

Das Fest des süssen Breys war noch nicht vierzehn Tage vorüber, so erhielt Baron Mathias Botschaft von dem Prinzen von B . . . der so wie mehrere Fürsten seinem Hause verwandt war, so es ihm gefällig wär, wollte er

mit einem kleinen Gefolge in den nächsten Tagen auf seiner Burg einsprechen.

Das Fräulein nahm dies als Losung an, sich wieder auf ihr Zimmer zurück zu ziehen, und der Einsamkeit zu pflegen, die sie so ungestört, wie immer, bey solchen Gelegenheiten zu geniessen hoffte. — Hätte sie dem, was ihr die weiße Frau, bey der letzten Erscheinung sagte, mehr Aufmerksamkeit geliehen, hätte sie nachgerechnet, daß es gerade der funfzehende Tag nach der rosenbergischen Spende war, da die fremden Herrn auf der Burg einritten, so würde sie vielleicht gemuthmaßt haben, daß sie dieses mahl wohl auch mit zur Gesellschaft gehören mußte, wenn sie heute den sehen sollte, der bestimmt war, ihr die Stelle ihres verblichenen Bräutigams zu ersetzen.

Bertha beweinte ihren ersten Geliebten noch zu redlich, um einen solchen Ersatz nur zu wünschen, auch schien sie diesen Theil ihres Traumgesichts ganz vergessen zu haben, wie sie denn überhaupt gern ihre Gedanken von allem losriß, was Beziehung auf die gespenstische Matrone hatte.

Sie machte diesesmal ihre Toilette so nachläßig als möglich, und setzte sich an ihren Spinnrocken, den sie bis zur Mittagszeit ohne Ruhe umtrieb, da die Dirne, die ihr zu Tische dien-

te, hereintrat, und indem sie die Tafel bereitete, viel Erzählens von dem lieben jungen schönen Prinzen von B . . . und den drey wackern Rittern machte, die ihn begleiteten.

Bertha antwortete hierauf wenig, und wollte sich eben von ihrer Arbeit zu Tische sezzen, als sie den podagrischen Schritt des Barons auf der Gällerie hörte, und ihn bald darauf hereintreten sah.

Heilige Maria, mein Oheim! schrie Bertha, indem sie ihm entgegen trat, was kann euch bewegen, jetzt Eure Gäste zu verlassen?

Die höchste Nothwendigkeit, mein Kind! Du mußt dich entschliessen, unten bey der Tafel zu erscheinen; ich wollte dir es selbst ankündigen; denn mir, denke ich, wirst du doch keine abschlägige Antwort geben!

Aber Himmel, mein Anzug! rief Bertha, indem sie in den Spiegel sah. Dieses weiße häusliche Gewand! Diese ungeflochtenen Locken!

Ließ sich das nicht in der Eil ändern?

Unmöglich, mein Oheim! Dies brauchte wenigstens eine Viertelstunde Zeit, indessen erkaltet das erste Gericht!

Nun so komm wie du bist! Du findest lauter Familie; der Prinz von B . . . ist unser Verwandter, und seine Begleiter, drey Herrn von Rosenberg, sind auch unsre Vettern.

Aber mein Gott! welch eine Forderung?

Komm nur, sie baten so sehr um Vergunst, ihre Muhme zu sehen, ich konnte unmöglich Nein sagen!

Glühend vor Scham über die vernachläßigte Toilette, und unaussprechlich liebenswürdig in ihrer Verlegenheit, trat Bertha an der Seite ihres Oheims in das Tafelzimmer; vielleicht würde sie durch den vollkommensten Modeputz ihrer Zeit kaum so sehr verschönert worden seyn, als durch die kunstlose Tracht, in welcher sie sich den Augen ihrer Vettern darstellte. Die Mode ihres Jahrzehends war ein wenig steif, auch giebt es Gesichter, die im höchsten Staate nie zu ihrem Vortheil erscheinen, zu welcher Klasse Berthens unschuldige wenig hervorstechende Züge gehörten.

Man bewillkommte sich nach damaliger Sitte, man setzte sich zur Tafel, Bertha war Wirthin; sie sprach wenig, aber das wenige gut. Ihr Auge war überall, daß nichts zum Wohlseyn der Gäste vernachläßigt wurde, und sie bemerkte bey dieser Beschäftigung nicht, daß diese Gäste, besonders der Eine, keine Augen hatten, als für sie.

Nach der Tafel ging man spazieren. Bertha mußte bey dieser Gesellschaft bleiben, und einer der vier Vettern war immer an ihrer Seite, daher sich unter dem Schloßgesinde, dem das etwas ungewohntes war, die Sage erhub: Der

Brautkranz schwebe über dem Haupte des Fräuleins, und einer der vier Ritter werde sie sicher heimführen; welcher? das war eine grosse Frage, doch weil jedermann der guten Bertha das höchste Glück, die höchste Ehre gönnte, so fiel die Stimme einhellig auf den Prinzen.

Es war nicht ohne Grund der Wahrheit, daß die stille Bertha an diesem Tage mehr von Liebe hörte, als vielleicht in ihrem ganzen Leben. Denn der verblichene Bräutigam, Herr Peter von Wocken, war zu seiner Zeit ein schlichter geradsinniger Kempe, der sein Liebchen von Herzen meynte, ohne es ihm in jeder Minute auf zehnerley Art zu verstehen zu geben. Die Höflinge, mit welchen Berthen das Glück, oder ihre gespenstische Namensschwester heute in Gesellschaft gebracht hatte, wußten die Kunst der Minne auf gar feinere Art zu treiben und das Herz des jungen Fräuleins wär verloren gewesen, wenn es zu den gewöhnlichen Alltagsherzen gehört hätte, an welche man nur anklopfen darf um eingelassen zu werden.

Berthens Herzensthür hatte an dem Andenken des verstorbenen Geliebten einen Hüter, der nicht so leicht zu bestechen war, sie verschloß sich um so fester, je heftiger man sie bestürmte. — Der Abend kam heran, und das Fräulein

war

war froh, daß die Gäste, von denen sie sich solcher Ueberlast nicht versehen hatte, ihren Abschied nahmen, und sie sich in ihr Kämmerlein zurückziehen konnte. Doch hatte sie, ehe dieses geschehen durfte, noch eine ernste Vorhaltung von ihrem Oheim auszuhalten, wegen ihrer Hartherzigkeit, in welcher erwiesen wurde, daß man die Toden vergessen, und auf das Glück der Lebendigen denken müsse.

Wer von den vier Vettern, der Prinz oder einer seiner Ritter, den Baron dergestalt in seinen Vortheil gezogen hatte, wußte zur Zeit noch niemand als die dabey interessirten Personen, wir aber können es dem Leser wohl ins Ohr sagen, daß es der ältere Herr von Rosenberg war, ein stattlicher Ritter, der die Welt gesehen, und sich durchs Schwerd schon viel Ruhm und Ehre erworben hatte, also auf alle Weise ein liebens- und wählenswürdigerer Gegenstand, als der blonde funfzehnjährige Fürstensohn, ein junger Herr, bey welchem zur Zeit noch jugendlicher Leichtsinn die Hauptrolle spielte, indeß alles übrige, das Gute und das Böse, nur Anlage war.

Dieser Jüngling hätte sich zu der ernsten stillen Bertha geschickt, wie ein Trinklied zur hohen Messe, auch dachte er nicht an sie;

er hatte den Besuch bey seinem alten Vetter, nur seinem Freunde, Herrn Heinrichen von Rosenberg, zu liebe veranstaltet, um ihm Gelegenheit zu dem Rendezvous zu geben, zu welchem er von der unschuldigen Bertha beym Feste des süssen Breyes beschieden worden war, und davon sie nun, da er sich ihr entdeckt hatte, so wenig als von der versprochenen Vorbitte beym Oheim etwas hören wollte.

Da die weiße Frau Wort hielt, und sich nicht wieder vor Berthens Augen sehen ließ, auch ihr im Traume nichts von ihrer Meynung über diese Dinge zuflüsterte, so können wir nicht genau sagen, welches dieselbe war, und müssen uns begnügen, dem Leser das mitzutheilen, was die Sage ihr zur Last legte, ungeachtet wir es mit dem Vorurtheil, das wir zu ihrer Klugheit und Gutmüthigkeit haben, nicht recht zusammen zu räumen wissen.

Die rosenbergische Matrone, so lautet die Tradition, hatte Fräulein Bertha von Neuhaus dermaßen in Afektion genommen, daß sie wünschte, sie aus ihrer Niedrigkeit auf die höchste ihr allenfalls erreichbare Staffel der Ehre zu erheben. Eine fürstliche Heyrath war ihr nicht zu hoch für ihre Favorittin, und sie dachte in allem Ernste darauf, ihr den jungen Prinzen von B... zum Gemahl zu geben. Die bejahrten Hey-

rathsstifterinnen ziehen selten den Geschmack oder das wahre Wohl beyder Theile, immer nur ihren wahnvollen Eigensinn zu Rathe, so auch hier: Bertha und der fürstliche Jüngling paßten nicht für einander, und keinem kam ein Gedanke von Liebe in den Sinn, welches letztere die geschäftige Frau Base bald gewahr ward, es sehr hoch empfand, aber es doch nur an einem Theile zu rächen trachtete. Bertha war der Liebling der gespenstischen Matrone, sie sollte leer ausgehen, denn die weiße Frau, der Sitte ihres Geschlechts noch so ziemlich kundig, urtheilte weislich, daß ein Fräulein nicht lieben kann, wenn sie nicht zur Liebe aufgefordert wird, und daß die Verschmähte sehr billig Kaltsinn mit Kaltsinn belohnt.

Ein desto strengeres Gericht erging über den armen Prinzen. Warnende Träume machten den Anfang, um ihn zu dem anzumahnen, was man ihm aufbürden wollte. Sinnbildlich waren sie und für ihn schwer zu deuten. Prinz Erdmann verstand nicht, warum ihn der Traumgott unaufhörlich nach Schloß Neuhaus versetzte, und ihm aus der Hand seiner Muhme Bertha bald Kränze bald Ringe nehmen ließ. Er fand das junge Fräulein recht schön und liebenswürdig, aber wie er dazu kam, sie jede Nacht im Traume zu sehen, das konnte er nicht be-

greifen; wachend dachte er wenig an sie, als wenn der Herr von Rosenberg ihm etwa von dem schläfrigen Fortgang seiner Liebe unterhielt. Diese Lamenten hörte er noch dazu höchst ungern, weil er noch schlechterdings gar nichts von dem zarten Minnetrieb erfahren hatte, und also auch unmöglich Mitleiden mit einem verliebten Dulder haben konnte. Ritter, sagte er eines Tages zu dem traurenden Jünglinge, zur Linderung eurer Quaal wollte ich euch wohl meine Träume gönnen; sie mahlen mir jede Nacht eure Bertha so schön und freundlich, als ich wünschen wollte, daß sie Euch erschien. Ach, mein Prinz, antwortete Herr Heinrich von Rosenberg, daß nur nicht etwa meine Gefühle in Eure Brust übergehen! Welch einen gefährlichen Mitbuhler würde ich an Euch haben!

Der übermüthige Jüngling beantwortete dies mit Lachen, und eilte zu seinen Pferden, die, nebst der Jagd, vor der Hand noch das einzige waren, was er mit Leidenschaft und Beständigkeit liebte. Berthens ungebetene Versprecherin sahe, daß sie dem Widerspenstichen näher treten mußte, sie hatte ohnedem die Art kleinstädtischer Frau Basen, welche den kleinsten Grad von Verwandschaft zum Vorwand machen, sich in grossen Häusern zuzudringen. Brandenburg, Baaden, Hanover und andere ihrer

Familie verwandte Häuser, genossen schon längst der Ehre, sie zuweilen zu sehen, und dem Hause von B . . . ward jetzt diese Erscheinung öfter als je zu Theil. Sie rumorte auf den Vorrathsböden, strich mit ihrem Schlüsselbund durch die weiten Säle und ließ sich oft so gar bis zu dem Pferdestall herab. Am öftersten ließ sie sich in dem Zimmer des Prinzen sehn, zwar für ihn noch immer unsichtbar, aber desto fürchterlicher für seine Kammerbedienten, welche oft nicht wußten, wie sie sich geberden sollten, um die Aeusserungen von Furcht und Entsetzen mit der Hofetikette zu vereinigen.

Das Anregen zur Reise nach Neuhaus, um die schöne Bertha zu sehen, ward immer deutlicher. Voll Unmuth riß sich der gequälte Jüngling einst um Mitternacht aus solchen Träumen empor, und eilte ans Fenster, da sah er ganz deutlich die weiße Frau, wie sie ihm oft beschrieben worden war, sein Leibroß aus dem Stalle, in den mondbeglänzten Hof leiten, bis sie in einer Ecke verschwand, da denn das Zaum- und zügellose Thier mit unerhörtem Toben den Rückweg nach dem Stalle nahm.

Der Prinz weckte seine Leute, sie fanden den Stall verschlossen, aber das Pferd sehr unruhig. Die Klügsten unter ihnen schüttelten den Kopf und meynten, die Sache sey nicht

auf die leichte Achsel zu nehmen, es sey hier ohne Zweifel ein Unglück im Anzug. Die Erscheinung der weißen Frau, die sich jetzt so oft blicken lasse, deute nie auf etwas gutes, und es werde dem Prinzen zu rathen seyn, den morgenden Tag nicht auszugehen, noch weniger das Roß zu besteigen, das bey dem nächtlichen Abentheuer irgend etwas von dem Gifte könnte bekommen haben, das ein böser Geist schon mehrmals den Rossen unter den Hafer gesprützt, und dadurch das Verderben ihrer Herrn bewürkt hätte.

Das Schrecken des Prinzen über den Anblick des Schloßgespensts war noch zu neu, als daß er wider das, was seine Diener sagten, etwas hätte einwenden sollen; er legte sich mit dem Entschluß, ihrem Rathe Folge zu leisten, wieder zu Bette, wo ihn bald der Schlaf überfiel; ein fester traumleerer Schlaf, der alle Schreckbilder verwischte, die sich seiner Seele eingeprägt hatten. Sie dünkten ihm, da er erwachte, nur ein Nachtgesicht zu seyn, und er erhub sich nach Gewohnheit, um auszureiten. Man stellte ihm vor, was er diese Nacht selbst gesehen und stillschweigend eingestanden hatte; umsonst, er bestand auf seinem Sinne. Er bestieg das Roß, das sich vor wenig Stunden an der Hand der weißen Frau gebäumt hatte, und

das nun geduldig wie ein Lamm dastand; aber so bald es die Schloßbrücke hinter sich hatte, nicht mehr zu zähmen war, und mit verhängtem Zügel einen Weg nahm, dahin der Prinz gar nicht gedachte.

Es ist der Weg nach Schloß Neuhaus, sagte der muthwillige Reuter, als sein Gefärthe Herr Heinrich von Rosenberg ihm endlich behülflich war, das unbändige Thier ein wenig zur Räson zu bringen. Es ist der Weg zu deiner Bertha; setze dich auf, mein Freund, die weiße Frau hat diesem Rosse diese Nacht ein Wort ins Ohr gesagt, das seinen Reuter in wenig Minuten nach dem Orte bringen wird, wo ich nichts zu thun habe.

Der Herr von Rosenberg antwortete hierauf nichts, sondern rieth dem jungen Uebermüthigen, für heute lieber den Rückweg nach Hause zu nehmen, da ja ohnedem heute das Wetter weder Jagd noch Spazierritt begünstigte. — Der Vorwand that seine Würkung; unter einem andern würde der störrige Jüngling schwerlich zum Heimzuge zu bereden gewesen seyn.

Man sagt, kein feindseliges Wesen habe Macht an dem Menschen, so lange er sich nicht durch irgend einen Frevel des schirmenden Schilds seines Schutzengels beraubt habe. Prinz Erdmann hatte schon manches gesagt und gethan, das sich

vor dem strengen Gericht der Geister nicht ganz entschuldigen ließ, und ehe eine Stunde verging, sollte er sich noch mehr vergangen, und dadurch seinen Untergang unvermeidlich gemacht haben.

In dem fürstlichen Hause von B . . . lebte die alte Markgräfin von . . eine venerable Matrone von drey und neunzig Jahren, Grosmutter oder Grostante des damals lebenden Geschlechts; sie war noch munter für ihr hohes Alter, und dabey so gut und gefällig, daß nur ein junger Hitzkopf, wie ihr Urenkel, mehr besagter Prinz, ihr Liebe und Achtung versagen, und sich dann und wann durch ihre Weisungen beleidigt finden konnte.

Als er diesesmahl mit dem Herrn von Rosenberg von dem kurzen Spazierritt zurück kam, war es eben Zeit zum Frühstück, und die jungen Ritter gingen, so wie sie von den Pferden stiegen, in den grossen Gesellschaftssaal, wo die sämmtlichen Damen des Hauses bey der Morgensuppe versammelt waren. O, mein Kind! rief die alte Dame dem Prinzen entgegen, Gott sey Dank, daß wir dich wieder sehen! Todesangst haben wir deinetwegen ausgestanden. Ein Unglück steht unserm Hause bevor! wir werden nächsten Tages eine Leiche sehen! Würde ich es ausgehalten haben, deinen Tod erleben zu müssen?

Und warum den meinigen, gnädige Frau? fragte der Jüngling ziemlich übereilt.

Du meynst, erwiederte die Matrone, die, welche dich warnt, sey zum Sterben reifer als du? — O, mein Kind, wenn wirst du lernen, daß das Alter im Lehnstuhl sicherer vor dem Tode ist, als die unvorsichtige Jugend auf ihren Lustwegen? — Wilder Pferdebändiger!! dein Rasen kann dir über kurz oder lang den Untergang bringen!

Kann ich erfahren, fragte der Prinz eine seiner Schwestern leise, wie ich zu dieser Predigt komme?

Das Fräulein weinte. Unserm Hause, schluchzte sie endlich, steht allerdings ein Unglück bevor. Jener Mann im schwarzen Rocke bringt Post, daß der Tod-weissagende Leichenstein unsers Urahnherrn, in der Kirche zu * * * stark geschwitzt habe! Du weißt, was dieses zu bedeuten hat.

Nun, erwiederte der Tollkühne, so will ich hin, will ein Tuch mit diesem vordeutenden Todesschweiße netzen, und es der Markgräfin bringen, daß sie sterben lerne.

Kaum hatte er ausgeredet, so verschwand er aus dem Zimmer, flog die Stiege hinab, und warf sich auf das noch gesattelte Roß, das man im Hofe auf und abführte, damit es sich von der vorigen Erhitzung erholen möchte. Es dampfte und

lechzte noch, der Stallmeister bat, des schönen Thiers zu schonen, aber es war, als wenn der nehmliche Dämon, der in voriger Nacht dem Rosse Gift in den Hafer gesprützt haben sollte, auch das Hirn seines Eigenthümers ein wenig verrückt hätte! Er nahm keine Warnung an, und wie ein Pfeil von der Sehne, flog er auf dem Thiere, das mit ihm gleichen Trieb zum Verderben fühlte, davon, nach der zwey kleine Meilen entlegenen Kirche, wo sich bereits die ganze Gegend versammelt hatte, um den fürstlichen Leichenstein schwitzen zu sehen, und die Deutung dieses Wunders auf die alte Markgräfin zu machen.

Der Herr von Rosenberg war dem Prinzen so eilig als möglich gefolgt; das Verlangen der fürstlichen Damen, und seine eigenen Besorgnisse um den jungen Unvorsichtigen nöthigten ihn, denselben seinem Schicksale nicht allein zu überlassen; er langte wenig Minuten nach ihm an, stieg ab, und fand ihn unter dem dichten Haufen, bey dem schwarzen marmornen Denkmahl stehen. Ein Gelehrter aus der nahgelegenen grossen Stadt, den das Gerücht von dem Mirakel auch herbey gezogen hatte, hatte sich zu ihm gesellt, und erklärte ihm weitläuftig, daß die Feuchtigkeit, welche von den weinenden Steinen herabtroff, keineswegs etwas

übernatürliches sey, und sich sehr leicht aus diesen und diesen Ursachen herleiten lasse.

Demonstrationen dieser Art, sagt der erste Erzähler dieses Mährchens, sind der unglaubigen Jugend jederzeit willkommen. Der Prinz horchte, und lachte dazwischen über die Hirngespinste, die sich seine Urahnfrau machte. Auch der Herr von Rosenberg war unaufmerksam, doch enthielt er sich jeder unvorsichtiger Aeusserung, wie er denn überhaupt ein edler bescheidner Mann war, der auch aus diesem Grunde die Hand der stillen Bertha verdiente. Als der Demonstrator nichts mehr zu sagen hatte, und man doch hier nichts weiter sah, als eine gaffende Menge und herabfallende Tropfen eines feuchten Gewölbes, da entschloß man sich zurück zu reuten. Herr Heinrich schlug dem Prinzen vor, die Pferde zu wechseln, aber dieser nahm das als Beschimpfung an. Er gestand ein, daß ihm das tolle Thier im Herüberreuten viel Noth gemacht und mehrmals mit dem Sturze bedroht habe, aber daß die starken nervigten Arme des Ritters Rosenberg es besser würden zu regieren wissen als die seinigen, das wollte er nicht erkennen. Er ließ sein Taschentuch ein gutes Theil von dem sogenannten Todesschweiß des Leichensteins einsaugen, und steckte es zu obgemeldeten Vorhaben zu

sich, verließ dann mit seinem Gefärthen die Kirche, und schwang sich auf das Roß, das bisher geduldig unter der Hut einiger Bauern vor der Pforte gestanden hatte, aber nun, so wie es seine Last fühlte, sein Rasen von neuem begann, so daß dem, der es sahe, wie vielmehr dem Reuter, die Haare zu Berge standen, und jedem der Sturz unvermeidlich schien.

Der Herr von Rosenberg verlor den unglücklichen Jüngling, so schnell er ihm auch folgte, bald aus den Augen. Mit Gefahr selbst zu stürzen, stieß er sein eignes Roß unaufhörlich an, um dem unsinnigen Fluge so nah als möglich zu bleiben. Auf Augenblicke sahe er den Prinzen in der Ferne wieder, der immer im nächsten wieder am Horizonte verschwand; — Die fürstliche Burg war jetzt nahe, Rosenberg sah den Prinzen nicht mehr, eine Viertelstunde vor ihm, war er bereits bügellos in den Schloßhof gejagt gekommen, der Zügel war nicht mehr in seinen Händen; er hielt sich nur noch an der Mähne fest. Man sah seine Gefahr und eilte ihm zu Hülfe zu kommen, aber ach, zu spät! Ehe man sich ihm nur zu nähern vermochte, hatte ihn schon das Unglücksroß, das bald darauf zu Boden fiel, und den letzten Hauch ausbließ, abgeworfen. Der Unfall geschahe dicht an der grossen Stiege. Man hub den armen Jüngling auf, der,

so erschüttert er auch war, doch noch begehrte hinauf geleitet zu werden. Es war Unmöglichkeit; ein Strom von Blut stürzte aus seinem Munde. Rosenberg kam zu diesem kläglichen Schauspiele. Er faßte seinen fürstlichen Freund in seine Arme, der sich schwächlich an ihn lehnte, und ihn versicherte, es habe nichts zu bedeuten, und werde bald vorüber seyn. Leite mich nur hinauf, setzte er lallend hinzu, denn ich werde nicht sterben, man soll nicht sagen, daß der Schweiß des Leichensteines auf mich gedeutet habe!

Man sagt, der unglückliche junge Prinz habe würklich noch Kraft gehabt, diesen Weg an Rosenbergs Arme zurückzulegen, aber Kraft die vereinten Folgen von tödlicher Erhitzung, und den gewaltsamen Sturz zu überstehen, hatte er nicht. Er starb noch am nehmlichen Tage in den Armen einer verzweifelnden Familie, die den jungen Wüstling liebte wie er war, und mit ihm alles verloren zu haben glaubte.

Dieses war die tragische Geschichte, die man, ob sie gleich vielleicht blos die Folge jugendlicher Unbesonnenheit war, auf die Rechnung der rosenbergischen Matrone schrieb; was pflegt man nicht alles herbeyzuziehen, um die Fehler der Fürsten zu entschuldigen! In wie weit Berthens Name mit hinein verflochten war, das war damals niemand bekannt als dem Herrn von Rosenberg, dem

der verstorbene Prinz zuweilen etwas von seinen Träumen gesagt hatte; erst lang nachher ist diese Sage ausgekommen, und man hat sie genutzt, der weißen Frau, unter andern gehäßigen Namen, den Namen einer unglücklichen Heyrathsstifterin zu geben. Wir unsers Theils, die diese Dame am liebsten nach ihren eigenen schriftlich von sich hinterlassenen Zeugnissen, die wir dem Leser mitgetheilt haben, zu beurtheilen pflegen, erklären, daß wir sie solcher Tücke für unfähig halten, und wenden uns wieder zu ihrer Favorittin, dem Fräulein von Neuhaus, daß auf dem Schlosse des alten Barons das gewöhnte stille Leben fortsetzte, ohne sich durch etwas beunruhigen zu lassen, als durch die daurenden Liebesverfolgungen des Herrn von Rosenberg, der sich bald schriftlich bald durch den Mund des Oheims an sie wandte, um sie von der endlosen Trauer um den Verblichenen, zu einer neuen Verbindung zu bereden.

Es war in der That schon bald jährig, daß sie ihren Geliebten verlor, und der Ausdruck, endlose Trauer war also würklich recht wohl angebracht. Ach, die treue Bertha würde ihren Bräutigam wohl bis ans Ende ihres Lebens beweint haben, hätte man ihr Freyheit dazu gönnen wollen, und hätte sich nicht das Schicksal eingemischt und ihrem Herzen anfangs Mitleid, und denn bald eine noch zärtlichere Empfindung aufgenö-

thigt, die so gern aus inniger Theilnehmung an des Andern Kummer erwächst.

Der Prinz von B... war tod, und wurde als ein vornehmer Verwandter, wie sichs geziemt, von dem rosenbergischen Hause betrauert; aber es ließ sich an, als sollte man bald noch eine Trauer bekommen. Herr Heinrich von Rosenberg hatte in den beyden forcirten Märschen, die er wenig Stunden hinter einander, seinem fürstlichen Freunde zu Liebe unternahm, seine eigene Gesundheit wenig in acht genommen. Die Ritter konnten damals schon weniger ausstehen, als die Helden einiger frühern Jahrhunderte, und Rosenberg lag sehr gefährlich an den Folgen der tödlichen Erhitzung. Fräulein Bertha erhielt die Nachricht von seiner Krankheit, aber die Ursachen derselben erfuhr sie nicht; da sie nun kurz zuvor, ein höchst lamentables Schreiben von ihm erhalten hatte, in welchem die Worte, Grab und Tod, nicht gespart waren, so glaubte sie aufrichtig, — wie denn die Mädchen in solchen Stücken starkgläubig sind, — sollte Herr Heinrich sterben, so sey sie seine Mörderin. In dem Schmerz und den Gewissensbissen, die ihr dieser Wahn verursachte, that sie das Gelübde auf den Fall seiner Genesung, die sie inbrünstig vom Himmel erflehte, nicht ferner die Grausame zu spielen,

sondern zu dem, was er wünschte, und der Oheim befahl, ja zu sagen. —

Sie hatte dieses Gelübde so laut gethan, daß man sie beym Worte halten konnte, und es war um die Zeit des österlichen Familienbesuchs, da Herr Heinrich von Rosenberg, völlig wiederhergestellt, eintraf, ihre Hand aus der Hand des Barons zu empfangen.

Das fehlte noch, sie der alten Einwohnerin dieser Mauern, der weißen Frau, lieb und theuer zu machen! Auf Schloß Neuhaus war sie geboren, hier hatte sie den deutungsvollen Namen Bertha empfangen, hier hatte sie den größten Verlust eines zärtlichen Mädchens, den Verlust ihres Bräutigams erlitten, das wichtigste Jahr ihres jungfräulichen Lebens verlebt, nun sollte sie auch hier ein Bündniß treffen, das — es mochte nun mit dem Prinzen von B... auch Bewandnisse gehabt haben, welche es wollte — doch wenigstens jetzt mit dem vollen Beyfall ihrer geistigen Patronin beehrt ward.

Sie gab sichtliche Zeichen ihres Wohlgefallens von sich. Es ist bekannt, daß dieses gute hauswirthliche Gespenst, seine Geschäftigkeit nicht blos bey bevorstehenden Trauerfällen zeigt, um etwa die Leichentücher aus den verschlossenen Truhen zu holen, oder die Lichter beym Sarge

im

im Voraus zu ordnen; nein, ist in den ihnen verwandten Häusern Hochzeit oder Kindtaufen vor der Thür, so giebt es den nehmlichen Lärmen mit Schlössern und Schlüsseln. Die fleissige Hausfrau hat mächtig zu thun, das silberne Tafelgeschirr herauszugeben, und das köstliche Leinengeräth auszubreiten. Findet sich denn etwa eine vorwitzige Wirthschafterin im Schlosse, die für die ihrer Hut anbefohlnen Kostbarkeiten unnöthig besorgt, der rosenbergischen Matrone Hinderniß in ihre Geschäfte bringen will, so kommt es nicht selten zu Thätigkeiten, da freylich die Sterbliche allemal die Schwächere ist, und wohl gar mit dem Leben bezahlen muß.

Wie Frau Bertha es allemal zu treiben pflegt, wenn Hochzeit in der Familie ist, so auch hier; nur machte sie das Ding so arg, daß man fast keinen Schritt auf Treppen oder Sälen thun konnte, ohne Furcht ihr zu begegnen. Nur der jungen Braut begegnete sie nie; das war die Folge ihres gethanen Versprechens, dem sie als eine wahre alte Edeldame treu blieb.

Es gab Personen, welche dem Fräulein rathen wollten, ihr gutwillig zu gefallen zu gehen, und dieses aus folgender Ursach:

Ausser den bekannten goldnen und silbernen Pokalen, Schüsseln und Kannen des Schlosses,

sahe man auch oft, daß sie sich mit Gefässen von ungeheurer Grösse und seltner Kostbarkeit trug, die niemand je zuvor gesehen hatte, und deren einige sogar mit alten Thalern gefüllt waren bis oben an; man urtheilte nicht uneben, dies könnten Hochzeitgeschenke für die Braut seyn, wenn sie nur gleich bey der Hand wär, sie aus den Händen ihrer Patronin zu empfangen; aber Bertha hätte nicht aller Welt Gut um den Preis genommen, ihre ehemahlige Gesellschafterin nur noch einmal zu sehen, auch war ihr Bräutigam, der so wenig als sie einen Haug zum Geitz hatte, sehr wider eine solche Wagniß um schnöden Gewinsts willen. Indessen schreibt sich von diesen Zeiten noch die Sage von einem grossen Schatze her, der zu Schloß Neuhaus dem glücklichen Finder aufbehalten wird, und dessen Hüterin die weiße Frau ist. Wer sie in der Abend- und Morgendämmerung auf den verfallenen Thürmen der alten Burg, wie ein wachsendes Gespenst hervorkommen sieht, und Muth genug hat, hineinzugehen, und ihr auf den morschen Treppen nachzusteigen, der wird mit einigen möglichen Bedingungen die Schätze heben, die damals vielleicht der geliebten Bertha zugedacht waren.

Sie erhielt nichts davon, weil sie nicht so viel Herz besaß, es aus der Hand der ge-

spenstischen Matrone zu nehmen; nicht einmal ein Pathengeschenk bekam sie, als sie auf Schloß Neuhaus, wo sie mit ihrem Gemahl dem alten Baron zu liebe ein ganzes Jahr haußte, ihr erstes Herrlein gebar. Aber sehr geschäftig war die weiße Frau in der Wochenstube, wenn die Kindbetterin schlief. — Den kleinen Peter von Rosenberg — so nannte ihn Bertha nach ihrem ersten Geliebten, — sahe man mehrmal auf ihren Armen, auch wußte sie das Recht der Verwandschaft an das Kind sehr nachdrücklich zu vertheidigen, als ihr einst die Wärterin dasselbe kühnlich entreissen wollte; doch fühlte sie sich durch diese Unhöflichkeit so beleidigt, daß sie nachher nicht wieder erschien, und sich begnügte, ihre Geliebten unsichtbarer Weise in Obacht zu halten. Heut zu Tage sind obbenannte neuhaußischen Thürme, das Schloß zu Hanover, und die Zimmer des königlichen Schlosses hinter dem Rittersaal die Hauptgegenden, wo sie sich eignet; die Verbindungen mit andern Häusern sind nach und nach zu zahlreich geworden, als daß sie sich, so wie sie sonst gewohnt war, überall zeigen könnte, wo sie verschwägert ist.

Jungfernsprung und Roßtrab.

An der Seite des Harzwaldes unweit der alten Kaiserstadt Goßlar, erhoben sich zwey Berge, das Bogez und Senne unsers deutschen Vaterlandes; zwar nicht wie jene Felsen in Phylistäa, wegen irgend einer kriegerischen Heldenthat berühmt, aber desto denkwürdiger durch ein Abentheuer der Minne; es gab jenen Hügeln die seltsamen Namen, die ihr an der Spitze dieser Blätter erblicket, und von deren Entstehung euch euer alter Mährchenerzähler diesesmal unterhalten wird.

In der Mitte des fabelreichen Hains, dessen Abentheuer noch kein Sagenforscher ganz erschöpft hat, lebte vor Alters ein Ritter, der ehemals reich war, dessen ganze Besitzungen aber vor der Hand sich nicht weiter erstreckten, als man aus den Fenstern der Burg sehen konnte, welche seine Vorfahren in dem wilden Walde auf einer kleinen Anhöhe erbaut hatten.

Ritterzüge nach dem heiligen Lande, Turniere und Fehden waren es, die ihn nach und nach so herabgebracht hatten; jetzt da er zu alt war, sich forthin mehr mit dem einen oder dem andern abzugeben, jetzt, da die Sorge für eine

unberathene Tochter ihm am Herzen nagte, jetzt dachte er wohl drauf, sich einzuschränken, aber es war zu spät! Aus dem, was die Kargheit des Vaters, und die Wirthlichkeit der blühenden Tochter ersparten, konnte kein Reichthum erwachsen; alles was sie fruchteten, war, daß man sich kümmerlich erhielt, und sich mit einer Unabhängigkeit schmeichelte, die man im Grunde nicht besaß.

Ritter Markard hatte unter seinem Schloßgesinde, das zehnmahl geändert, und ins Kleine gezogen worden war, doch niemahls einen alten Hausverwalter abschaffen können, der sich ein altes Inventarium von den löblichen Vorfahren seines gestrengen Herrn, einen alten treuen Diener nannte, welcher auch wohl ohne Lohn und Vortheil zu dienen bereit sey; aber im Grunde war er nichts als ein fressender Krebs, welcher insgeheim alles Vermögen Ritter Markards aufzehrte, und ihn unvermerkt vollends an den Abgrund zog, wohin er ihn gern haben wollte.

Durch kluge Berechnungen und tausendfache heimliche Wuchererkünste, war alles was der Ritter seit zwanzig Jahren verschwendet hatte, in Genebalds Sekel gefallen. Er war jetzt Besitzer all' der Güter, die ehemahl seines Herrn waren, und Ritter Markard mochte von der

Sache denken was er wollte, so konnte er ihm nichts überweisen, und mußte sich über den wachsenden Reichthum seines Knechts, bald mit einer reichen Erbschaft im Auslande, bald mit einem wuchernden Schiffe auf der Ostsee, bald mit einem gefundenen Schatze befriedigen lassen.

Der alte Ritter dachte hiervon was er wollte, und seine Tochter, Fräulein Hedwig, ein muntres Geschöpf, dem die Augen des Leibes und des Geistes am rechten Orte standen, hatte hierüber noch hellere Vorstellungen. Sie trug unablässig an, auf Abschaffung des alten Blutsaugers, und ward allemal mit der Unmöglichkeit abgewiesen. Lasse ich ihn von mir, sagte Markard, so sinkt vollends alles, was weder du noch ich aufrecht zu halten verstehen; und wär auch dieses nicht, wie soll ich ihn verabschieden ohne Zahlung seines rückständigen Lohns? du weißt, daß er mir mehrere Jahre umsonst diente, und überall im Vorschusse steht!

Hedwig ergab sich der Verzweiflung ob der Verwirrung der väterlichen Angelegenheiten, es war, als ahndete es ihr, daß sie hier endlich das Opfer seyn würde.

Gram und wachsender Mangel warfen den Ritter endlich aufs Krankenlager; da trat der alte Genebald zu ihm und sprach: Herr, so Gott heut oder morgen über Euch gebeut, was

soll aus eurem unversorgten Fräulein werden? — Ich vermag Euer Schloß, das einige was Euch übrig ist, nicht mehr zu halten. Ihr wißt, ihr seyd meinem Vetter, dem bremischen Kaufmann, mit einer weit grössern Summe verhaftet, als diese kleine Herrschaft beträgt. Bis ihr die Augen schliesset, möchtet er vielleicht Geduld haben, auch wohl Euren Gebeinen eine Stelle an der Seite Eurer Ahnen gönnen; aber um Fräulein Hedwig ists denn gethan, so sich nicht binnen der Zeit Gelegenheit zur vortheilhaften Heyrath findet, wozu ich noch keinen Anschein sehe; denn niemand wirbt um sie, als der Junker genseit des Waldes, der zu arm ist um ein einziges Geschöpf mehr zu ernähren, als sich und sein hageres Streitroß.

O Genebald! rief Markard, ists nicht gnug an den Schmerzen meiner Krankheit? mußt du mir noch einen vergifteten Dolch ins Herz stossen? Laß mich ruhig sterben, und mein Kind der Sorge des Himmels befehlen, oder sage, wie ihr zu helfen steht. Du siehst mich auf dem Punkte, alles einzugehen, wenn es nur nicht wider Gottesfurcht und Ritterpflicht ist.

Genebald lächelte in den Bart, und meynte, er wisse in der That ein Mittel, wenn er zu kühn seyn dürfte es zu nennen. — Ihr habt, fuhr er fort, da er sahe, daß der Ritter

schwieg, eine Tochter und ich einen Sohn, setzt die Träume von eurem Adel bey seite, und macht aus beyden ein Paar; der Mangel des einen kann durch den Ueberfluß des andern ersetzt werden! Das Glück hat mir alle Güter Eurer Vorfahren zugewandt, die ich wahrhaftig nur aus Liebe zu euch erkaufte, weil mich es schmerzte, sie in fremden Händen zu sehen; ich gebe sie meinem Sohn zum Heyrathsgut, wenn ihr eurer Tochter den Namen eures Hauses zur Heimsteuer laßt; die Sache wird durch Geschenk und Gaben ja beym Kaiser zu vermitteln seyn. Ihr schlagt meinen Sohn zum Ritter, und er ist Eurer Tochter würdig, und so gut ein Edelmann, als der erste Eurer Urväter.

Es schmerzte dem kranken Ritter in der Seele, so profan von dem Werthe des Adels sprechen zu hören. Er zweifelte und nahm Bedenkzeit, als aber nach einigen Tagen Genebalds Vetter und Landsmann, der Kaufmann von Bremen würklich erschien, für den Hausverwalter neuen Gewinn von der Ostsee, und für seinen unglücklichen Herrn neue Forderungen brachte, die augenblicklich befriedigt werden mußten, weil der Wucherer Eile hatte; da mußte man sich entschliessen. Hedwig ward dem jungen Genebald zugesagt, und der Hausvoigt verpflichtete sich in dieser Rücksicht, den ungestümen

Mahner zu befriedigen, und die ganze Schuld an sich zu kaufen.

Hedwig zerfloß in Thränen! Tröste dich, sagte der Vater, vielleicht ist dein Schicksal weniger unglücklich als du denkst. Wir kennen den Jüngling nicht, dem du versprochen bist. Du weißt, sein Vater ließ ihn bey Hofe in der Waffenschule erziehen, auch weißt du, die Natur bindet ihre Gaben nicht an einen Stand. Wer weiß, welch einen jungen Helden wir zu sehen bekommen, der den grossen Namen völlig verdient, den du ihm zubringen sollst.

Ach, seufzte das Fräulein, ersetzt dieses alles das adeliche Blut, das doch nimmermehr in seinen Adern rinnen wird? — Da lobte sie ihr Vater sehr wegen des edeln Stolzes, den sie zeigte, und sagte ihr von Trostgründen was er nur dachte, das sich für ihren Kummer schickte, aber es fruchtete nichts, denn im Grunde trauerte Hedwig nicht so wohl um den Flecken in der Ahnentafel, als um den Junker genseit des Waldes, der so arm war, daß er nichts als sich und sein hagres Streitroß nähren konnte.

Hier half kein Weinen noch Trauern, die Angelegenheiten des Schlosses wurden dem künftigen Schwäher völlig in die Hände gestellt, und er that damit als mit seinem Eigenthum. Die Braut mußte sich zum Empfang des Bräutigams

schicken. Er hätte wohl die Reize eines kaiserlichen Pagen, und den Heldenmuth eines Ritters vom heiligen Grabe in sich vereinigen mögen, so würde er Hedwigs verschenkten Herzen nicht gefallen haben, wie viel weniger, da sich nichts von dem allen zeigte.

Art läßt nicht von Art, und aus einem Taubeney entspringt kein Adler. Der junge Genebald war ein ganz wohlgestalter schlankgewachsener Pursche, Leibesübungen hatten seinen Körper ausgebildet und stark gemacht, auch hatte er von den Stössen, die man in Turniren nimmt und gibt, viel Erfahrung, ungeachtet er standshalber in keinem mit gestochen hatte; aber auf seinem Gesicht saß die Miene der Einfalt, und unter seinem Brustharnisch schien kein Herz zu schlagen, das ihn zu Ritterthaten hätte beseelen können.

Aber doch ein Herz, das Liebe fühlen konnte; die Reize seiner vornehmen Braut, waren Genebalden nicht gleichgültig, sie erregten Gefühle in ihm, die vielleicht nicht schwächer waren als die, welche Hedwig in dem Herzen des Ritters genseit des Waldes kannte; doch sie ihr zu entdecken, war er zu blöde und einfältig. Er freute sich dem Tage der Vermählung entgegen, so wie das Fräulein demselben entgegen zitterte, zuweilen ließ er seinen einfältigen Jn-

bel über den nahen Besitz eines Gutes, das ihn unglücklich machen mußte, so laut werden, als Hedwig ihren Widerwillen; dies war alles was zwischen den beyden Verlobten bis zu dem entscheidenden Ja vorfiel; herrliche Vorbedeutungen für die zukünftige Ehe.

Die beyden Väter überlebten das Hochzeitfest nicht lange. Der alte Genebald, im Taumel der Freude, endlich seine lang herangearbeiteten Entzwecke erreicht zu haben, und seinen Sohn durch Liebe, Ehre und Reichthum, wie er meynte beglückt zu sehen, übernahm sich bey Leerung der vollen Pokale, und starb noch in den Tagen der Hochzeitfeyer, an den Folgen seiner Unmäßigkeit. Ritter Markard war durch langen Gram, der wahrhaftig durch diese Heyrath seiner Tochter nicht gehoben ward, so mürbe gemacht worden, daß er sie nur wenig Monathe überlebte; doch hatte sein aufgedrungener Schwiegersohn noch das Glück, vor seinem Tode das Ritterschwerd von ihm zu erhalten. Den Adel und die Erlaubniß, den Namen von Markards glorreichen Vorfahren zu führen, hatte man ihm schon vom Kaiser — vermuthlich war es der merkantilische Wenzel — erkauft, und es fehlte dem guten Jungen also nichts als gerade das Wichtigste; ein Rit-

terherz und Rittersitten, nebst der Liebe seiner Gemahlin.

Die letzte zu erlangen schien das unmöglichste von allen zu seyn. Hedwig war keine von den sanften frommen Seelen, die es für Pflicht halten, sich mit guter Art in alles zu ergeben, was nun einmal nicht zu ändern ist, und es für unrecht halten, andere unglücklich zu machen, weil sie selbst es sind. Stolz und Eigenwille waren die Hauptzüge von dem Charakter der Dame Genebald. Eine glückliche Verbindung mit einem geliebten Gemahl würde hier vielleicht viel zum Besten gekehrt haben, aber das widrige Geschick, das sie hatte erfahren müssen, machte sie zur Furie; es ist ja bekannt, daß ein gutes Herz durch Leiden noch mehr veredelt, ein schlechtes noch tiefer herabgebracht wird!

Hedwig war zu gut erzogen, um ihren Widerwillen gegen den unglücklichen Genewald, gleich gemeinen Weibern, durch Toben, Fluchen und Schelten zu äussern; sie wußte, daß es feinere und empfindlichere Mittel giebt, einen gehaßten Gegenstand zu quälen. Sie war so schöne, so freundlich und leutseelig gegen alle, die mit ihr umgingen, nur für ihren Gemahl war sie nichts als kalte Gleichgültigkeit, oder beissende Spötterey. Er war nicht einfältig genug, die Geissel

ihres Witzes nicht tief zu fühlen, aber viel zu albern, um sie auf eine vernünftige Art von sich abzukehren. Er fühlte, daß alle Geringschätzung, die er erfahren mußte, nicht so wohl von seiner niedrigen Geburt, als von den schlechten Rittertalenten herrührte, die er mit in seinen neuen Stand gebracht hatte. Der nachtheiligen Meynung abzukommen, die man von ihm hatte, und ihn in tausend beissenden Spöttereyen bey jeder Mahlzeit zum Nachtisch auftrug, begann er gewaltig großzusprechen. Kein Ritter reichte, wenn man ihm zuhörte, an die Thaten, die er bereits in seinem Lehrlingsstande gethan hatte; doch er wußte bey allem was er vorgab, die Wahrscheinlichkeit so wenig in Acht zu nehmen, daß man ihm ins Gesicht lachte. Er fühlte, daß er seine Verächterin mit nichts, als dem Augenschein überzeugen konnte, und fing sein Werk von einem andern Ende an. Er schrieb Fehdebriefe an sich selbst, stellte sich, die Sache vor seiner Gemahlin verbergen zu wollen, und machte sich früh vor Tage auf im nahgelegenen Walde einen fürchterlichen Kampf mit Gebüschen und Bäumen zu beginnen. Das Schild ward an einen Ast gehangen, und von seiner eigenen Hand mit tausend grimmigen Hieben zerfetzt, die starke Lanze im Rennen wider eine Eiche ritterlich gebrochen, und das Schwerd durch gänzliche Daniederlegung

des kleinen Gesträuchs schartig gemacht. Dieses Wesen trieb er jede Woche einmal, auch wohl zwier, und kehrte nach gehaltenem Luftkampf allemahl gewaltig erhitzt, und in der Nothwendigkeit, sich neue Waffen zu schaffen, auf seine Burg zurück.

Frau Hedwig stellte sich entweder, als beginne sie bessere Meynung von ihrem Eheherrn zu bekommen, oder sie wußte in der That nicht recht, was sie von ihm denken sollte. So viel war einmal gewiß, die Lanze war immer ritterlich gebrochen, der Schild mit Hieben zerfetzt, die von keinem schlechten Gegner zeigten, auch triefte die Stirn des theuren Mannes allemal von glorreichen Heldenschweiß. Nur eins wars, das sie zweifelhaft machte, und sie äusserte es auf folgende Art.

Mein theurer Gemahl, sagte sie, bey den Gefahren, denen ihr Euer edles Leben unabläßig aussetzt, tröstet mich nur eins.

Und welches ist das? fragte er in dem übermüthigen Ton, den er, seit er die Rolle des Helden spielte, oft gegen sie annahm.

Daß eure grimmigen Gegner all ihre Wuth allein an eurem Schilde verschwenden. Nie sah ich noch ein Tröpflein eures Bluts, nie eine Beule an euren Waffen oder auf eurem Helm, ich halte, ihr könnt euch fest machen, und selbst Eurem

Thier die Unverlezlichkeit mittheilen. Mein tapfrer Vater kam so unblutig nicht aus seinen Fehden zurück, auch will ich die Rosse nicht zählen, die ihm unter dem Leibe niedergestoßen worden sind. Die Ritter dieser Gegenden waren sonst nicht so höflich als sie jetzt zu seyn scheinen.

Grausame Wüterin! schrie Genebald, wolltest du mich also lieber getödtet oder zerstümmelt sehen? Ob sich eine unsichtbare Macht für mich interessirt, das weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß wenn dieses nicht ist, du wohl Ursach hast, Gott und seine Heiligen zu bitten, daß sie dich nicht bald zur betrübten Wittwe werden lassen, maßen ich in den nächsten Tagen einen Kampf wider drey Ritter vor mir habe, die mich auf einmal herausforderten, und die ich, weil mir die Gefahr und dein möglicher Verlust nicht sogleich einfiel, kühn genug war, auf einen Tag zu bescheiden.

Hedwig antwortete auf diese Rodomantaten nichts, aber sie hatte genau acht auf den Tag des dreyfachen Kampfs, weil sie sich auf denselben, etwas vorgenommen hatte, das ihre Zweifel alle auf einmal aufklären mußte.

Herr Genebald schickte sich mit so viel Geräusch zu dem gefahrvollen Kampfe, und sprach den Abend vorher so viel von den Lorbeern,

die er aus demselben zurück bringen wollte, daß die Dame den rechten Zeitpunkt nicht verfehlen konnte. Sie fertigte noch in der nähmlichen Nacht einen Eilboten an den Ritter genseit des Waldes ab, den der Leser schon dem Namen nach kennt, und mit dem sie immer ein geheimes Verständniß unterhalten hatte. Drauf legte sie sich zur Ruhe, und beschwur ihren Gemahl vor dem Einschlafen, noch bey allen Heiligen, sich doch ja nicht allein in die bevorstehende grosse Gefahr zu wagen, sondern aufs wenigste einen treuen Knappen mit sich zu nehmen, der ihn bey gefährlicher Verwundung verbinden, oder auf den ärgsten Fall, ihr die Todespost gebührlich ansagen könnte; eine Bitte, die sie des andern Morgens beym Abzuge noch auf so rührende Art wiederholte, daß der einfältige Genebald, nichts als den lautern Ernst in ihren Vorstellungen zu finden glaubte, aber sich wohl hütete, ihnen Gehör zu geben; seine Thaten waren von der Art, daß sie keinen Zeugen zuliessen, auch wegen der Gefahr glaubte er so ziemlich sicher zu seyn, ob er gleich, indem er über die Brücke sprengte, der Dame am Schloßthor noch zurief: für Blut würde sie diesesmal nicht zu sorgen haben, denn aus so einem Kampfe wie der heutige, würde er

wenig-

wenigstens mit dem Blute seiner Feinde besprützt zurückkehren. — Es müßte nicht gut seyn, sagte er hier zu sich selbst, wenn ich nicht im Walde irgend ein kleines Wild auftreiben sollte, dessen Blut mir dienen könnte, Schwerd und Waffen zu färben; zum Glück ist Ritterblut so sehr von anderm Blute nicht zu unterscheiden.

Als Herr Genebald seiner Dame aus dem Gesichte war, kam der Bote von dem Ritter genseit des Waldes zurück, er brachte ihr einen Helm, Halsberg, Schwert, Schild und andere ritterliche Waffen, nebst einem guten lenksamen Pferde, als warum sie ihn gebeten hatte, um den Plan auszuführen, zu dem nun die rechte Zeit vorhanden war. Sie wollte und mußte endlich gewiß werden, mit was für Riesen und Zauberern ihr Gemahl, der kühne Held, den gefährlichen Kampf im Walde bestehe. Keinen andern Augen als den ihrigen wollte sie trauen, keiner andern Hand als der ihrigen, die Expedition auftragen, von welcher sie ahndete, daß sie hier zu Züchtigung der Thorheit nöthig seyn würde; denn ganz wollte sie die Ehre des Mannes nicht preiß geben, den das Schicksal in seinem Zorne nun einmal zu dem Ihrigen gemacht hatte.

Hedwig rüstete sich mit den Waffen, die sie nicht aus der Rüstkammer Ritter Genebalds hatte nehmen wollen, um ihm desto unkenntlicher zu seyn; denn der Mann, der keine andere Beschäftigung hatte, als auf seiner Gewehrkammer, die herrlicher versehen war, als der Rüstsaal des Hochmeisters der deutschen Ritter, den Staub von glänzenden Waffen zu wischen, die er nicht nutzte, hätte gewiß jede eiserne Schiene auf den ersten Augenblick erkannt, die aus derselben entlehnt gewesen wär.

Mit fremden Schild, Helm und Pferd konnte die irrende Ritterin alles wagen. Gerüstet stand sie nun da, kaum ihrer eigenen Zofe kenntlich, die noch nie bey einer ähnlichen Toilette gedient hatte, und ihr jetzt weinend den Helm schloß. Betrübe dich nicht, gute Dirne, sagte die Heldin, ich reite auf eine Fehde, wo ich für keine Gefahr zu sorgen habe, wo ich vielleicht Stösse austheilen, aber schwerlich dergleichen einnehmen werde. Lebe wohl, vor Abend siehst du mich wieder!

Vor dem Hinterpförtgen stand das gesattelte Roß. Die Dame saß rüstig auf, und sprengte über Wiese und Thal nach dem Hayne, wo sie wußte, daß ihr Herr seine Abentheuer aufzusuchen pflegte.

Daß sie sich ziemlich weit in denselben vertiefen mußte, ehe sie auf das traf, weswegen sie diesen Ritt unternommen hatte, das verstand sich; es war nicht wahrscheinlich, daß Genebald seine Fehden, auf Gefahr belauscht zu werden, in der Nähe der Heerstrasse auskämpfte. Hedwig hatte ihre Muthmaßungen, und diese bestätigten sich mit jedem Schritt, den ihr Roß tiefer in den wilden Wald hinein that.

Endlich vernahm sie, in der Ferne, ein gewaltiges Streitgetöse, und ihr Herz begann ein wenig zu beben, doch es war nicht wie das Getümmel der Obsiegenden und Unterliegenden, sondern nicht anders, als wenn ein Schwerd wider einen wehrlosen Gegenstand wüthet, und Hiebe austheilt, welche nicht erwiedert werden. Die Ritterin zog sich näher, das Klopfen des zarten weiblichen Herzens, das bey jedem Geräusch von Stahl und Eisen erbebt, ließ nach, je gewisser sie der Sache ward, und als sie endlich zwischen den Bäumen von weitem den Kampfplaz erblickte, wo Ritter Genebald sein Schwerd an dem ehernen Schilde schartig schlug, und nebenbey einige Streiche unter dem kleinen Gebüsche austheilte, da verschwand die kleine instinktartige Angst, die sie beym ersten entfernten Geräusch gefühlt haben mochte, und

ein Lachen wandelte ihr an, das sie kaum zu unterdrücken vermochte. Es war lustig anzusehen, wie der Held bey seiner Arbeit keuchte und schwitzte, und sich die Niederlage seiner leblosen Feinde so ernstlich angelegen seyn ließ, als ein alter Tempelritter die Ausrottung der Sarazenen. Jetzt ruhte er ein wenig, und nisselte an den Riemen des Helms, vermuthlich um ihn abzulegen und den Schweiß zu trokknen. Die Dame mußte besorgen, zu zeitig wahrgenommen, und durch die Flucht des Feindes um den Sieg getäuscht zu werden, sie stieß daher ihr Pferd an, und ehe Genebald zu Athem kommen konnte, hielt ein fremder Ritter, bis über die Zähne gewaffnet, ihm gegenüber an dem Baume, der die meisten seiner Streiche empfangen hatte, und wo sein gemißhandelter Schild noch von den letzten Hieben hin- und herschwankte.

Vasall! schrie Hedwig mit donnernder Stimme, was ists, das du hier beginnst?

Genebald wußte wohl, daß er niemands Vasall war, als seines gnädigen Herrn des Kaisers, und daß er allenfalls hier in seinem eigenen Gehölze thun konnte, was ihm recht deuchte. Doch die Furcht und das Entsetzen, so jähling hier einen Gegner zu sehen, wo bisher nur seine Phantasie ihm Feinde erschuf, mach

te, daß jede kühne Antwort auf seinen Lippen erstarb. Es fiel ihm nicht ein, seine Rechte auf eine anständige Art zu behaupten, sondern er antwortete mit in die Schultern gezognem Kopfe, er sey ein armer Holzhauer, der es nicht für Sünde gehalten habe, hier einiges überflüßiges Gesträuch in seinen Nutzen zu verwenden.

Ein Holzhauer? schrie die Ritterin, was bedeutet denn diese Rittertracht, und hier am Baume der zerhaune Schild? Ein Verwegner bist du, und ein Lügner oben drein! Setze dich mir ritterlich entgegen, daß ich meinen Schimpf räche, wo nicht, so fürchte die schimpflichste Behandlung!

Genebald that zitternd, was ihm geheißen ward, denn er konnte seine knechtische Herkunft — so sagt der erste Erzähler dieses Abentheuers, — nicht verleugnen, und zeigte überall, daß er zum Gehorchen geboren war. Jetzt saß er zu Pferde, und hielt seinem unbekannten Gegner gegenüber; ein hochgebildeter baumstarker Ritter gegen eine zarte weibliche Figur, die niemand als einem Verzagten, wie er, Furcht einflößen konnte. Hedwigs Stöße und Hiebe wollten wenig sagen, aber seine Gegenwehr war noch schlechter; Angst und Ent-

setzen blendete seine Augen, daß er nicht sah, wo er hinstach, und lähmte seine Fäuste.

Herr! erkühnte er sich endlich zitternd zu rufen, es ist keine Kunst mit voller Wehr gegen einen zu kämpfen, der nur die Hälfte seiner Rüstung trägt; begebt Euch eures Schilds, so wie der meinige für mich unbrauchbar ist. Hedwig that mit verächtlichem Lachen was man ihr abheischte, aber der armselige Genebald war des wenig gebessert, denn ehe sich es seine Gegnerin versah, lag er im Staube; sie hat bis an den Tag ihres Todes behauptet, sie habe ihn nicht gefällt, und sie glaube gänzlich, er sey gutwillig gestürzt, um nur so bald als möglich, als ein Ueberwundner Gnade bitten zu können.

Hedwig sprang ihm nach, beraubte ihn mit leichter Mühe des Schwerds und des Helms, und sah ihn hohnlächelnd ins Antliz. Zum Glück konnte er den Spott in ihrem Auge durch das geschlossene Visir nicht sehen, er hätte ihn sicher für blutgierige Mordlust genommen, und wär ihr vorläufig, um der Quaal desto ehr abzukommen, unter den Händen gestorben. Von ihm erkannt zu werden, wär auch mit offenem Helm keine Gefahr gewesen, der Ueberwundene war in solcher Bestürzung, daß er kaum das

Blaue des Himmels von der Erde unterscheiden konnte.

Was soll ich dir nun thun, du Verzagter! schrie Hedwig mit grimmigem Ton, soll ich dich mit den Sattelriemen an mein Roß binden, und dich auf ewig zu meinem Sklaven machen? oder soll ich dir die Rüstung ausziehen, welche zu tragen du nicht verdienst, und dich so mit deiner Schande laufen lassen, denn mit deinem Tode ist mir nicht gedient, ich habe nie mein Schwerd mit dem Blute der Verzagten genetzt.

Herr! sagte Genebald nach einiger Bedenkweile, ehe ich zeitlebens Sklavenfesseln tragen, oder als ein Beschimpfter nach Hause zu meinem übermüthigen Weibe ziehen will, ehe will ich mich dem Tode ergeben, doch sollte er durch eine mögliche Bedingung abzukehren seyn, so würde ich Euch ewig danken, und alles auf mich nehmen! — Ich bin reich, gebietet selbst, was ihr für meine Auslösung fordert.

Ich bedarf deines Geldes nicht, schrie die verstellte Dame, doch so dir keine Bedingung zu klein dünkt, Leben, Freyheit, und den leidigen Schein von Ehre, den du bey deinem Weibe haben magst, damit zu erkaufen, so höre, was ich dir sagen will: Ich fand nicht weit von hier einen erlegten Haasen, suche ihn auf,

und trage mir ihn bis zum Ausgang des Waldes, ich will ihn mir diesen Abend zum Andenken des Sieges über den tapfersten aller Ritter zurichten lassen. Auch magst du mit dem Schweiß des Wilds deine Waffen färben, und daheim deinem Schloßgesinde bereden, es sey das deinige, das du in rühmlicher Fehde vergossen habest, denn an einer Lüge wird dirs nimmer fehlen, und erfüllst du meine Bedingung, so begehre ich weiter kein Antheil an dir zu haben. Doch eins nimm zu Herzen: Ich heiße Berengar; so oft du diesen Namen hörst, so denke der heutigen Auftritte; beuge dich vor jedem, der dir dies Zauberwort nennt, damit ich nicht, wenn du widerspenstig bist, schnell an deiner Seite stehe und laut von Dingen rede, die sonst verschwiegen bleiben können.

Genebald that und gelobte alles, was man von ihm forderte. Das Wild zu finden war ihm etwas leichtes; er selbst hatte es gefällt, und ohngefehr das nemliche damit vorgehabt, was ihm die schlaue Kennerin seiner Thorheit spottend anrieth, und nun, da er ihr das Geforderte zitternd überreichte, mit eigner Hand zu thun beliebte. Sie tauchte den Finger in den Schweiß des langohrigten Thiers, und färbte seine Rüstung. Nimm hin, sagte sie mit komischer Feyerlichkeit, das Andenken der heuti-

gen Thaten, siehe, so taucht Kaiser Heinrich seinen Zeigefinger in das Blut eines Löwen, um den glorreichen Ueberwinder desselben nach Würden zu begnadigen, siehe, so weiht dich in dieser Stunde Berengar zum Großmeister eines Ordens, den du dir heute erworben hast und selbst benennen magst.

Als Genebald alles vollzogen hatte, was die Uebermüthige von ihm begehrte, entließ sie ihn. Er küßte demüthig ihren Steigbügel, und erhielt noch zum Abschied das betrauliche Gebot, den Wald nicht eher als bis nach Sonnenuntergang zu verlassen. Eine Clausul, die ihre gute Ursach hatte. Die tolle Siegerin hatte sich noch einen kleinen Ritterzug vorgenommen, welcher vor Heimkunft ihres beschimpften Gemahls geendet werden mußte.

Stolz auf die Lorbeern ihres Siegs, und begierig die lächerlichen Scenen im Walde mit irgend einem vertrauten Gefärthen zu belachen, sprengte sie von dem Kampfplatze zu dem mehr erwehnten Ritter genseit des Waldes, ihren alten Buhlen. Sie hatte ihn bisher nur verstohlen am dritten Orte gesehn, aber die Verachtung gegen ihren Mann, die heute aufs höchste gestiegen war, machte, daß sie mit Hintansetzung ihres eigenen Leumunds alle Schonung vergaß, und nicht allein mit ihrem guten Freunde auf

seinem Schlosse einige Stunden verlachte, sondern ihn auch nachher mit sich auf das ihrige nahm, wo er, so war es beschlossen, hinführo täglich aus- und eingehen sollte. Was Herr Genebald vertragen konnte, wußte man jetzt, und besorgte von ihm keinen Widerspruch.

Unterdessen hatte sich der beschimpfte Genebald an den Eingang des Waldes auf einen abgehauenen Stamm gesetzt, um daselbst der Zeit abzuwarten, wo es ihm heimzukehren vergönnt war, sein Roß, das die Ohren so trübselig hengen ließ, als wenn es Mitgefühl von den entehrenden Abentheuern seines Herrn hätte, war ihm zur Seite an einen Baum gebunden; sein zerfetzter Schild hing ihm am Arme, er war traurig, wußte nicht, wie er sich zu den gewohnten Rodomondaten erholen sollte, mit denen er sein Haus zu begrüssen pflegte, noch ob ihm das Signal zur Heimkehr, das der aufgehende Mond gab, lieb oder leid seyn sollte.

Genebald war in manchen Dingen sehr gewissenhaft, er wollte lieber eine Viertelstunde über die angelobte Zeit im Walde bleiben, als ihn zu früh verlassen. In dieser Zeit des Wartens ging ein Bauer quer durchs Holz, der, indem er vor dem ruhenden Ritter überkam, den Hut zog, und ihm einen freundlichen guten Abend bot. Er kennte Genebalden nicht,

das merkte man; von denen, welche ihn kannten, pflegte ihn niemand zu grüssen, denn wie die aus dem Staube emporgekommenen Günstlinge des Glücks oft pflegen, er war stolz und trotzig, würdigte den Geringen kaum des Anblicks, viel weniger des Gegengrusses.

Jetzt war er so gedemüthigt, daß er den freundlichen guten Abend des Grüssers nicht allein erwiederte, sondern sich auch mit ihm in ein Gespräch einließ: Sagt mir doch, guter Freund, begann er, wes ist der Wald, der sich hier endigt? — Ritter Genebalds des Bremers, gestrenger Herr. —

Ich bin heute hier einem Uebermüthigen begegnet, der mir es wehren wollte, unter seinen Bäumen zu ruhen, aber Genebald hieß sein Name nicht. —

Wirds auch schwerlich gewesen seyn: Ritter Genebald ist ein gestrenger Herr gegegen die Unbewehrten, aber ihr seyd gerüstet, und einem Gerüsteten pflegt er nichts zu wehren.

Genebald erröthete, das Gerücht von seiner Feigheit in jedermanns Munde zu finden. — Der Bauer setzte indeß bey seinem Schweigen das Gespräch fort. Sagt mir doch, sprach er, wo wars denn, da euch der Fremde die Ruhe unter den Bäumen wehrte?

Mitten im Wald, nicht weit von der hohen Eiche am Ufer des Flusses. —

Geht mir mit Eurem Fremden! es mag der Rechte gewesen seyn! Dort herum ists nimmer richtig! wer weiß was ihr gesehen habt!

Das fehlte noch, um die erschrockene Seele des armen Genebalds bis zum Tode zu erschüttern. Die Zähne schlugen ihm im Munde zusammen, die Haare sträubten sich empor, die Knie zitterten, ob den Winken auf eine Gespenstergeschichte. Er sah, daß der Bauer unter Anwünschung einer guten Nacht weiter ging, und schwang sich eilig auf sein Pferd, um dem fürchterlichen Orte zu entkommen, wo er nun nicht eine Minute länger bleiben mochte.

Die Würkung, welche der Gedanke auf ihn machte, jener gefürchtete Berengar, dessen Namen er nicht nennen mochte, könne wohl ein Geist gewesen seyn, war höchst seltsam und widersprechend. Vermehrte sich auf der einen Seite seine Furcht vor dem schrecklichen Unbekannten, so nahm auf der andern seine Eigenliebe ein Heilpflaster davon. Von einem Gespenst überwunden und gehöhnt zu werden, meynte er, des dürfte sich der größte Held der Christenheit nicht schämen. Neckereyen dieser Art, machen keinen Flecken in die Ehre eines Sterblichen. Gegen Geister ficht man immer mit ungleichen Waffen; wer mit dem

Leben hier davon kommt, hat sich groß zu rühmen. — Mit solchen Worten tröstete sich Herr Genebald, er kam jetzt in eine belebtere Gegend, Furcht und Beschämung verschwanden völlig, und so übermüthig als ehemals, setzte er über die Schloßbrücke, und stieg an der grossen Pforte ab, wo schon sein Gemahl, Frau Hedwig, in häuslichem Gewand, als ob sie die Burg mit keinem Fusse verlassen hätte, und mit so heuchlerisch freundlicher Miene seiner wartete, als wär sie ihm vollkommen mit der Huld, Treu und Achtung zugethan, die nur der beste Mann von dem besten Weibe erwarten kann.

O, mein Herr! rief sie mit einem Ton, in welchem wohl ein Klügerer als Genebald, den Spott hätte verkennen können. Kommt ihr endlich zurück? Ach schon glaubt ich euch von den grausamen Rittern erschlagen, die ihr heute zu bekämpfen auszogt! — Wie? Blut an den Waffen meines Helden? — Ach dies ist aus seinen Adern geflossen! Blut eines solchen Ritters ist nicht leicht mit dem Blut eines andern Geschöpfs zu verwechseln, es müßte denn — Wie? ihr erröthet? was hat das zu bedeuten?

Ey, rief Genebald, indem er vor ihr die Stiege hinauf eilte, macht das Geschwätzes einmal ein Ende. Daß ich müde und hungrig bin,

könnt ihr denken; schaft, daß ich entwaffnet werde, und lasset die Tafel bereiten!

Als er in das Zimmer kam, siehe, da saß ein fremder Ritter auf der Bank hinter dem Tische, der nicht eins gegen ihm aufstand, oder das Haupt vor ihm entblößte. Kannen und gefüllte Pokale standen vor ihm, er schien gezecht und nicht allein gezecht zu haben, es ließ sich muthmassen, daß die Hausfrau von seiner Seite nur aufgestanden war, um ihren theuren Herrn zu bewillkommen.

Auf Genebalds Stirn zog sich ein Gewitter zusammen. Was ist das? sagte er zu Frau Hedwig. Ich verlange keine ungebetenen Gäste in meinem Hause, laßt den unhöflichen Gesellen aufstehen, und mir Platz machen!

Nehmt Euch seine Anwesenheit nicht zu Herzen, erwiederte die Dame, es ist ein lustiger Geselle, der einem die Stunden gut zu vertreiben weiß. Als ihr kamt, erzählte er mir eben eine Geschichte von einem gewissen Berengar, welcher —

Wie ein Donnerschlag traf dieser gefürchtete Name den verzagten Ritter, und der sonderbare Blick, mit welchem Hedwig dabey ihren Herrn ins Auge sah, vollendete sein Schrecken. Der ganze Auftritt im Walde kam ihm auf einmal vor die Seele. Die Weisung, den Namen Berengar nie

ohne Demuth zu hören, und die damit verbundene Drohung thaten ihre Würkung, und der Gedanke, dieser Berengar sey ein übernatürliches Wesen; ein Wahn, den er von der zufälligen Erzählung des Bauers eingesogen hatte, vollendete sein Entsetzen!

Wie? schrie Hedwig, ihr erbleichet? Ihr müßt euch heute mächtig angegriffen haben! Ihr thätet besser, euch entwaffnen zu lassen, und zur Ruhe zu gehen, von Berengar ein andermal!

Mitverschworne der Hölle! murmelte Genehald zwischen den Zähnen, indem er das Zimmer verließ, ists ein Geist der Finsterniß, der dir diese Waffen in die Hand gab, mich zu Boden zu schlagen?

Genebald ließ sich entwafnen, aber zur Ruhe ging er nicht, er hatte noch Muth genug, sich zur Tafel zu setzen; wärs auch nur darum gewesen, den Gast in genauen Augenschein zu nehmen. Zuweilen, wenn der Wahn, den er von der übermenschlichen Natur seines Obsiegens angenommen hatte, wich, so kam ihm in den Sinn, ob wohl der Fremde gar jener Berengar sey; anders wußte er sich in seiner Einfalt, die Möglichkeit nicht zu erklären, wie man hier dazu käme ihn mit Waffen zu bekämpfen, mit denen man gewiß war, ihn zu fällen.

Man ließ ihm seine Oberstelle bey der Tafel, wo nur Frau Hedwig und ihr Ritter Gesellschaft leisteten. Man hütete sich wohl, die Achtung gegen ihn gerade zu zu beleidigen, sogar der Fremde ward etwas höflicher, aber der verdeckten Anspielungen auf die Abentheuer im Wald waren unzählig; sie erreichten den höchsten Gipfel der Handgreiflichkeit, als ein gebratner Haase mit einer Sauce a la robert, oder wie sie damals heissen mochte, aufgetragen wurde. Die Hausfrau verging fast vor Lachen, indem sie ihn zerlegte. Zuletzt nennte man den Namen Berengar, Genebald warf Messer und Gabel von sich, und verließ voll Verzweiflung das Zimmer; das laute Gelächter der Uebermüthler folgte ihm, und wir begleiten ihn mit unserm Mitleid, in welchen sich wenigstens einige unserer Leser mit uns vereinigen werden. Der schlechtste Mann behält gegen eine schlechte Frau immer noch einiges Recht; es ist unnatürlich von dem weiblichen Geschlecht etwas mehr zu fordern, als von dem männlichen, und die Uebertretung der Pflichten, die wir ihm mit Recht auflegen, zieht immer den höchsten Grad von Verachtung und Unwillen nach sich.

Hedwig selbst merkte es, daß sie zu weit gegangen war, der Ritter, der vermuthlich hier

hatte

hatte übernachten sollen, ward entlassen, und sie begab sich auf das Zimmer ihres Gemahls, ihn mit heuchlerischen Worten zu besänftigen, und von der Entdeckung der Wahrheit, die sie über alles scheute, abzulenken.

Hedwig fand Genebalden nicht, mit Ungestüm hatte er das Haus verlassen, und war hinausgeeilt, im Freyen sein Elend und Schmach zu beweinen, oder ihm durch einen schnellen unschmerzlichen Tod ein Ende zu machen. War das letzte würklich seine Absicht gewesen, so mußte es ihm entweder an Muth oder Gelegenheit zur Ausführung gefehlt haben, denn der Morgen fand ihn noch lebendig, aber so traurig als jemals ein gekränkter Ehemann, oder ein gedemüthigter Ritter gewesen seyn mag. So ein verächtliches Geschöpf auch dieser Genebald war, so fehlte es ihm doch nicht ganz an Ehrgefühl, und ein guter Genius, der es nicht dulden kann, daß die Gedemüthigten dem Uebermuth ganz zur Beute hingegeben werden, machte das, was er gutes an ihm fand, zum Mittel ihn wieder ein wenig emporzurichten. — — — —

Genebald hatte sich im Uebermaaß seines Kummers wieder in den Wald verirrt, wo er gestern die fatalsten Abentheuer seines ganzen Ritterthums erlebt hatte. Er fürchtete die da-

selbst hausenden Geister jetzt nicht. Daß Berengar kein überirrdisches Wesen war, glaubte er gewiß zu seyn, ob er gleich eben so gewiß war, daß er und der Fremde auch nicht eine Person seyn konnten. Der Ritter genseit des Waldes war ein langer hagrer Geselle, dessen Gestalt nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem zarten Kempen hatte, der ihn voriges Tages in den Staub streckte.

Wer es wär, der ihm die Schmach anlegte, und sein treuloses Weib zu Verdoppelung derselben aufregte, dies kümmerte ihn indessen jetzt nicht so sehr, als die Schmach selbst; wie nun die Waffen des Verzagten nichts als Thränen sind, so ist es wohl kein Wunder, daß Genebald einen ganzen Strom derselben vergoß, und damit schier das Wasser des Flusses mehrte, an welchem er seinen Sitz genommen hatte.

Es war eine der einsamsten Gegenden des Waldes, wo Ritter Genebald seinen Kummer verweinte, und er hatte unsers Erachtens wohl gethan, eine solche zum Schauplatz seines Jammers zu wählen. Männer weinen zu sehen, war in jenen Tagen etwas seltnes, das bey der boshaften Welt oft ein spottendes Lachen erregte. Ließ sich vollends ein Ritter, der das Schwerd an der Seite trug, zu Thränen her-

ab, so war dies für ihn fast ein so verpönter Handel, als wenn er die Klinge von seiner Wehr über dem Knie zerbrochen, oder seine Ahnentafel verbrannt, und sich dadurch Stifts- und Turnierunfähig gemacht hätte.

Genebald, der von der Stifts- und Turnierfähigkeit wenig zu wagen hatte, war bey seinem Jammer indessen doch nicht ganz unbemerkt geblieben. Keine Heerstrasse ging zwar vor dem Orte vorüber, wo er saß, aber doch ein schmaler Fußpfad, der von dem benachbarten Kloster nach einer kleinen Kapelle mitten im Walde führte, wo täglich eine Messe gelesen werden mußte. In diesen Geschäften zog auch diesesmal mit Sonnenaufgang ein Klosterherr diese Strasse, sah am Strom den weinenden Ritter, und wunderte sich sein, kam nach einigen Stunden wieder zurück, sah ihn wieder, und wunderte sich noch mehr.

Der Mönch war ein kleiner feiner Mann, mit einem kleinen gelben Barte; ein Abzeichen, das nach der Meynung der damahligen Physiognomen allemal auf gutes Gemüth und zarte Theilnahme an andrer Schmerzen deutete. Dieses Merkmal mochte nun, gleich den andern Regeln der Gesichtskenner, so oft trügen als es wollte, so traf es wenigstens bey dem Pater

Chrysostomus zu; er sah Genebalden sitzen und weinen, und so ein widerlicher Anblick auch für ihn die Thränen eines starken rüstigen Mannes waren, so verfehlten sie doch seines Herzens nicht ganz. Die Eil seiner Geschäfte hatte ihn beym ersten Vorübergehen gehindert, sein Mitleid zu äussern, aber beym zweyten vermochte er sich nicht zu halten; er schritt quer über den Weg, that einen herzhaften Sprung über einen schmalen Graben, der noch zwischen ihm und dem Ritter lag, und stand auf einmal vor ihm mit freundlicher Geberde, und Augen, die schon im Voraus die Frage thaten, die nun auch der Mund laut werden ließ.

Ritter, sprach er, denn dafür muß ich euch nach Eurer Kleidung halten, ob Euch gleich diese Thränen schier als ein Fräulein bezeichnen, was weint ihr, und womit steht Euch zu helfen?

Ach mir hilft nichts als der Tod, und meine Thränen fliessen jetzt größtentheils darum, daß ich nicht Muth genug habe, ihn in diesen Fluthen zu suchen!

Ey, ey, das ist eine ruchlose Rede, die Euch der Arge eingiebt! Entschlaget Euch der bösen Gedanken, und so irgend etwas ist, das Euch auf Herz oder Gewissen drückt, so offenba-

ret mirs, unter dem Siegel der Beichte, vielleicht, daß ich Rath zu schaffen vermöchte.

Genebald war durch die letzt erlittenen Drangsalen so weich gemacht, durch den erhaltenen Schimpf so gedemüthigt worden, daß er gegen die Frage des Mönchs keine der trozigen Gegenreden fand, die er sonst überflüßig hatte. Er sah ihn an, schwieg eine Weile, trocknete denn seine Thränen, und schloß sein Herz vor ihm auf. In einer langen, und zu seiner Ehre seys gesagt, vollkommen treuen Erzählung, erfuhr der Klosterbruder alles, was ihm gestriges Tages begegnet war, und ihn nun an den Rand der Verzweiflung brachte.

O wehe mir! schloß er seine betrübte Erzählung, o wehe mir, daß ich auf dem Wege, wo ich nach Ehre strebte, zur tiefsten Schande herabgesunken bin! Mein Vater, Ehrdurstig wie ich, schmeichelte mir, mich durch die Verbindung mit dem Weibe empor zu heben, das ich nur allzuleicht liebgewann, und das nun meine Furie ist! Es war mir unleidlich mich von ihr verachtet zu sehen, ich suchte sie durch erdichtete Ritterthaten zu täuschen, und es erging mir wie ich Euch gesagt habe. Welcher böse Geist mit meinem Weibe in Einverständniß steht, das wissen die lieben Heiligen, so viel ist klar, ihr ist alles bekannt, und ich bin durch

die entdeckte Lügen, durch die schimpflichen Beweise meiner Zaghaftigkeit vollends so tief, ach noch tiefer hinabgesunken, als ich je glaubte sinken zu können. Ihre Geringschätzung, ihr Uebermuth haben die höchste Staffel erreicht, sie wird nichts sparen, mich und sich mit mir, öffentlich zu beschimpfen. Sie wagt es, mir ihren alten Herzgespiel, den ich wohl kenne, vor Augen zu bringen, und mir ins Angesicht mit ihm meiner zu spotten. Ich will zürnen, ich will meine Rechte vertheidigen, aber der Name Berengar ist in ihrer Gewalt, mit ihm kann sie mich zu Boden schlagen, gleich einem Lindwurm, den die Haselstaude berührt. Sie nennt das gefürchtete Wort, und augenblicklich schweben mir die Scenen im Walde vor Augen, ich fühle es, meine Feindin kennt mich so gut als ich mich selbst kenne, und ich bin nicht im Stande, mich ihr in dem kleinsten zu widersetzen. — Davon habe ich gestern den Anfang erfahren, die Folgen errathe ich, und ehe ich mich entschliesse sie zu erleben, ehe soll sich in diesem Strom mein Leben enden; stürzt mich hinein, heiliger Mann, da es mir an Entschlossenheit fehlt, es selbst zu thun; es wird euch im Himmel als das verdienstlichste Werk angerechnet werden, das ihr je gethan haben mögt.

Herr, sagte Chrysostomus, euer Leiden ist wahrlich groß; ich bin ein Mönch, aber ich wüßte fürwahr nicht, ob in Eurem Fall nicht sündliche Triebe zur Rache entbrennen würden.

Rache? woher soll ich Muth nehmen, mich zu rächen?

Rächen sollt ihr Euch auch nicht, aber heimkehren und zeigen, daß ihr Herr im Hause seyd. Die Gebrechen Eures Verstandes, und Eures Muths mögen so groß seyn als sie wollen, so hat euer Weib darum kein Recht, die Treue gegen Euch zu brechen, oder sich in heimliche Verschwörungen wider Euch einzulassen, wovon die gestrigen Abentheuer die sichtlichsten Spuren tragen. — Geht heim, zeigt euch als Herr und Gebieter in Eurem Hause, werft den eingedrungenen Hausgenossen zum Tempel hinaus, laßt sie den Namen Berengar nennen, bis sie es müde sind; mehr beschimpft könnt ihr nicht werden, als ihr es schon seyd, aber Euch wieder erheben könnt ihr, wenn ihr Muth habt.

Ehrwürdiger Herr, sagte Genebald, so ihr kein ander Rettungsmittel für mich wißt als dieses, so bleibt mir nichts übrig als der Strom. Muth ists eben was mir fehlt, und wenn ihr mir denselben anpreißt, so ists eben, als gebötet ihr einem Krüppel zu tanzen, oder schicktet

einen Stummen aus, für Euch die Messe zu lesen.

Hört, Herr Ritter, fuhr der Mönch nach einem kleinen Stillschweigen fort; ich will Euch eine Geschichte erzählen, so ihr Euch Rath oder Trost aus derselben zu nehmen wißt, so soll mirs lieb seyn. Es ist meine eigene, und für die Wahrheit derselben kann ich Euch Gewähr leisten.

Ich war der Sohn armer und geringer Eltern, mit Talenten, wie sie sich zu meinem niedrigen Stande schickten, ward ich geboren. Ich hätte ein guter und glücklicher Mensch in meiner Sphäre werden können, aber der Stolz oder die Andacht meiner Mutter wollte mich unglücklicher Weise über dieselbe erheben. Sie hatte dem heiligen Kirchenvater Chrysostomus, dessen Namen ich führe, gelobt, sie wollte mich der Kirche weihen, das ist, mich ins Kloster schicken, um daselbst die Stelle eines Holz- und Wasserträgers zu versehen. Der Pförtner, der ihr Bekannter war, hatte ihr Hofnung gemacht, mich auf diesen hohen Posten anzubringen, von welchem ich, wie sie meynte, mich leicht zu dem Range eines Abts oder Bischoffs empor schwingen könnte.

Du bist nicht der erste, sagte sie, als sie mich von sich ließ, den das Glück auf diesem

Wege aus dem Staube erhob. Der heilige Chrysostomus dein Patron, versteht die Mittel, wie das geschehen soll, besser als ich, auf ihn verlaß dich, und geh deinen Weg in Einfalt dahin, das Glück, das dich treffen soll, wird dir wohl begegnen.

Ich war vortreflich geschickt zu Beobachtung dieser mütterlichen Lehre, ich war von Natur so von Herzen einfältig, daß ich kaum das sah, was mir in den Weg kam, und daß, wenn mir in dem damahligen Zustande das Glück begegnet wär, davon meine Mutter weissagte, ich schwerlich dran gedacht haben würde, es beym Schopf zu ergreifen und heimzuführen. So viel entwickelte sich mein Verstand mit der Zeit, daß ich wußte, daß ich einfältig war, und einige Jahre später, daß ich zu wünschen begann, ich möchte es weniger seyn. Man sagt, wer seinen Fehler erkennt und ihn hinweg wünscht, der ist nur einen Schritt von der Besserung entfernt, ob dieser Sittenspruch ordentlicher Weise auch von dem gilt, was die Natur verwahrloßte, weiß ich nicht, mein Fall gehört freylich unter die übernatürlichen.

Der Himmel hatte mich würklich mit einem eisernen Hirn begabt. Ich sah, wie man im Kloster einige Knaben meines Alters bildete, und bekam Lust zu lernen was sie lernten. Der Pfört-

ner unterzog sich der sauren Arbeit, mich die Buchstaben kennen zu lehren. Er und ich quälten uns ein ganzes langes Jahr, und legten am Ende desselben Griffel und Pergamentrolle hin, weil wir nichts gegen die Unmöglichkeit vermochten. Ich hatte eine ziemlich gute Stimme, man wollte mich die Psalmen singen lehren, aber weder Text noch Melodie ging in meinen Kopf, und ich verstund am Ende nur so viel, um, wenn ich sang, das ganze Chor irre zu machen. Man hatte Mitleid mit meinem Kummer, und versuchte es mit einigen andern Klosterkünsten, die nur ein wenig Gedächtniß, oder einige Geschicklichkeit mit der Hand forderten; umsonst; ich dauchte schlechterdings zu nichts als zum Joch mit den Wassereymern und zur Holzaxt! Das bisherige Mitleid verwandelte sich in Verachtung, man schätzte mich so gering, daß man mir nicht einmal die Beobachtung der Regel zumuthete. Ich war mitten im Kloster ein freyer Mensch, weil es niemand der Mühe werth achtete, mich einzuschränken.

Wie mich dieses bekümmerte! Gott! wie mich dieses bekümmerte!! Vielleicht wars ein vorzüglicher Beweis meiner Blödsinnigkeit, daß ich so innig über den vollen Genußeines Guts trauren konnte, das jeder vernünftige Mensch für das höchste Glück des Lebens hält.

Ich konnte Freiheit und Muße nicht ertragen, wohl gut, so erschwerte man mir meine Geschäfte! Eines Tages, als ich auf Befehl hier im Holze gearbeitet hatte, das niedrige Buschwerk in dem Districkte, welcher damals dem Kloster gehörte, zu fällen und es zur Feuerung einzuführen, überfiel mich bey dem letzten Transport, den ich den heiligen Mauern zufertigte, ein so überschwengliches Gefühl meines Elends, daß ich darunter zu erliegen vermeynte. Ich hatte im eigentlichsten Verstande des Tages Last und Hitze getragen. Ich war matt bis zum Tode, kam heim und hoffte auf Ruhe, da bekam ich noch oben drein vom Bruder Schaffner wegen einiger, wie gewöhnlich bey meinem Tagewerk begangenen Albernheiten, eine Tracht Geisselhiebe, und da dieses überstanden war, so fand sichs, daß ich meine Axt im Walde gelassen hatte, und ich mußte noch einmal hinaus, sie zu holen, oder vielmehr sie zu suchen, denn ich war ein Träumer, der bey nichts, was er that, die Gedanken hatte.

Mein Gefühl, mit dem ich von dem Schelten meines strengen Herrn verfolgt, das Kloster verließ, und hinaus in die Nacht ging, die sich schon von allen Seiten herniedersenkte; die tiefe Schmerzempfindung bey dem Nichtfinden eines Dinges, das nichts werth war, und dessen

Verlust mir doch des andern Tages neue Thränen bereitete, Euch dieses zu schildern, würde mir unmöglich seyn, wenn ich mich nicht auf Eure eigenen Empfindungen berufen könnte. Schimpf, Schmerz, Angst und Selbstvorwürfe beklemmten mein Herz wie das Eurige, obgleich die Ursach unsers Leidens ziemlich verschieden war.

Wenn ich mich recht untersuche, so war ich Euch auch darinn gleich, daß mich das, was ich gelitten hatte und noch zu leiden besorgte, so tief ichs empfand, doch weit weniger kränkte, als die Ursach dieses Leidens. Es war bey uns beyden ein Fehler der Seele, bey Euch Mangel an Muth, bey mir dummer kindischer Blödsinn.

Die Dunkelheit nahm zu; Furcht gesellte sich zu meinen übrigen Schmerzgefühlen. Ich war meines Lebens so müde, daß ich es geendet haben würde, hätte ich gewußt, wie man das machte; mit einem Worte, wir standen ganz auf einem Punkte, gerade wie ich glaube, auf demjenigen, wo uns das Schicksal empor heben muß, weil es uns nicht mehr niederdrücken kann.

Ich warf mich unter eine alte Eiche — täglich gehe ich jetzt vor ihr über, und nie ohne die lebhafteste Erinnerung dessen, was sie

mir auf Lebenszeit merkwürdig machte. — Ich weinte, ich raufte mein Haar. Die traurigsten Bilder gingen vor meiner Seele über. Mein ganzer Zustand stellte sich mir dar, die Vorstellungen zu ordnen war ich zu einfältig, und ich bin also auch jetzt ausser Stande, euch einen Begriff von dem wilden Chaos zu machen, das damals in meiner Seele wogte; nur dies weiß ich noch, daß überall meine Blödsinnigkeit den Reihn anführte und schloß. Wie eine drückende Last fühlte ich sie, und war mir keines lebhaftern Wunsches bewußt als sie abzuschütteln.

Der Gram betäubte endlich meine Sinnen, und ich entschlief. Da war mirs im Traum, als tönte über mir eine heisere Stimme: Willkommen hier zur glücklichen Stunde, im Schatten meines Baums! rief es zu mir herab, wohl hast du die Zeit getroffen, da ich Gnadenbezeugungen austheile; was verlangst du von mir? — —

Ich fuhr auf vom Schlaf, mein Herz klopfte mir hörbar in meinem Busen, ich war erschrocken, und gleichwohl dünkte es mich, als sey etwas angenehmes in der Bewegung, die ich erfuhr.

Mein Verstand war zu schwach, über das, was ich gehört hatte, zu grübeln; ich schlug es

aus dem Sinne, und bemühte mich von neuem zu entschlafen. Endlich gelang es, und so wie der Schlummer sich wieder auf meine Augen senkte, ertönte auch die nehmliche Stimme mit den nehmlichen Worten in mein Ohr. — Dieselbige Erschütterung, dasselbige Erwachen, und so die ganze Nacht hindurch bis zur Morgenröthe, da ich den Schlaf ernstlich aus den Augen rieb, weil mir es ungelegen war, einen so oft beunruhigten Schlummer noch einmal zu beginnen.

Auf dem Kloster tönte das silberne Glöcklein. Es war eben der Tag St. Petri und Pauli eingetreten, dessen Vorabend wir heute feyern. Ach, seufzte ich bey mir selbst, welch einem Tage sehe ich entgegen! Für alle ein Fest, aber für mich? — Ach wenn die Stimme, die ich im Traum vernahm, wachend zu mir geschäh, ich wüßte wohl was ich antworten, wüßte wohl was ich bitten wollte!

Und was würdest du bitten? — rufte es zu mir herab.

Ach! antwortete ich mit einem Freudengefühl, das alles Schrecken tödete. Ach Licht in diesem Gehirn, und Klugheit und Wohlredenheit auf diesen Lippen.

Steige auf den niedrigen Aesten zu mir empor, ertönte es wieder, versuche mich dreymal

zu küssen, und du bist deines Wunsches gewährt. —

Unmöglich muß das Verlangen nach Klugheit schon die erste Stufe von der Erlangung des gewünschten Gutes seyn. Ich fühlte in diesem Augenblick nichts von dem blödsinnigen Erstaunen, das der Einfalt bey jedem ungewöhnlichen Vorfall eigen ist. — Ich sah mich um, wohin ich mit meiner Umarmung komandirt war. Ich sah ohngefähr sieben Fuß über der Erde in den Stamm des Baums eine kleine Nische hineingearbeitet mit einer Gruppe von Figuren, die die Spuren des höchsten Alterthums trugen, auch weiß ich, so oft ich es auch beschaut habe, noch bis auf den heutigen Tag nicht, was dieses Schnitzwerk vorstellt, ob die armen Seelen im Fegefeuer, oder eine Madonne mit Engeln umringt, oder die heiligen eilftausend Jungfrauen.

Ich half mir auf den niedrigen Sprossen des Baums hinauf, so gut ich konnte, und küßte, weil ich eigentlich nicht wußte, wer der Ich war, der mit mir redete, die Figuren alle Reihe herum. Die Begierde nach der vollkommenen Erfüllung meines Wunsches, die ich auf diese Art erhalten sollte, machte mich so emsig in der anbefohlenen Bedingung, ich wiederholte mein Küssen so oft, daß ich endlich das Gleichgewicht verlor,

oder der Ast, auf dem meine vornehmste Last ruhte, zerbrach und ich betäubt zur Erde fiel.

In dieser Betäubung, oder in diesem Schlummer lag ich so lang, bis ich von mehrern Händen angerührt, von mehrern Stimmen geweckt wurde. Es waren die Mönche meines Klosters. So gering sie mich auch schäzten, so war ihnen doch das Schicksal, das mich in dieser Nacht betroffen haben konnte, nicht gleichgültig. Man hatte nach mir gefragt. Der Schaffner hatte wegen seiner Härte gegen mich einen Verweis bekommen. Der Pförtner sorgte um mich, ich war ein gutwilliges alles ertragendes Lastthier, das man doch nicht gern missen wollte. Man suchte mich, man fand mich; aber o Himmel in welcher Gestalt! Die Würkung von dem nächtlichen Abentheuer ließ sich ehe von aussen wahrnehmen, als ich sie von innen merkte. Daß es ein wenig anders in meinem Gehirn stehe als bisher, hätte ich wohl allenfalls aus meinen besser geordneten Träumen wahrnehmen können, aber immer spürte ich doch erst die Dämmerung von dem vollen Tage der Weisheit, den ich mir erfleht hatte. Hingegen mit meinem Aeusserlichen war es ganz ein andres, die unbekannten Mächte, die sich für mich verwendeten, hatten es für gut gehalten, meinem Gesicht ein Siegel ihrer Huld aufzudrük-

ken,

ken, und dadurch meinen Suchern gleich zu anfangs Respeckt einzuflössen.

Ob die Talente, mit denen ich begnadigt worden war, — ein Schatz, dessen ich mir noch selbst nicht bewußt war, — sich in allen meinen Gesichtszügen mahlten, weiß ich nicht, das Verwunderungsgeschrey der Mönche, das mich erweckte, bezog sich vornehmlich auf einen kleinen goldnen ringförmigen Kreis, der meine Lippen umzog, und mir ein so auffallendes Ansehen gab, daß wohl andre Leute als meine Klosterherrn dadurch würden in Verwunderung gesetzt worden seyn.

Sie suchten mich vollends, doch auf etwas ehrerbietigere Art als bisher, zu ermuntern; sie nannten mich Bruder, entschuldigten meine gestrige Verweisung aus den heiligen Mauern, versicherten, daß von der verlornen Axt gar nicht mehr die Rede sey, und erschöpften sich in Fragen über das, was mir diese Nacht begegnet sey, und was die Ursach der Zierde seyn möge, die meinen Mund umzog, und von der mir selbst noch nichts bewußt war. — Ich wußte mich so gut zu fassen, so anständig zu betragen, daß ich selbst die Veränderung, die in mir vorgegangen war, fühlen mußte. Ich antwortete den Herrn nur das, was ihnen zu wissen noth war; und auch

hierin zeigte sich meine neuerlangte Klugheit. Eine jede neue Antwort vermehrte die Achtung, mit der man mich ansah, man wußte nicht, wie man mit mir dran war, man schwieg endlich gar, und führte mich mit stiller Feyerlichkeit in das Kloster zurück.

Von diesem Tage an rechne ich eigentlich mein wahres Leben. Nichts gleicht dem Entzükken, des vollen Lichts der Wahrheit und Wissenschaft zu geniessen, wenn man vorher die Nacht der Unwissenheit so gekannt hat wie ich. Ich lernte schnell, oder vielmehr, ich erinnerte mich wieder, denn alles das, was man sich bisher vergebens bestrebt hatte mir bey zu bringen, fand sich in meiner Seele wie ein heimlicher Schatz verborgen, und der Kenntnisse noch vielmehr, die sich wie aus mir selbst entwickelten.

Euch mehr hievon zu sagen, würde Ruhmredigkeit seyn; ich eile deswegen zum Schluß meiner Geschichte. Ich war für mehrere Jahre der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, des allgemeinen Zulaufs. Das Kloster kam durch mich in Ruf. Ich war der Abgott meiner Ordensbrüder, und — das Ziel ihres heimlichen Neids; all diese Würkungen meiner Gaben waren mir lästig, sie störten die Ruhe, in welcher die Weisheit so gern ihre Lehrlinge besucht, und nahmen mir die Muse zum Studiren. Ich haßte das

Zeichen, das mich vor andern aushob, und mich zum Wunder machte, und hätte es herzlich gern abgelegt.

Um diese Zeit erfuhr ich, zu Erklärung meines Abentheuers bey der alten Eiche, daß sich hier aller fünf Jahre, am Tage St. Petri und Pauli, etwas ähnliches zutrage. Welchen Heiligen das Gnadenbild in der Nische des Baums vorstelle, konnte ich nie erkundigen aber so viel ist gewiß, daß der, welchen Zufall oder eigene Ueberlegung zur rechten Zeit und Stunde an den geweihten Ort bringt, sich der Gewährung einer möglichen Bitte versehen kann.

Ich nüzte die erlangte Kunde augenblicklich; es sollte des nächsten Tages fünf Jahr werden, daß ich an der wunderbaren Eiche zum neuen Leben geboren ward, da ging ich hin in der Morgendämmerung des Tages Petri und Pauli, und flehte mit gebogenen Knieen: Heilige des Himmels, sprach ich, oder welch' andre unsichtbare Macht hier ihre Gaben ausspendet, laß mir was du schenktest, und vermehre es, so du willt, noch zehnfach, denn der Durst nach Wissen ist unendlich; aber — nimm das Zeichen zurück, das mich dem allgemeinen Angaffen aussetzt. Der goldne Ring um mei-

ne Lippen, verwandle sich in die gewöhnliche Zierde des Mannes, den Bart, den ich Altershalben zu tragen nun wohl berechtigt bin.

Als ich so gesagt hatte, schwieg ich und erhub mich. Mir war weder Stimme noch Antwort geworden, aber die Erfüllung meiner Bitte blieb nicht aussen. Der goldne Glanz verschwand allmählig von meinem Munde, und weiches Haar sproßte hervor, daher auch meine Brüder, die mich bisher nur den Guldimund genennt hatten, meinen Namen in den Namen des Mönchs mit dem kleinen gelben Barte wandelten. Von dieser Veränderung rechne ich die Wiedererlangung meiner Ruhe, und die wahre Vermehrung meines Wissens. Der Guldimund war dahin, und die Worte, die aus ungezierten Lippen gingen, dünkten der Welt nicht mehr Worte übernatürlicher Weisheit zu seyn. Man suchte mich nicht mehr auf, man bewunderte mich nicht mehr, aber man beneidete mich auch nicht. Süsse Ruhe des Wissen, was ist dir zu vergleichen! Nur die geschäftige Ruhe des Himmels, der wir alle entgegen eilen! —

Diese heilige Ruhe war mir so lieb, daß ich zweymal den Antrag, Abt meines Klosters zu werden, vor mir übergehen ließ, und erst jetzt mich habe bereden lassen, ihn anzunehmen. Lebt wohl, Ritter, überlegt alles, was ich Euch ge-

sagt habe, und habt ihr ein Körnlein von Weisheit oder Trost für Euren Zustand darin gefunden, so nützt es eilig, ehe die güldne Zeit vergeht. Es ist heute gerade zwanzig Jahr, daß ich in diesem Wald zuletzt das Amt eines Tagelöhners verwaltete, und morgen ist das Fest St. Petri und Pauli.

Der Mönch schied, und Genebald verfiel in ein tiefes Nachdenken. — Wie man im Sprichwort zu sagen pflegt, die Weisheit hatte er wohl nicht erfunden, aber so einfältig wie Bruder Chrysostomus vor dem Kusse, war er doch nicht; er hätte es seyn müssen, wenn er in der eben gehörten Erzählung nicht Winke hätte verspüren sollen, die ihm wichtig waren.

Sein Zustand genau der meinige? sagte er zu sich selbst, je das ist wahr! O Himmel! Gelegenheit zu ähnlichen Glück! — Aber die alte Eiche? — Sie ist mir nicht unbekannt. — Der Tag St. Petri und Pauli? — Aber fünf Jahr? — Morgen ists gerade zwanzig? — Aber warum sprach er nicht deutlicher? — Ha Zufall oder eigene Ueberlegung müssen uns dem Glücke entgegen führen! — O nun verstehe ich alles! Genebald! Genebald! was wirst du bitten? — Rittermuth und Trieb zu Ritterthaten? Ja dies ists! Hast du diese, so kannst du deiner Spötter spotten, und

dich durch dich selbst wieder empor schwingen! — — —

Ritter Genebald ging die Eiche zu finden, die ihm der Mönch mit dem kleinen gelben Barte bezeichnet hatte, es war eben dieselbe, die er zur Zeugin seiner Ritterthaten zu machen pflegte, an deren Aesten sein Schild so oft unter seinen Streichen geschwankt hatte, und deren Kinder, die kleinen Gesträuche, die unter ihren Schatten erzogen wurden, sein grausames Schwerd so oft hatten fühlen müssen. — Ach, sie war auch die Zeugin der gestrigen Scenen gewesen, die ihn an den Rand der Verzweiflung gebracht hatten! Lebhaft traten sie ihm vor die Seele, als er jetzt die traurigen Gegenden wieder sahe, und noch im Grase einige Spuren des gestrigen Abentheuers fand. Ein neuer Thränenstrom stürzte aus seinen Augen, die er kläglich nach dem Bilde in der Nische empor hob, welches er zehnmal gesehen hatte, ohne es einiger besondern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Heilige des Himmels, rief er, die du in diesen Schatten wohnst, du hast die Schmach gesehen, die mir in deinem Gebiete wiederfuhr, den Verräther Berengar kennst du vermuthlich besser als ich; räche mich und strafe ihn! Doch die Stunde deine Gnaden zu erbitten, ist noch

nicht erschienen, bessere Ueberlegung wird mir sagen, was ich zu fordern habe, du zu gewähren hast!

Ritter Genebald verharrte den übrigen Theil dieses Tages, und die ganze Nacht unter dem Gnadenbilde, um die rechte Stunde, da etwas bey der unbekannten Macht, die hier residirte, auszubitten war, nicht zu verfehlen; wie er aber seine Worte anbrachte, und auf was für Art ihm das Gewährte zugestanden ward, ob mit der Ceremonie des Kusses, oder auf andre Weise, darüber haben wir durch keine Tradition Licht bekommen können; viel Bücher lassen sich über Geschichten wie die unsrigen nicht nachschlagen.

Als der Morgen anbrach, und die Klosterglocke das Fest St. Petri und Pauli einläutete, da verließ Ritter Genebald den Schatten der heiligen Eiche, um die Plane auszuführen, die jetzt in seiner Seele geboren wurden. Er war ganz ein andrer Mann geworden, wie weiland König Saul, da er unter den Propheten einherging und weissagte. Zwar weissagte er nicht, denn er hatte um diese Gabe nicht gebeten, aber ritterlicher Heldenmuth war seine Bitte gewesen, und diesen fühlte er in allen seinen Adern glühen.

Mit ziemlicher Gelassenheit und Ruhe nahm er den Weg nach seinem Schlosse, denn was den Verzagten in Feuer und Flammen setzt, das ist dem Tapfern von kleiner Wichtigkeit. Die vorgestern erlittene Beschimpfung fühlte er zwar noch tief genug, um nach Rache zu dürsten, aber doch mehr als eine Beleidigung, die einem andern zugefügt worden war. Er fühlte wohl, daß er jetzt ein ganz andres Wesen war, als der Genebald, den Berengar in den Staub streckte, aber auch das empfand er, daß sein Weib und der Ritter genseit des Waldes strenge Ahndung verdienten, wär es auch nur um fernern Beleidigungen vorzubeugen.

War es Hohn, war es Ueberzeugung, zu weit gegangen zu seyn, oder Vorgefühl irgend einer bedenklichen Ursache von dem langen Aussenbleiben ihres Mannes, das die Dame Hedwig veranlaßte, ihm entgegen zu gehén; wir wissen es nicht. Aus ihrem Fenster hatte sie ihn von weitem über die Ebene kommen sehen, und war hinabgeeilt, ihn an der Pforte zu empfangen. — Genebalds Gesicht, das ihr sonst nie ein Gefühl als Widerwillen, oder Trieb zum Lachen erregt hatte, schreckte sie jetzt. Es war weder zornig noch heiter, aber es war ein Mitteldiug zwischen beyden. Ein Blick voll unaussprechlicher Gleichgültigkeit fiel auf sie aus

diesen Augen, die sonst nie etwas sagen wollten, und auf einer Stirne, die sonst nur der Sitz eines dummen machtlosen Trotzes war, thronte itzt ein gewisser Ernst, der Ehrfurcht heischte.

Wo seyd ihr gewesen, mein Theurer? fragte Hedwig mit zitternder Stimme.

Ich habe mich ein wenig mit Berengarn unterhalten, war die Antwort.

O denket des Namens nicht mehr, den ich nie wieder nennen werde! rief die Dame. Verzeihet vergangene Beleidigungen, die ihr euch wahrlich selbst zugezogen habt, wäret ihr immer wie ich euch jetzt sehe, wer wollte sich an Euch wagen?

Genebald antwortete nicht, sondern trat in die Halle, wohin ihm seine Gattin zitternd folgte. Der Hausmeister ward vorgefordert: Machet Anstalt, sagte Genebald mit ruhigem Ton, zu einer Reise auf drey Personen, die in einer Stunde vor sich gehen soll. Eure Frau hat eine Wallfarth nach St. Maria zur Linden vor; zwey Zofen werden sie begleiten. Sorgt, daß nichts vergessen werde, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Dame gehört.

Ich, eine Wallfarth, mein Theurer? schrie Hedwig.

Ja, gnädige Frau, ihr habt für gewisse Dinge zu büssen; Buße läßt sich nicht besser als im Kloster abthun.

Gott, was habe ich verbrochen?

Ich bin Euer Beichtiger nicht, fraget Euer Gewissen!

Mit diesen Worten verließ Genebald das Zimmer, und ging in seinen Rüstsaal. Er wählte einen Harnisch von blanken Stahl nebst Zubehör, ließ sich wappnen, und kehrte in voller Rüstung in die Halle zurück, wo er seine Gemahlin in Thränen fand. — Das, was hab' ich gethan? wurde zehnmal wiederholt, Bitten und Vorstellungen nicht gespart, so gar einige Versuche gemacht, wieder in den alten Ton einzufallen, der Genebalden ehemals zittern machte; alles vergebens! — Einige nachdrückliche Worte belehrten die Dame, daß ihr nicht unrecht geschähe, einige andere wiesen sie zu der Aufführung an, die sie inskünftige zu beobachten habe, um ein erträgliches Leben zu geniessen, und damit war die Sache geschlossen.

Die bestürzte Hedwig reiste ab, Genebald machte Verfügung im Schlosse, als wollte er es auf etliche Jahre verlassen, schwang sich darauf auf sein Roß, zum Ritter genseit des Waldes zu eilen und von ihm Genugthuung zu fordern.

Der hagre Ritter genseit des Waldes war keiner von den größten Helden seiner Zeit, sein Muth bestand eigentlich nur darin, die Frauen gutwilliger Männer zu bestricken, zu troz-zen, wo er keinen Gegentroz besorgen durfte, und überhaupt Unfug gegen die Schwachen zu verüben. Genebald war, was das Aeusserliche anbelangt, durch die von dem Gnadenbilde er-langte Gabe nicht im geringsten verändert wor-den, kein goldnes Kennzeichen redete, wie ehe-mals bey dem Pater Guldimund, von den Voll-kommenheiten, die er sich erbeten hatte, und doch weiß ich nicht wie es kam, daß sein bloser Anblick, sonst das unbedeutendste was sich nur denken ließ, schon Furcht und Schrecken in die Seele des Mannes goß, der ihn vor kurzem noch ge-höhnt hatte. Es war, als merkte man es gleich auf den ersten Augenblick, daß dieser Körper von einem andern Geiste belebt würde. Genebalds körperliche Gaben waren nicht zu verachten; er war ein rüstiger Mann, dessen Arm, wenn Muth ihn regierte, fürchterlich werden konnte. Dieses, das dem hagern Ritter zuvor noch nie eingeleuchtet hatte, fiel ihm jezt bey Genebalds ersten Worten augenblicklich in die Sinne.

Genebald forderte ihn mit kurzen kalt-blütigen Worten zur Rechenschaft, wegen des vorgestrigen Schimpfs; er zitterte, und schlug,

statt der Entscheidung mit den Waffen, wörtliche Theidigung vor, in welcher er erweisen wollte, daß Genebald sich eigentlich nicht für beleidigt zu achten habe. Genebald drang aufs Schwerd. Man kämpfte, aber der hagere Ritter war so schnell entwafnet, als Berengar neulich seinen Gegner entwafnete. Genebald verachtete seinen Ueberwundenen so herzlich, als er ehemals in ähnlicher Lage verachtet worden war. Er forderte ihm Erklärung über das Abentheuer im Wald ab, der Verzagte zögerte nicht, seine Geliebte zu verrathen, und zu gestehen, daß Genebalds übermüthiger Ueberwinder kein anderer gewesen sey, als sein eignes Weib. Genebald, zu stolz seinen Besiegten zu tödten, legte ihm zur Buse nichts auf, als das Versprechen, sich ein ganzes Jahr lang des Schwerds zu enthalten; dieser verlobte sich in der Bestürzung auf sein ganzes Leben, hätte sich vielleicht zum Kloster verlobt, wenn sein Obsieger es verlangt hätte.

Genebald stieß sein Schwerd in die Scheide, und verließ die Burg seines verächtlichen Gegners. Bis jetzt, sagte er zu sich selbst, weiß ich noch nicht, ob mich die Gnadenverheissungen der Heiligen im Walde getäuscht haben oder nicht. Was habe ich gethan, das ich nicht als der alte Genebald eben so wohl hätte thun können? Gehört denn so gewaltig viel Muth dazu, ein treuloses

Weib ins Kloster zu schicken, und einem Verzagten ein paar Hiebe um die Ohren zu geben?

Der Ritter sollte bald inne werden, daß mehr in ihm wohnte, als er sich zur Zeit noch selbst zutraute, da er blos den Willen zu allerley tapfern Thaten in sich fand, ohne noch die Fähigkeit dazu erprobt zu haben. Das Bekenntniß des hagern Ritters genseit des Waldes, daß sein treuloses Weib und der Uebermüthling Berengar eine Person wären, hatten ihm die Dame Hedwig vollends ganz verleidet, und sein Haus, das er ohnedem auf gewisse Zeit verschworen hatte, sollte nun, das war fest beschlossen, seinen Herrn nicht ehr wiedersehen, bis er sich im Auslande völlige Vergessenheit des Vergangenen geholt habe.

Er zog zum Kaiser. Herr, sagte er, Euer Vorfahr hat mir einst den Adel, und Ritter Markards, dessen Tochter ich freyte, edeln Namen, für Geld und gute Worte zugestanden, ich komme, euch die Gabe wieder zu geben, weil solch erkauftes Gut mir nicht ansteht. Aber hier ist mein Schwerd, könnt ihrs in Euren Kriegen brauchen, so bin ich bereit, Euch Nutz und Sieg, und mir den Adel damit zu erkämpfen, damit ich mich hinführo meines Verdienstes, und nicht kaiserlicher erkaufter Gnade zu erfreuen habe. Der Kaiser war eben im Be-

griff wider den Ziska zu ziehen; der rüstige Genebald, der sich anheischig machte, in benannter Zeit ein Fähnlein Knechte zu stellen, war ihm willkommen. Doch gab es Ohrenbläser, die von dem Eydam Ritter Markards dem Kaiser viel nachtheiliges zuzuflüstern wußten, das zwar wohl von dem ehemahligen Genebald, keineswegs aber von dem gegenwärtigen wahr seyn mochte. Zum Glück hatte der brave Mann bald Gelegenheit sich zu zeigen. Auf einem Turnier, das in wenig Tagen bevorstand, gewann er die beyden ersten Dänke, und brach neben bey noch einige scharfe Speere mit den Ungewogenen, die ihn der ehemahligen Feigheit zeihen wollten, und nun durch seinen Arm ganz anders belehrt wurden.

Jetzt lernte Genebald erst den Umfang seiner erlangten Talente schätzen, der Beyfall der Welt, noch weit mehr aber die innerliche Selbstschätzung, die vom Verdienste unzertrennlich ist, mehrten seinen Muth und machten ihn zu noch grössern Thaten fähig. — Im nächsten Feldzug erndtete er reiche Lorbeern im Schlachtgefild, der Kaiser dankte ihm einen seiner wichtigsten Siege fast ganz allein. Als er Jahrs drauf wider den Erbfeind auszog, war Ritter Genebald wiederum an seiner Seite, er rettete kaiserlicher Majestät das Leben, hielt sich

brav bey Einnahme einer Vestung, und kehrte mit Ruhm und Beute zurück.

Das Waffenspiel begann dem Helden so zu gefallen, daß er davon nicht lassen konnte, die Jahre, die er sich zur Abwesenheit aus seinem Vaterlande gesetzt hatte, waren längst verflossen, und er dachte noch an keine Heimkehr, hätte auch wohl Zeitlebens nicht dran gedacht, wenn ihn nicht die abnehmenden Kräfte gesagt hätten, daß er binnen den achtzehen Jahren, die er abwesend war, gealtert habe, es ist wahr, er war noch bey weitem nicht vierzig, da er auszog, aber unter den Waffen wird man früher grau als hinter dem Ofen, und das Blut, von Feindesschwerd aus den Adern gezapft, ersetzt sich nicht so leicht wieder; daher Genebalds gelegentliche Gefühle von Schwäche, daher seine Sehnsucht nach Ruhe, die ihn antrieb, das Getümmel der Waffen, das Geräusch des Hofs zu verlassen, und den Abend des Lebens in seiner eigenen Pfalz friedlich und in der Stille zu geniessen. Der Adel war längst erkämpft, des Kaisers Gunst, und der Beyfall der Welt war sein Eigenthum, an guter Beute hatte es auch nicht gefehlt. Auf Genebalden ruhte der Geist seines Vaters; er wußte zu sparen, und das Ersparte zu mehren, und konnte hoffen reicher in seiner Burg einzuziehen, als er dieselbe

verlassen hatte; hätte er sie wohl unter günstigern Aussichten wiedersehen können?

Endlich ließ sich der Kaiser bereden, ihn zu entlassen; er selbst dachte einige Zeit zu Goslar zu hausen, weil im ganzen Lande Friede war, so konnte er ja seinem Ritter nicht verdenken, daß er auch auf stillen Genuß des Lebens in seinem Eigenthum dachte; er erhob ihn in den Grafenstand, und ließ ihn ziehen.

Herr Genebald würde vielleicht nicht mit so viel Vergnügen an die Heimkehr gedacht haben, wenn er gewußt hätte, daß er seine Gemahlin wiederfinden würde, und sich ehrenhalber hätte entschliessen müssen, mit ihr zu leben. Genebald hatte entweder sein ehemahliches Gebet bey der heiligen Eiche nicht recht eingerichtet, oder die daselbst regierende Macht hatte ihn zur Strafe, wegen des in ihrem Schatten verübten Unfugs, gutwillig betrogen; Rittermuth und Tapferkeit hatte sie ihm zwar überflüssig gegeben, aber kein edles Ritterherz, er konnte wohl Beleidigungen rächen, aber keine vergeben, daher würde es ihm unleidlich gewesen seyn, auch nach so viel Jahren seine Beleidigerin wiederzusehen und sie um sich dulden zu müssen.

Ihm dieser Unlust zu überheben, hatte der Tod gesorgt, Frau Hedwig hatte seit einem Jahre

das

das Zeitliche gesegnet, und eine Tochter, die sie bald nach Genebalds Auswanderung geboren hatte, war in eben dem Kloster, wo sie das Glück der Welt erblickte, bisher erzogen worden. Genebalds Haß erbte nicht von der Mutter auf das Kind, er erkannte die schöne Emma für seine Tochter, und eins seiner ersten Geschäfte, nachdem er sich auf seiner Burg eingerichtet hatte, war nach St. Maria zur Linden zu ziehen, und das Fräulein von da zu sich zu holen, damit sie an seiner Seite dem Brautkranz vollends entgegenreife, und ihn zu allen Glückseligkeiten, die er genoß, noch die Freude mache, durch sie mit irgend einem hohen und reichen Hause verschwägert zu werden.

Emma sah der Ankunft ihres Vaters mit Zittern entgegen; die Schilderung, die ihr ihre Mutter immer von ihm gemacht hatte, war nicht so beschaffen, daß sie Liebe erregen konnte. Seine Härte, die gänzliche Unbekanntschaft mit ihm, alles kam zusammen, Vorurtheile gegen ihn zu nähren, die nie ganz zu tilgen waren, und in der Folge vielleicht einigen ihrer Handlungen zur Entschuldigung dienen können. Indessen war es ihr Vortheil, ihm zu gefallen; die Aebtissin, welche die Welt kannte, unterrichtete sie ein wenig, was sie zu thun habe, und die Maas-

regeln glückten so gut, daß der alte Herr gleich auf den ersten Anblick ganz von seiner Tochter eingenommen war. Er war entzückt, keinen einzigen Zug ihrer Mutter an ihr, und dagegen, wie er meynte, viel von den seinigen zu finden. Ihre Schönheit begünstigte die geld- und ehrgeizigen Hoffnungen, die er auf sie baute, und ihr sanftes gefälliges Wesen bezauberte ihn, Sanftmuth und Gefälligkeit hatte sie in der Klosterzucht, unter den Augen der eigensinnigen mürrischen Hedwig, wohl lernen müssen, und indem sie unter die Aufsicht ihres Vaters trat, gewann sie neue Gelegenheit die Tugenden zu üben.

Genebald liebte seine Tochter, er ließ es ihr an nichts fehlen, was seinen Stolz und ihre Eitelkeit befriedigen konnte, aber es lag nur allzusehr am Tage, daß sie diese Gunstbezeugungen mit ihrer Freyheit erkaufen sollte. Es war ihm nicht darum zu thun, sich des Herzens eines Mädchens zu versichern, das sich ganz an ihn gefesselt haben würde, hätte er es zu gewinnen gewußt, oder ihrer Gesellschaft und kindlichen Pflege zu geniessen; nein, sie so bald als möglich von sich zu entfernen, indem er seinem Hause, durch ihre Schönheit irgend eine hohe oder reiche Verbindung erkaufte, dies war sein Bestreben, und er versäumte keine Zeit,

die ersten Schritte zu Ausführung dieses Plans zu thun.

Der erste Hoftag zu Goslar sah ihn und die schöne Emma mit aller Pracht, die ihm sein Rang und sein Reichthum erlaubte, erscheinen. Er sparte nichts, die Reize seiner Tochter zu heben, und die Vortheile, die mit ihrem Besitz verbunden waren, laut werden zu lassen. Der Anschlag glückte. Emmens Schönheit bestrickte zwanzig Herzen, und der Reichthum ihres Vaters noch mehrere. Kaum war man in die Stille des einsamen Waldschlosses zurückgekehrt, so stellten sich die Freyer mit Haufen ein, die um die Hand des Fräuleins warben, und — sämtlich mit Körben zurückgeschickt wurden, weil keiner für die merkantilischen Spekulationen Genebalds, der auch im Grafenstand den Sohn des Haushofmeisters noch nicht verleugnen konnte, wichtig gnug erfunden ward.

Emmens Herz begann ruhiger zu schlagen; es hatte für keinen der Herrn gesprochen, die nach ihrer Hand strebten, aber gleichgültig war es darum nicht: auf dem letzten Turnier hatte ein Ritter den Preis gewonnen, der alles übertraf, was sie sich je von den Vollkommenheiten eines Jünglings geträumt hatte, das Glück gesellte ihn nachher zu ihr bey Spiel und Tanz, und die werden-

de Liebe nahm sich daraus manches gute Vorzeichen, aber ach unter den Brautwerbern war er nicht, und sie demonstrirte sich daraus, daß sie recht gehabt habe als sie glaubte, in seinen Blikken nichts als Kaltsinn zu lesen. Mit tausendfachen Kummer ward das Herz des zärtlichen Mädchens darob befallen, mancher Tag vertrauert, manche Nacht verweint, mancher Ausgang zu besserm Glück erdacht, dessen wir vielleicht in der Folge erwehnen werden.

Bey der nächsten Reise nach der kaiserlichen Hofburg, die Genebald um neue Netze auszustellen, nicht lang verschob, hatte Emma Gelegenheit, den blanken Ritter, — (so nennte man ihn durchgängig wegen seiner Waffen) — wieder zu sehen. Heldenthaten hoben ihn wieder vor allen andern heraus, er war nicht allein tapfrer, sondern auch schöner als jemals. Jedermann bewunderte ihn, und alle Damen sagten: Es ist Schade um den blanken Ritter, daß er arm ist, kein Fräulein würde ihm sonst ihr Herz, kein Vater seine Tochter versagen.

Das wußte Emma noch nicht, daß Ritter Wilhelm arm war, aber sie dachte edel genug, um über diese Entdeckung ehr Freude als Schmerz zu fühlen, sie hatte diesesmal Spuren, daß sie ihm nicht gleichgültig war, und ihr gutes Herz floß von Entzücken über, wenn sie sich vorstellte, ihn

nicht allein durch ihre Person, nein, auch durch eine stattliche Mitgabe, die sie von der Liebe ihres Vaters zuversichtlich hofte, glücklich machen zu können.

Das Einverständniß zwischen den jungen Leuten kam bald zu Stande, man sahe sich, man gewann sich mit jedem Tage lieber, man gestand es sich, machte seine Plane, und fand in allen Dingen gute Vordeutungen, daß sie ausführbar seyn würden. Eins des vornehmsten glücklichen Zeichen war die nahe Nachbarschaft; es fand sich, daß der junge Ritter seinen kleinen ländlichen Sitz in dem nehmlichen Walde hatte, wo die stolze neuerbaute Burg Graf Genebalds im vorigen Jahre fertig geworden war.

Man baute auf diesen Umstand die Hofnung, sich fleißig zu sehen, und in manchem traulichen Gespräch die Entwürfe vollends zu Stande zu bringen, die den jungen Liebenden das höchste Glück ihres Lebens verschaffen sollten.

Nichts war leichter als dieses. Das Hoflager zu Goslar war zu Ende, der blanke Ritter kehrte auf sein Schloß, der alte Genebald mit seiner Tochter auf seine Burg zurück, der Wald, der zwischen beyden lag, gab Gelegenheit zu fleißigen Spaziergängen, man traf sich denn ganz ungefehr, und hatte sich kaum zum drittenmal auf diese Art gesehen, als man einig war, daß die Brautwerbung nun

nicht länger verschoben werden, sondern Ritter Wilhelm sich des nächsten Tages mit gebührlichen Ceremonien, wie es die Sitte seines Jahrhunderts forderte, bey dem alten Grafen einfinden sollte, um die Hand der schönen Emma von ihm zu fordern.

Der blanke Ritter, der die Welt etwas besser kannte, als das junge Fräulein, hatte einige Zweifel wegen des guten Erfolgs, doch hochherzige Liebe, die jede Hindernisse verachtet, und Emmens gute Vertröstungen gaben ihm Muth.

Herr Graf, sagte er, als er des andern Tages verabredeter Maaßen bey ihm einsprach. Ich habe eine ehrliche Liebe zu Eurer Tochter gefaßt, mein Glück steht in Eurer Hand, versagt es mir nicht. Die Verbindung mit mir wird Euch nicht reuen, ihr kennt meine Geburt und meinen Namen; er giebt mir vielleicht einigen Anspruch auf Eure Achtung, in Ansehung der Glücksgüter bin ich nicht ohne Hofnung für die Zukunft, und was die Gegenwart anbelangt, so würde mein Schwerd hinlänglich seyn, eine Geliebte zu nähren, die noch weniger besäß als ich, wie vielmehr die Tochter eines reichen Grafen.

Herr Ritter, antwortete Genebald. Ich begreife es wohl, daß man meine Emma lieben kann, sie ist jung, schön und tugendhaft, auch besitzt sie einige noch untrüglichere Hofnungen als

andre Leute; denn sie ist die einige Erbin eines Vermögens, das nicht klein ist, mit diesen Vortheilen kann sie sich wohl auf einen Fürsten Rechnung machen, auf diesen wollen wir einstweilen warten; wenigstens habe ich nicht darum meine Tochter so manchem grossen Manne abgeschlagen, um sie dem blanken Ritter zu geben, der ihr kein andres Leibgedinge verschreiben kann als sein Schwerd, das ihm wohl noch wenig Beute eingetragen haben mag, als einige Turnierpreiße, sonst würde er schon längst wenigstens auf eine bessere Wohnung gedacht haben, die Tochter eines Grafen zu beherbergen, als er gegenwärtig hat.

Der blanke Ritter achtete die übermüthige Antwort keiner Erwiederung würdig, er verließ Genebalds Burg mit grimmigen Zorn, und murmelte zwischen den Zähnen: so konnte nur der Sohn des Haushofmeisters Genebald einem edeln Ritter mit zwey und dreißig Ahnen zurückweisen. Denn Graf Genebalds Herkunft, und seine ganze Geschichte war noch bekannt in dieser Gegend, und der Ruhm seiner Tapferkeit, mit welchem er die Flecken derselben zudeckte, hätte ihm nur denn zur vollkommenen Hülle dienen können, wenn er mit denselben andere adeliche Tugenden verbunden hätte. Aber Geldstolz, Geiz, Kargheit, Uebermuth, und thörichtes Streben nach unerreichbarer Grösse, sprachen noch zu deutlich von seiner nie-

dern Geburt, als daß man sie ganz hätte vergessen können.

Ritter Wilhelm überließ sich der Verzweiflung, die schon damals gern mit Gedanken von Blut und kalten Eisen umging, doch mit dem Unterschied, daß sie mit diesen Mordgedanken selten auf das Herz zielte, davon sie Besitz genommen hatte, sondern ihnen gern andere Gegenstände darbot. Die Ungläubigen im Morgen- und im Abendlande waren das Ziel, daran schon mancher vom Glück Verlassener seinen Unmuth hatte austoben lassen, und manches Feuer unglücklicher Liebe war schon im Heydenblute gelöscht worden.

Dieses Remedium war es auch, das der blanke Ritter sich zum Heilpflaster für seine Schmach wählte. Er schrieb an seine Geliebte: Leb' wohl, Emma, dein Vater verstößt mich! Unter Feindesschwerd suche ich dich zu vergessen! Vermag ichs nicht, so siehst du mich wieder in vier Jahren, vielleicht, daß denn glücklichere Gestirne uns scheinen, frey finde ich dich denn noch gewiß, denn dein Vater will deine Hand keinem andern, als einem Fürsten, gewähren.

Herr Wilhelm hatte recht geweissagt. Emma verweinte vier einsame lange Jahre, am meisten bekümmert durch den Entschluß ihres

Geliebten einen Versuch zu machen, sie zu vergessen; sie zitterte bey jeder neuen Werbung, die um ihre Hand geschah, aber sie blieb frey, denn kein Fürst wollte sich melden. Nicht als ob Emma nicht schön genug gewesen wär, selbst eine Krone zu tragen, aber es fanden sich in ihrer Ahnentafel einige Mackel, die uns wohl bekannt sind, und die damals kein regierender Herr übersehen durfte, wenn er auch gern gewollt hätte.

Mit der Weile brachte Emma ihr drey und zwanzigstes Jahr heran, in den damahligen Zeiten ein verrufenes Alter für eine Jungfrau; und wär sie auch so schön wie Genebalds Tochter, so mußte sie doch in dieser Epoche ihre Erwartungen etwas herabstimmen. Selbst der alte Herr fühlte dieses, und gelobte sich, er wolle die Fürstenidee in aller Stille aufgeben, und, da es nicht anders seyn wollte, nur mit seines Gleichen, mit einem Grafen zum Eydam zufrieden seyn.

Der blanke Ritter kam von seinen Kreuzzügen mit Ruhm, Ehr, und einiger Beute zurück. Seine Wuth und Verzweiflung hatte er wider die Ungläubigen austoben lassen, aber weder Sarazenen noch *) Preussenblut hatte die

*) Es ist wohl unnöthig den Leser zu erinnern, daß vor Alters, die Päbste so wohl wider die heidnischen Preussen, als wider die Sarazenen das Kreuz predigen liessen.

Glut der Liebe auszulöschen vermocht; Zeit und Abwesenheit, die heut' zu Tage auch die reinste Flamme dämpft, hatte in seinem treuen Herzen nur Holz zum Feuer getragen. — Graf Genebald war nicht der letzte, der des blanken Ritters Wiederkunft erfuhr, und weil er ein gutes Zutrauen zu seiner Beständigkeit hatte, auch wohl an Emmens nie versiegenden Thränen sah, wie es in ihrem Herzen stand, so ahndete er Gefahr; verschloß das Fräulein auf ihrem Kämmerlein, besetzte alle Thüren des Schlosses mit treuen Wächtern, und befahl, daß man die Zugbrücken weder Tag noch Nacht niederlassen sollte, damit keine heimliche Zusammenkunft, keine gewaltsame Entführung vorfallen, und der Schatz, den er bewahrte, dem gehoften Grafen unverletzt aufbehalten werden möchte.

Emma, die bey ihrer Eingezogenheit wohl nicht so leicht etwas von der Rückkunft ihres Geliebten würde erfahren haben, ahndete aus diesen Vorkehrungen die Wahrheit, und ließ, da der Ausgang zu den Thoren verwehrt war, sich desto fleißiger am vergitterten Fenster sehen, in Hofnung, dafern Herr Wilhelm nach Verfluß der bestimmten Zeit würklich vorhanden sey, und seine, dem Zufall preis gegebene Treue, durch ein Wunder unverletzt wieder mit herüber gebracht hätte, so würde er wohl trachten,

sie zu sehen, sollte es auch nur durch das eiserne Netzwerk seyn, das ihr die freye Aussicht verwehrte.

Was sie gehofft hatte, geschah, der blanke Ritter ritt des Tages, ein, zwey, wohl auch dreymal vorüber, gab Zeichen seiner Gesinnungen von sich, und trieb das Ding so bunt, daß Genebalds Laurer es endlich inne wurden, und ihrem Herrn verkundschafteten.

Augenblicklich wurde die hochgräfliche Hofhaltung von der neuen Burg in das alte Schloß verwandelt, das er ehemahls mit Frau Hedwig bewohnt hatte, es lag noch tiefer hinein in den Wald, war weiter von Wilhelms Rittersitz entfernt, besser befestigt, und durch die verschlungenen Pfade, die dahin führten, fast unzugänglich gemacht. Das höchste Vertrauen setzte der alte Herr, auf eine dreyfache Dornhecke, auf den sumpfichten schilfreichen Schloßgraben, der von derselben umschlossen wurde, und auf eine ziemlich hohe Mauer, die noch zu übersteigen war, wenn ein kühner Wagehals auch die beyden andern überwunden hätte. Zudem hatte das Schloß alle Fenster einwärts nach einem geräumigen Hofe, und von aussen waren nichts zu sehen, als einige enge Lucken, aus welchen kein Fräulein schauen, und mit den vorüberziehenden Rittern liebäugeln konnte.

In den ätherischen Regionen soll es besondere Schutzgeister geben, die sich einig darauf legen, Einverständnisse zwischen getrennten Liebenden anzuspinnen und zu unterhalten; ein solches gutmüthiges Wesen mußte zwischen Herrn Wilhelm und seiner Emma geschäftig seyn, sonst wüßten wir nicht, wie es ihm möglich gewesen wär, den Ort ihres Aufenthalts zu finden, und ihm Botschaft zu thun, wo man sich nicht allein sehen, sondern auch sprechen könne.

Das schlaue Fräulein, das auf dieser Burg, wegen der mächtigen Aussenwerke derselben, weniger streng gehalten wurde, als auf dem neuen leichter und modischer gebauten Schlosse, dieses schlaue Fräulein Emma, sagen wir, schlich, wenn sie unbemerkt war, so lang an der äussern Mauer herum, stieg so lang in alle Souterrains hinab, und durchspähte die verborgensten Winkel der alten Veste, bis sie endlich gewiß ward, daß ihr Herr Vater sich irrte, wenn er den Zugang über die Zugbrücke für den einigen Weg hielt, ins Schloß, und aus demselben zu gelangen; in einem Winkel der Grundmauer, war eine gewisse Poterne, die vor Alters wohl schon mancherley verbotenen Dingen in und aus der Festung geholfen haben mochte, und die jetzt von der Liebe zu Erneuerung der alten Bestimmung geweiht wurde. Sie hatte den

einigen Fehler, daß sie ein wenig verfallen war, und an keinen andern Ort, als auf den sumpfigten Graben führte, auch hatte Emma keinen Schlüssel zu der halb versunkenen halb verquollenen Pforte; doch dies hatte nichts zu sagen, denn sie hatte eine fast sechs Zoll weite Lucke, durch welche sich ein paar Liebende sprechen, einander die Hände reichen, auch wohl in mondhellen Nächten einen Schimmer von den beiderseitigen Augen sehen konnten; eine herrliche Bequemlichkeit, bey welcher nichts weiter zu bedenken war, als wie der Liebhaber über die Dornhecke und den Graben kommen, und wo er, wenn er an Ort und Stelle war, festen Fuß fassen sollte, um mit seiner Dame Sprache zu halten.

Wir wiederholen es nochmals, daß es uns unbekannt ist, durch welches Mittel das Fräulein dem blanken Ritter von der gemachten Entdeckung Botschaft that; nur so viel wissen wir, daß er sie mit Freuden erhielt, des Orts Gelegenheit bald drauf selbst in Augenschein nahm, und auf die erlangte Kunde, so kluge Vorkehrungen baute, daß man sich mehrere Nächte hinter einander, ohne sonderliche Gefahr sprechen, und Maasregeln zu noch bequemern Zusammenkünften nehmen konnte; denn sich nur sprechen, nicht sehen, sich nur die Hand reichen,

nicht küssen, dieses, meynte der erste Erzähler dieses Mährchens, sey eine Sache, die ein paar Liebende, wie der blanke Ritter, und seine Emma nicht lang aushalten könnten.

Derjenige, der Mittel gefunden hatte, die Zusammenkünfte auf den sumpfigten Graben an der verqollenen Pforte leicht und anmuthig zu machen, wußte Rath zu noch mehrern. Er machte sich anheischig, die alte Thür ohne Schlüssel zu öfnen, so daß man gemächlich aus und ein kommen konnte. Das Fräulein willigte ein, doch nur auf drey Bedingungen; erstens, daß Herr Wilhelm nicht dran denken sollte, herein zu kommen, denn sie hielt es wider die Pflicht einer ehrlichen Dame, den Mann, der von ihrem Vater für Feind gehalten wurde, in seine Vestung zu bringen, zweytens, daß, wenn sie zu ihm hinaus ginge, er nie an Entführung oder irgend etwas ehrenkränkliches denken, sondern sie drittens allemal eine Stunde vor Tage wieder in die väterliche Pfalz liefern sollte.

Die Bedingungen wurden angenommen und beschworen, Hebel und andre Werkzeuge drauf angesetzt, und das kleine Schlüpfpförtgen, so geschicklich geöfnet, als wenn Herr Wilhelm auf seinen Reisen sich einig auf solche Kunststücke befleißigt hätte, da doch dieses sicher das erste mahl war, da er dergleichen übte.

Der Mond schien hell durch die geöfnete Pforte in die Souterrains, das Fräulein ging aus denselbigen hervor, schön wie das Gestirn, das sie lieblich anglänzte, und dem Ritter alle Reize, die er ehemals an ihr kannte, weit vollkommner, als er sie je erblickt haben wollte, sichtbar machte.

Er faßte sie in seine Arme, und beförderte sie auf eben die Art über den Graben, und die Hecke hinüber, als er herüber gekommen war, denn man war der tödlichen Gerüche des Sumpfs überdrüßig, und wollte sich in der mondhellen Nacht durch Spaziergänge im Walde ein wenig ergötzen, bis der Morgenstern dem Fräulein zur Rückkehr in ihr Gefängniß winkte. Das Roß, das den Ritter allemal zu diesem Abentheuer herübertrug, ward von der Dornenhecke losgebunden, und am Zügel mitgeführt, weil man, wie Wilhelm meynte, nicht wußte, wo man seiner nöthig hätte; es war ein artiges zahmes Geschöpf von heller Silberfarbe, dessen wir nicht ohne Ursach so umständlich gedenken.

Das Kunststück glückte, und ward fleißig praktizirt. Das Fräulein befand sich bey den nächtlichen Spaziergängen noch glücklicher als der Ritter, der mit der Gegenwart zufrieden wie sie, immer noch nach mehrern Glück geitzte,

und der Zeit nicht erwarten konnte, da er sie ganz die Seinige würde nennen können.

Ich bin nicht ausser Hoffnung, sagte er eines mahls, daß dies geschehe, bald geschehe. Mein Oheim ist der Graf von . . . ein unvermählter kinderloser Herr, dessen einiger Erbe ich bin. Er hat mir seit meiner Wiederkunft mehrmahls gesagt, ich sollte mich verheyrathen, und mir dabey versprochen, er wollte mein Freywerber seyn: Sprich, meine Emma, was habe ich weiter zu thun, als dich ihm zu nennen, und um sein Vorwort bey deinem Vater zu bitten? Er hat sich, wie du mir sagst, seit einiger Zeit verlauten lassen, mit den Fürsten sey nichts anzufangen, und er wollte dich wohl einem Grafen gönnen; verschlagen kann es ihm doch nichts, ob er dich einem giebt, der schon diesen Titel führt, oder der ihn nächstens überkommen wird. Ich bin der Erbe meines Oheims, werde einst werden was er jetzo ist, spricht er nun für mich, und hält diese Dinge deinem Vater nachdrücklich vor, so denke ich, haben wir gewonnen.

Ach rechne darauf nicht, seufzte Emma, die reichen und grossen Herrn hassen ihre Erben, und zu deinem Oheim besonders versehe ich

mir nicht viel gutes. Ich wüßte wohl bessern Rath!

Und welchen?

Könnten wir nur einmal Zeit gewinnen, uns tiefer in den Wald zu wagen, so daß wir mit Tagsanbruch an der heiligen Eiche wären; in wenig Tagen ist das Peterpaulsfest, eine solche Wallfarth würde uns mächtig frommen.

Der blanke Ritter verstand von dem, was Emma sagte, noch weniger als meine Leser, wenn sie unglücklicher Weise nicht Gedächtniß genug haben sollten, sich des Anfangs dieses Mährchens zu erinnern. Er that einige befremdungsvolle Fragen, und das Fräulein beantwortete sie mit Erzählung der Geschichte des Mönchs mit dem kleinen gelben Barte, der sie ohne Bedenken die Jugendgeschichte ihres eigenen Vaters beyfügte. Sie hatte sie von einer alten Bedienten des Hauses gehört, und hegte nicht Ehrfurcht genug gegen den Helden derselben, um sie zu verschweigen.

Wilhelm hörte das, was ihm das Fräulein erzählte, als ein Mährlein an. Glaube doch diese Dinge nicht, meine Emma, sagte er am Ende mit Lachen. Der Himmel erhört unsre Gebete an jedem Orte, wir müssen sie eben nicht am Peterpaulstage ihm vor der hohen Eiche dar-

bringen; das schlimmste ist, daß er nur die hört, die ihm gefallen, und wie wissen wir, ob das Glück unserer Liebe, um das du doch wohl in deinem Heiligthum bitten würdest, sein Wille ist?

Ich hoffe, es wird sein Wille seyn! sagte Emma, was aber die Abentheuer an der Eiche betrift, so bitte ich dich, schilt mir sie keine Mährlein, ich kann dich aus der Erfahrung vom Gegentheil belehren. Deine Liebe zu mir, diese veste treue Liebe, die du abschütteln woltest, und wider deinen eigenen Dank aus dem Auslande zurückgebracht hast, ist der beste Beweis, den ich dir entgegen setzen kann. Unter der heiligen Nische habe ich vor fünf Jahren am Peterpaulsmorgen um dein Herz gefleht und es erhalten.

Die naive Art, mit welcher Emma hier ihre innersten Geheimnisse ausbeichtete, rührte den Ritter unaussprechlich, er umarmte sie, und versicherte mit vieler Gallanterie, daß sie seine Liebe niemand zu danken habe, als ihren eigenen Vollkommenheiten.

Sie fielen dir nicht aufs erstemal in die Augen, erwiederte sie, indem sie sich aus seinen Armen wand, höre die Geschichte meiner ersten Liebe, und sage mir denn, ob ich recht habe:

Als ich mit meinem Vater zuerst nach Hofe gen Goslar zog, war ich voll Entwürfe zu grossen Eroberungen; man hatte mir gesagt, daß ich schön sey, und ich glaubte dieses von ganzem Herzen, daß ich mir zutraute, jede andere verdunkeln zu können. Ich kam in die glänzende Kaiserstadt, ich sahe die Jungfrauen der Kaiserin, und — meine Eitelkeit war gänzlich zu Boden geschlagen; sie waren alle, wo nicht schöner, doch weit anmuthiger als ich. Ich wußte nichts von dem freyen einnehmenden Weltton, der hier die gemeinsten Züge interessant macht, mir hing noch das steife zurückstossende Wesen des Landfräuleins an, und — ich ward überall übersehen; nur diejenigen nahmen Notiz von mir, denen der Reichthum meines Vaters einleuchtete, und welche mit mir einen guten Kauf zu thun dachten.

Ach sie hätten mich alle übersehen mögen, wär ich nur von dem einen bemerkt worden, der mir gefiel; dies warst du, mein Wilhelm. Aber deine Augen gleiteten so nachläßig bey mir vorüber, du hattest mir bey tausend Gelegenheiten, die dir das Glück gab, so gar nichts zu sagen, daß ich wohl sah, ich sey so unbedeutend in deinen Augen, als in den Augen jedes andern.

Traurig kehrte ich auf unsere einsame Burg zurück, aus deren ängstlichen Mauern ich gern erlößt, besonders durch dich gern erlößt gewesen wär.

So wenig ich mir selbst unter den Schönen des kaiserlichen Hofs gefallen hatte, so hatte ich, oder der Reichthum meines Vaters, doch Eroberungen genug gemacht, man kam um mich anzuhalten, aber unter den Brautwerbern war kein blanker Ritter. — Da ergab ich mich dem tiefsten Gram, alle Freude der Welt war, so dünkte es mich, für mich auf ewig dahin, denn was ich jetzt gewiß weiß, das ahndete mir schon damals, daß ich nie einen andern würde lieben können als dich.

Unter den Leuten des Schlosses befand sich eine Frauensperson, die mir mein Vater, weil sie alt und grämlich war, zur Aufseherin gab; mir zum Glück war die Miene des Unmuths und des Eigensinns, die sie auf, der Stirne trug, nur Blendwerk. Sie liebte und bemitleidete mich. Sie klopfte gebührlich an mein Herz an, so ward es ihr geöfnet, und alle seine Geheimnisse in ihren Schoos ausgeschüttet. Sie erzählte mir die Geschichten, die du eben von mir gehört hast, und zog für mich daraus folgenden tröstlichen Rath.

Wir leben, sagte sie, gerade jetzo in dem heiligen Gnadenjahre; übermorgen ist Peterpaul, da es fünf Jahr wird, daß ich an der Wundereiche um die Gnade bat: wenn der Herr ins Schloß zurückkehrte, nicht aus demselben verstossen, sondern auf einem ehrlichen Posten angestellt zu werden. Diese Bitte ist, wie ihr seht, erfüllt; thut nun was ich Euch sage, um auch Eurer Seits die Wunder der heiligen Eiche zu erfahren. Wir wollen auf den bevorstehenden Festtag eine Betfarth nach dem nächsten Kloster vorgeben, die Eiche ist so gelegen, daß wir bey derselben vorbey müssen; daß wir zur rechten Stunde daselbst eintreffen, dafür laßt mich sorgen.

Wir trugen die Pilgerreise meinem Vater vor, erhielten Erlaubniß, und verliessen mitten in der Nacht das Schloß. Der erste Morgenstrahl des Apostelfests fand mich schon knieend vor der heiligen Nische; ich bat um deine Liebe, bat um alle Zauber der Anmuth, ohne welche der höchste Reitz unkräftig ist, damit ich dich auf ewig fesseln möchte. Meine Aufseherin nannte meine Bitte kühn, und fand sie zu eitel und weltlich eingekleidet, um mir gewisse Erhörung zu versprechen. Aber es scheint, die Heiligen, die dort residiren, sind so streng nicht als die andern, denn schon beym nächsten Be-

such des kaiserlichen Hofs sah ich die Erfüllung meines Wunsches. Du sahst mich, und zumerstenmal sprach Liebe aus deinen Augen, dein Herz war erobert, erobert durch die Zauberreize, die nur eine übernatürliche Macht mir beylegen konnte.

Erobert, fiel Wilhelm zärtlich ein, durch den natürlichen Reitz, der dir gleich auf den ersten Anblick meine Bewunderung gewann; es ist wahr, du hattest das erstemal, da ich dich sah, etwas von der stolzen zurückschreckenden Miene der Tochter eines reichen Grafen, hattest ein gewisses Etwas, das ich das zweytemal an dir mißte, ich bekam durch diese Aenderung Muth, mich dir zu nahen und dir zu sagen: ich liebe; aber sollte dies Würkung einer höhern Macht gewesen seyn? nein, es war der Zauber deiner eigenen Schönheit, die freylich bey jedem erneuerten Anblick gewaltiger hinreißt, als bey dem vorhergehenden.

Es war sehr gallant und zärtlich was der blanke Ritter sagte; Emma fühlte es, aber sie blieb nach Mädchenart dennoch auf ihrer Meynung. Man stritt lang über diesen Punkt, und am Ende schloß Wilhelm mit der Erklärung: Emma möge auf das Peterpaulsfest thun was sie wolle, er für seine Person habe zu der Verwendung seines Oheims bey dem alten Grafen

mehr Zutrauen, als zu den Heiligen der Eiche. Auch werde ich, setzte er hinzu, auf das Apostelfest nicht einmal einheimisch seyn, weil ich um solche Zeit auf ein Turnier erbeten bin; alles was ich auch thun könnte, wär, daß ich mein silbergraues Roß schickte, sich an meiner Statt eine Gnade an der Wundereiche zu holen.

Spötter! rief Emma, indem sie seinen Mund mit ihrer Hand bedeckte, daß dich ja die Heiligen nicht hören!

Auch, fuhr er lachend fort, würde ich nicht verlegen seyn, was ich dem guten Thier für eine Gabe erbitten sollte. Dem armen Geschöpf werden die verschlungenen Wege nach der Genebaldsburg so schwer zu finden, wir verirren uns so oft, daß es ein Jammer ist! Liebe Heilige, die ihr dort in Eurer Nische thront, schaft doch, daß der Reuter, den mein Leibroß trägt, allemal geradenweges dahin gelange, wo Liebe und Glück seiner warten.

Emma sahe bey diesen Worten sich schüchtern um, und siehe, sie kamen würklich eben vor der Wundereiche über, die Wilhelm früher gewahr worden war als sie, und darum seine Worte so pathetisch an sie gerichtet hatte. Ein kleiner Schauer überfiel das Fräulein, sie drang auf die Heimkehr, auch blickte der Morgenstern

schon, und verkündigte den nahen Tag, so daß man, weil man sich diese Nacht ein wenig tief in den Wald verirret hatte, nährlich zur rechten Zeit das Hinterpförtgen erreichen konnte, das Graf Genebalden seine wandernde Tochter wieder gab.

Die Wanderungen waren so oft wiederholt worden, daß sie endlich bemerkt werden mußten. Verdacht hatten Genebalds Laurer schon lange, in dieser Nacht waren sie ihrer Sache gewiß geworden, daher fand die schöne Emma, als sie das nächste mahl sich wieder zum Rendezvous einfinden wollte, die Poterne fester verrammelt als sie je war, und sogar die Oefnung, durch welche Liebende sich sprechen und die Hände reichen konnten, mit einem dicken Brete vernagelt.

Mit heissen Thränen kehrte sie auf ihr Zimmer zurück, und kaum konnten ihr die Tröstungen ihrer gefälligen Duegna die Gefahren aus dem Sinne reden, in welchen sich der blanke Ritter diese Nacht würklich befunden hatte. Der arme Wilhelm! auf alle Wege, wo er herkommen konnte, hatte man Gewappnete verlegt, die ihm die Rückkehr auf ewig verwehren sollten, einer von den zerstreuten Partien mußte er in die Hände fallen, und es war mehr als Wunder, daß er allen entging.

Seine Geschwindigkeit, Ringfertigkeit und Entschlossenheit hatten ihn gerettet, aber daß man ihm nachstellte, und wer sein Verfolger war, davon war er in seinem Herzen so gewiß überzeugt, als daß die geheimen Zusammenkünfte auf ewig ein Ende hätten, und er endlich mit Ernst zur Sache schreiten müsse, wenn sie einen gewünschten Ausgang haben sollte.

Er schwang sich nach einigen trübseelig verträumten Stunden von neuem auf sein Thier, und ritt drey Meilen weiter ins Land, zum Grafen, seinem Oheim, dem er sein Anliegen weitläuftig vor Augen legte, und auf das beweglichste um seine Vermittlung bat.

Mein Neffe, erwiederte der alte Herr, deine Wahl ist gut und löblich, ich kenne deine Geliebte, sie ist äusserst liebenswürdig. Sey ruhig, ich nehme es auf mich, den Vater zu ihrer Verheyrathung zu bewegen, und mache mich augenblicklich auf, um sie zu werben. Morgen ist das Apostelfest, reite getrosten Muths zu deinem Turnier, bey deiner Wiederkehr sollst du erfahren, was ich ausgerichtet habe.

Aber, mein Oheim, wenn ich unglücklich bin? —

Wie kannst du unglücklich seyn, wenn du die Braut in deiner Pfalz hast? Ist sie in

deiner Gewalt, so rathe ich dir, sie dir unverzüglich antrauen zu lassen.

Ach wer ist unter meinen Lesern, der unter diesen Worten Trug und Doppelsinn ahndet? Wilhelm ahndete nichts, und zog hochgemuthet zum Ritterspiel, aber der alte Oheim war ein Schalk, der den Jüngling zu hintergehen dachte, welchen er haßte, weil er sein wahrscheinlicher Erbe war.

*) Er saß flugs, nachdem der blanke Ritter davon gezogen war, zu Pferde, und ritt zu Graf Genebalden, den er wohl kannte, und bey welchem er, als bey einem alten Waffengenossen in den türkischen Feldzügen, oft einzusprechen pflegte.

Er ward nach Gewohnheit wohl empfangen, man setzte sich nach deutscher Sitte zum Trunk, die beyden Alten thaten einander fleißig Bescheid, und wiederholten mit lautem Gelächter alte Kriegs- und Liebesabentheuer. Wangen und Nasen färbten sich mit hoher Purpurröthe, die Augen wurden immer kleiner, und der Mund begann zu stammeln.

Alter Freund, sagte der Oheim des blanken Ritters zu Genebalden, als die Diener das Zimmer verlassen hatten, und er mit ihm allein war; ich bin ein Junggesell, und werde

*) Le palefroi vair.

des einsamen Lebens nach gerade überdrüßig. Das Alter schleicht heran, man bedarf der Pflege; so ein hübsches junges Ding um mich zu haben, das mir die Grillen verscheuchte, und mich mit ihren Liebkosungen wieder jung machte, das wär meine Sache. Du hast eine Tochter zu verheyrathen, gieb mir sie; ich bin so reich wie du, und verlasse ihr einmal alles; ich bin Graf, und steckt dir die Fürstenidee noch im Kopfe, so ließ sich ja mit Ankauf noch einiger Länder, die Sache wohl ins gleiche bringen. Willst du, so schlag ein, es ist besser, du giebst sie **mir** als einen andern.

Genebald lächelte freundlich. Der Vorschlag war gut, die Kräfte des Weins machten ihn noch annehmlicher, in wenig Minuten war der Handel geschlossen, und Emma wurde gerufen ihr Schicksal zu vernehmen.

Wer mahlt das Entsetzen des unglücklichen Mädchens? sie antwortete mit keiner Sylbe auf das, was man ihr sagte, sie brach in einen Strom von Thränen aus, und eilte auf ihr Zimmer zurück, wo sie sich der schwärzesten Verzweiflung überließ; sie schrie Rache zum Himmel über die Treulosigkeit des alten Oheims, und nannte tausendmal den Namen ihres Geliebten, als wollte sie ihn zur Hülfe in ihrem Elend rufen. Der Unglückliche! Voll Hofnung

auf sein nahes Glück, setzte er die Reise zum Ritterspiel fort, durch glorreiche Thaten wollte er dort der Hand der reizenden Emma sich noch würdiger machen, die ihm die Bosheit seines nächsten Verwandten eben auf ewig zu entrücken beschäftigt war.

Als es Nacht ward, lief das unglückliche Mädchen wieder nach der Poterne, sie war so fest verschlossen als je, und es mußte also auch die Wallfarth zur heiligen Eiche, auf welche sie noch einige Hoffnung setzte, unterwegens bleiben.

Die beyden Alten, die sich bey ihrem Handel, ich weiß nicht welches Hindernisses versahen, dachten die Vollziehung desselben nicht lang aufzuschieben. Der übermorgende Tag sollte der unglücklichste unter Emmens Lebenstagen, sollte ihr Hochzeittag mit dem alten Oheim seyn. Nach einigem Streit hatte Genebald dem bejahrten Bräutigam zugestanden, daß die Vermählung auf seinem Schlosse gefeyert werden sollte; um bey guter Zeit daselbst einzutreffen, wollte man übermorgen mit dem Frühesten aufbrechen, der dazwischen liegende Apostel-tag ward angewendet, die gemeinschaftlichen Freunde des Schwähers und des Eydams zum Hochzeitmahl einzuladen, lauter alte Herrn von ihren Jahren, die der Himmel zu diesem Tage

aus der Vorzeit recht aufgespart zu haben schien. — Sie kamen bey guter Zeit, einer nach dem andern an, von sanften Maulthieren oder schläfrigen Rossen getragen, und man kann eben nicht sagen, daß sie die schönste Gruppe von Hochzeitgästen vorstellten. Man hätte, wenn man sie sah, eher glauben sollen, sie kämen, vor der Abreise nach der andern Welt, von einander Abschied zu nehmen, als das Beylager eines ihrer Mitbrüder zu feyern.

Man legte den Schmuck der unglücklichen Braut zu rechte, sie spielte eine lästigere Rolle dabey, als Mädchen sonst bey den Angelegenheiten des Putzes zu spielen pflegen, sie hatte genug zu thun, Schmerz und Thränen zu unterdrücken: Jedermann im Schlosse war geschäftig auf den morgenden Tag, und da der Abend kam, so fand sichs doch, daß man viel, und mit unter sehr wesentliche Dinge vergessen hatte.

Man rechnete herum, und es waren nicht Pferde genug vorhanden, das ganze Brautgefolge zu tragen. Es ist wahr, die alten Herrn hatten ihre Thiere, mit denen sie herüber gekommen waren, ihre Diener wurden aus Genebalds Ställen beritten gemacht, aber doch gebrach es noch hier und da an Rossen für Genebalds Hausgesinde, denn es war beschlossen,

daß, um die Cavalkade desto ansehnlicher zu machen, alles mitreiten sollte, was nur ein Pferd beschreiten konnte.

Der Brautvater ward unwillig, da man ihm die Sache vortrug, daß man ihn mit solchen Kleinigkeiten behelligte, da er jetzt eben den Vortrunk mit den Hochzeitgästen beginnen wollte. Er befahl, man sollte in die Nachbarschaft zu seinen Freunden schicken, sollte von Pferden aufborgen was man noch bedürfe, und ihn übrigens zufrieden lassen.

Der Stallmeister war am meisten besorgt, um einen leichten Zelter für die Braut, die des Reitens nicht sehr gewohnt war, und die also eines so sanften und lenksamen Thiers bedürftig war, als sich in allen Ställen, die diesem Manne bekannt waren, nicht fand. Hierüber hatte er besonders den Grafen fragen wollen, aber ihm war Stillschweigen auferlegt, und er durfte nichts weiter sagen.

Ich kenne, sagte er zu sich selbst, als er alle seine Leute abgefertigt hatte, ich kenne kein schöneres und geduldigeres Thier, als des blanken Ritters silbergraues Roß, darauf sollte Fräulein Emma treflich paradiren; es wär zu beklagen, wenn die gute Dame an ihrem trübseeligen Hochzeittage, noch eine Fatalität haben sollte, wir müssen dem Dinge auf alle Art vorbeugen. Es

ist wahr, Ritter Wilhelms Bekanntschaft mit unserm Herrn ist nicht sonderlich, aber ich wills wagen, ob er sich das schöne Geschöpf abborgen läßt; er wär ja der erste Ritter, der einer Dame an ihrem Ehrentage eine Gefälligkeit versagte.

Der Leser wird leicht merken, daß dieser Mann nichts von der geheimen Geschichte des Hauses wußte, in welchem er diente, und vornehmlich keiner von Genebalds heimlichen Laurern und Wilhelms Verfolgern war. Der blanke Ritter kannte ihn als einen redlichen Mann, und als ein solcher war er auf seiner Burg willkommen.

Dieser gute Ritter war eben vom Turnier zurück, er hatte den ersten Dank gewonnen, und schmeichelte sich mit der Hofnung, ihn vielleicht morgen schon seiner Braut zu Füssen legen zu können. Er war bey seinem Oheim abgestiegen, um zu erkunden, ob er schon etwas für ihn gethan hätte. Er fand ihn nicht zu Hause, man sagte, er sey zu Graf Genebalden geritten, und Wilhelm fand dadurch seine Hofnungen nicht zu Boden gedrückt. Voll Zutrauen auf die Vermittelung seines Verwandten, voll Ruhe und hohen Muths kam er auf seinem eigenen Schlosse an. Er war so froh, daß er einen Harfner kommen ließ, ihn durch Minnelieder in der entzückenden Laune zu erhalten, in der er sich befand.

In dieser Gesellschaft war es, daß ihn Genebalds Stallmeister traf. Sein Gesuch desto kräftiger zu machen, bat er im Namen seines Herrn um das silberfarbne Roß. O von ganzem Herzen gern! erwiederte der über das schwiegerväterliche Zutrauen erfreute Wilhelm. Es freut mich, daß ich dem Herrn Grafen mit meinem Leibrosse dienen kann, aber wenig hätte gefehlt, so wär ich um das schöne Thier gekommen. Ihr wißt, es ist kein Turnierpferd, und ich konnte es also nicht zu dem Ritterspiele reiten, von welchem ich komme; bey meiner Zuhausekunft erfahre ich, daß es gestern gegen den Abend sich aus dem Stalle losgerissen hat, und in den Wald gelaufen ist. Vor wenig Stunden haben sie es erst wieder heimgebracht, sie haben es in der Gegend der hohen Eiche wiedergefunden. Aber darf ich fragen, wer es in des Grafen Hause reiten wird?

Fräulein Emma, gnädiger Herr, wir brechen morgen mit dem Frühsten nach dem Hause des alten Grafen von *** auf, wo die Vermählungsfeyerlichkeiten vor sich gehen sollen.

Vermählung? — Mit wem?

Mit dem alten Herrn Grafen, Ihrem Oheim! Wunder, daß dieses Ihnen unbekannt ist!

Der blanke Ritter stand wie versteinert auf diese Worte, er ließ sie sich zum zweytenmahle

wie-

wiederholen, und konnte sie noch nicht glauben. Einem redlichen Herzen kostet es Mühe, eine schwarze That für wahr zu halten, so ging es dem unglücklichen Wilhelm, der sich, als er endlich die schreckliche Wahrheit begreifen mußte, durch die Vorstellung doppelt unglücklich fühlte, daß hier Rache unmöglich sey. Sein Oheim? der Vater seiner Geliebten, was sollte er wider diese beginnen?

Wuth und Bestürzung wechselten bey ihm ab, die Bitte um das silbergraue Pferd ward dabey ganz vergessen, der Stallmeister, welcher Eile hatte, wiederholte sie, und Wilhelm fuhr wie aus tiefem Schlafe empor.

Sie nehme es hin! schrie er. Wenn sie es besteigt, wird sie wenigstens noch einmal an denjenigen denken, den der Rücken dieses guten Thiers so oft durch Nacht, Grauen und tausend drohende Gefahren zu ihr hintrug. — Ach, die Unglückliche! ich beschuldige sie nicht, ich weiß, daß man sie zu der Treulosigkeit zwingt, die sie an mir zu begehen im Begriff steht.

Der Stallmeister führte das Roß davon, ohne die Worte zu begreifen, mit welchen man es seinen Händen anvertraute. Nachdem er das Schloß verlassen hatte, arteten die Gefühle des blanken Ritters fast in Raserey aus; eini-

ge Stunden wurden so vertobt, bis endlich wieder sanfter Kummer Platz in seiner Seele nahm. Er ließ all' seine Bedienten vor sich kommen, er theilte ihnen das baare Geld aus, das er vorräthig hatte, und entließ sie seiner Dienste. Sie warfen sich ihm zu Füssen, und fragten ihn um die Ursach seines Unwillens. Ich zürne nicht mit Euch, antwortete er gütig, aber ich bedarf Eurer Dienste nicht mehr, weil ich im Begriff stehe, mich zu einer grossen Reise zu schicken. Drauf verließ er sie, und verschloß sich mit Sterbensgedanken auf sein Zimmer.

Auf Genebalds Schlosse lag bereits alles in dem tiefsten Schlafe. Die Hochzeitgäste, der Schwiegervater und der Bräutigam hatten weidlich gezecht, auch bey der Dienerschaft war es nicht viel mäßiger zugegangen, gleichwohl wollte man des andern Morgens mit Tagesanbruch wach seyn. Man legte sich zeitig zur Ruhe, und der Thurmwächter erhielt Befehl, in sein Horn zu stossen, wenn die Nacht mit der Dämmerung wechselte.

Nur Emma konnte nicht schlafen. Der Augenblick nahte heran, der sie auf ewig unglücklich machen sollte, und sie sah kein Mittel zu entgehen. Zwanzigmal hatte das beklagenswürdige Mädchen den Tag über Gelegenheit zur Flucht gesucht. Weder Furcht noch Be-

denklichkeit würde sie zurückgehalten haben, wenn die Sache nur möglich gewesen wär, aber es gab zu viel Augen, die sie bewachten, und obgleich die ganze Dienerschaft, von ihrer Duegna an bis auf den geringsten Pagen, sie innig bedauerte, so war doch niemand, der es auf eigne Gefahr wagen wollte, ihr davon zu helfen. Auf diese Art hatte das gute Fräulein keinen andern Trost übrig, als den sie in ihren Thränen fand.

Als gegen Mitternacht der Mond herauf kam, fand er sie weinend, und so würde sie auch der Morgen gefunden haben, wenn das Schicksal nicht binnen der Zeit ein Zwischenspiel veranstaltet hätte.

Das aufgehende Gestirn der Nacht warf einen so hellen Strahl von sich wie die Morgenröthe. Das silberfarbne Roß des blanken Ritters, dem man im Stalle ein gutes Futter gegeben hatte, begann um diese Zeit, vielleicht seiner gestrigen Wanderung in den Wald eingedenk, ein helles Gewieher. Der Thurmwächter, der so gut wie die andern gezecht hatte, so gut wie die andern eingeschlafen war, erwachte mit Schrecken, er sah das Licht des Mondes das ihn umströmte, und hielt es für den anbrechenden Tag, er eilte in sein Horn zu stossen, und

das ganze Schloß ward munter. Man gähnte, man dehnte, man wunderte sich, man meynte, es sey wohl noch sehr früh, demohngeachtet machte man Anstalt, sich zur Reise zu schicken. Die schlaftrunkenen Diener, die so wohl als ihre Herrn den Rausch nur halb ausgeschlafen hatten, sattelten die Pferde in dem Mondhellen Hofe, und der Stallmeister trug Sorge, daß der silbergraue Zelter Ritter Wilhelms für die Braut zugerüstet wurde.

Als sie herabgeführt wurde, es zu besteigen, brach sie in Thränen aus, ach sie kannte das gute Geschöpf wohl, das ihren Geliebten so oft durch Nacht und Grauen und tausend drohende Gefahren herüber getragen hatte, sie hatte es zu oft bey den nächtlichen Spaziergängen am Zügel geleitet, hatte ihm zu oft morgens beym Scheiden die glatte Mähne gestrichen, und ihm frisches bethautes Gras dargereicht, mit dem Ermahnen, den lieben Ritter sicher nach seinem Schlosse zu bringen, als daß sie nicht auch von ihm gekannt seyn sollte. Es leckte ihr zierlich die weiße Hand, bog ein Knie und ließ sie aufsteigen; nie hat man ein höflicheres Roß gesehen, als den silberfarbnen Zelter Ritter Wilhelms.

Emmens Schmerz ward durch den Anblick dieses Thieres nur gemehrt, sie konnte es

nicht begreifen, wie es hieher kam, und befand sich auch nicht auf der Laune zu fragen; doch war es ihr, als wollte sie sich bey dem fatalen Ritte lieber ihm als einem andern anvertrauen.

Man reiste ab. Den Zug begann die Dienerschaft, alsdann kamen die Hochzeitleute mit dem Brautvater und dem Bräutigam, und zu allerletzt die Braut unter der Aufsicht eines alten Ritters, den man ihr zugesellt hatte. Es war die Sitte der damahligen Zeiten, daß die Hochzeiterin allemal den Brautzug beschloß, gleich als ob jungfräuliche Blödigkeit, die den Weg zum Traualtar scheut, sie zu diesem Zögern veranlaßte. Die sinnbildliche Deutung traf bey der armen Emma nur gar zu richtig zu, nie ist wohl eine Braut unwilliger und säumender diesen Weg gezogen, als sie.

Der Ritter, der sie begleitete, war ein alter verständiger Herr, der ihren Zustand sahe, und ihr viel tröstliches und belehrendes gesagt haben würde, wenn er — ganz nüchtern gewesen wär; aber leider ging es ihm wie den andern, keiner war munter genug, um Mondlicht von Morgendämmerung zu unterscheiden, schon daraus kann man ja ihre Benebelung beurtheilen.

Das Schloß des bejahrten Bräutigams, dahin man gedachte, lag drey Meilen von der Genebaldsburg, die Reise ging beständig durch den Wald, der Mond leuchtete so gut er konnte, man rieb sich die Augen, und wunderte sich ein wenig über die Beschwerlichkeit des Weges, der bald so schmal wurde, daß nur zwey Pferde neben einander gehen konnten. Dies dehnte den Brautzug gewaltig in die Länge, und trennte die vordersten von den letzten Paaren um mehrere hundert Schritte. Als der Mond einmal hinter eine Wolke trat, kamen einige von den muntersten aus der Gesellschaft hinter die grosse Wahrheit, daß man sich wohl zu früh auf den Weg gemacht habe, und erst dem Tage entgegen reite. Die Sache ward ein wenig belacht, und überhaupt die erste Meile noch mit ziemlicher Heiterkeit und ganz geöfneten Augen zurückgelegt; aber als es weiter hin kam, da konnte keiner der Herrn, die kaum halb ausgeschlafen hatten, dem Schlummer mehr widerstehen, hier und da schlossen sich ein paar Augenlieder. Einer hing Links, der andere Rechts auf seinem Thiere, ein dritter war gar mit dem Kopf auf den Hals desselben gesunken. Ein Glück war es, daß die guten Geschöpfe, welche die abentheuerliche Hochzeitgesellschaft trugen, sämtlich geduldiger Art waren, sonst möchte dies eine

schöne Cavalcade geworden seyn; so blieb der Zug in der schönsten Ordnung, ausser wo hier und da etwa ein Roß zurück blieb, während sein Reuter schlief, das weiche Gras unter seinen Füssen zu kosten, oder die überhangenden Gesträuche zu benagen.

Das Schauspiel war lächerlich genug mit anzuschauen, aber die Einige, welche hätte lachen können, lachte nicht. Die arme Emma! sie war zu tief in ihren Gram versunken, um den geringsten Anfall von Lustigkeit zu spüren. — Sie befand sich in einer so gänzlichen Indolenz, daß sie das Thier, das sie trug, gehen ließ, wie es wollte; alles was sie that, war, daß sie es zuweilen ein wenig anhielt; so sucht ein Verbrecher, den man zum Tode führt, den Trauerzug zu verzögern, damit er sein Leben noch auf einige Minuten friste.

Als die vordersten ohngefähr eine Meile zurückgelegt haben mochten, war die Braut mit ihrem Führer noch so weit zurück, daß sie die hintersten ihrer Vorgänger nur noch ganz von weitem im Mondlicht dahin ziehen sah. Sie war an einem Scheidewege, und ihr Roß trat zur Seite aus auf einen ganz andern Pfad, als den, welchen die übrigen genommen hatten. Emma beachtete es nicht und ihr Führer noch weniger, er begann jetzt so gut zu schlummern, als die

andern Reuter, zuweilen öfneten sich seine Augen wohl auf eine Minute, er sah das silberfarbne Roß dicht vor sich hertraben, war zufrieden, und schloß die Augen von neuem. Für Verirrung war hier nicht zu sorgen, auf einem solchen Wege, meynte er im Entschlummern, sey dergleichen unmöglich!

Indessen befand doch weder er noch die schöne Emma sich mehr auf dem Wege, den sie ziehen sollten, und den die andern bereits gezogen waren. Das Roß des blanken Ritters wurde entweder durch Instinkt den Weg geleitet, den es mit seinem Herrn so oft bereist hatte, oder eine unsichtbare Macht faßte es bey dem Zügel, es den Weg zu leiten, wo Glück und Liebe der schönen Reuterin harrten.

O hätte die tiefsinnige Braut etwas davon geahndet, wie schnell würde sie das treue Thier angestoßen haben, seinen Weg zu beschleunigen! aber es dauerte lange, ehe sie nur eine Muthmassung hatte, daß sie sich nicht auf dem Wege nach dem Schlosse ihres alten Bräutigams befände. Das Pferd setzte jetzt den Fuß in ein kleines Wasser, durch welches man reuten mußte, wenn man zu der Burg des blanken Ritters wollte. Emma ward durch das Geräusch aus ihren Träumereyen aufgeschreckt, sie sah sich ängstlich um, und rufte den Namen ihres Begleiters, er war dicht hinter

ihr, aber sein Pferd stutzte durch das Wasser zu setzen, und Emma wurde allein hinübergetragen. Angst und Schrecken bemächtigten sich ihrer, sie rufte ihm noch einmal; umsonst! sein Pferd hatte bereits einen andern Weg genommen, der schlummernde Zecher ließ sich ruhig davon tragen, und sie sah sich allein.

Mit Mühe konnte sie das Roß anhalten, das sie mit Gewalt davon tragen wollte, sie mußte ihm endlich nachgeben, und es flog mit ihr über Sumpf und Hecken so rüstig dahin, daß Schleyer und Locken um ihre Schultern wehten, und der Wind durch ihre Kleider pfiff. Erst jetzt ging ein Gedanke an Flucht und Rettung in ihrer Seele auf. Sie gewann eine Ahndung von der Wahrheit, und rege Freude durchzitterte ihr Herz, sie gab dem treuen Rosse die Sporen, um wo möglich seinen Lauf noch mehr zu beflügeln, ach sie sahe bald, daß dieses nicht unnöthig war. Ihr alter Führer, der, als sein Pferd mit ihm wider einen Baum rannte, doch endlich munter geworden war, hatte sie vermißt, hatte Mittel gefunden gleich ihr über das Wasser zu kommen, und war dicht hinter ihr. Er spornte sein Pferd, sein lautes Rufen drohte die andern Hochzeitleute aufmerksam zu machen. Emma glaubte schon, das ganze Gefolge hinter sich zu sehen, und mit Gewalt

zu dem Altar geschleppt zu werden, dem sie ein günstiges Geschick schon fast entrückt hatte.

Sie würde glücklich und ohne Gefahr entkommen seyn, hätte sie nur dem Pferde, das von einem guten Geist am Zügel geleitet wurde, freyen Lauf gelassen; aber sie wollte klüger seyn als ihr Schutzengel; sie trieb das Roß an wo es nicht hin wollte, und so sah sie sich auf einmal in der schrecklichsten Verlegenheit, in welcher sich je ein fliehendes Mädchen befunden haben mag. Der gebahnte Pfad war verlassen, unbekannte Gebürge thürmten sich vor ihr auf; mit verhängtem Zügel war der Gipfel des einen erreicht, aber jenseit desselben zeigte sich keine Zuflucht als ein andrer Hügel, der von dem Standort des Fräuleins durch einen Klafterweiten Abgrund gesondert wurde. Das Roß keuchte unter der beängstigten Emma, ihr Herz bebte ob der Gefahr, die hinter und vor ihr droht. Des Ritters Stimme, der Huf seines Rosses tönte ganz nahe, und ward durch das Echo im Gebürge zwanzigmal vielfaltigt; die fliehende Jungfrau glaubte all ihre Verfolger hinter sich zu hören, da nahm sie ihre Seele in ihre Hand, da faßte sie den grossen Entschluß, den noch jetzt die Lippen der Mährchenerzähler mit hohem Lobe feyern, und der bis an das Ende der Tage, zwey Felsen Deutsch-

lands, mit Namen bezeichnete, die ihnen den Vorzug vor allen Bergen und Hügeln geben, welche sich in der Nähe und Ferne höher zum Himmel empor thürmen als sie.

Ein kühner Satz über den gähnenden Abgrund auf den gegenüberliegenden Felsen, war die ganze Kleinigkeit, auf welche es hier ankam; wahrhaftig auch nichts als eine Kleinigkeit, gegen die Gefahr einem ungeliebten Manne angetraut, und den Armen des Geliebten auf ewig entrissen zu werden. Ein Gedanke, und die That war geschehen, welche noch die späte Nachwelt anstaunen wird, so wie sie der alte Ritter, der Einzige, der sie mit leiblichen Augen sah, anstaunte. Als das Roß den Anlauf zu dem gefährlichen Sprunge nahm, als die Jungfrau auf seinem Rücken hinüber flog, da war er bereits nahe genug, das Wunder mit anzusehen, und da er die Nachfolge unmöglich fand, die Geschichte davon zu seinen Gesellen in den Wald zurück zu bringen, wo sie noch ihres Weges in halbem Schlummer dahinzogen.

Während er erzehlte und niemand glaubte, während man ihm endlich folgte, die Stelle zu beaugenscheinigen, wo die That geschah, setzte das silbergraue Roß seinen Weg, Berg ab, Thal ein mit seiner Reuterinn rüstig fort. Der kleine Absprung von dem gewohnten Pfade

hatte es nicht irre gemacht, es fand sich bald zu rechte, und stand, ehe die schöne Emma es sich versah, vor der Burgpforte des blanken Ritters.

Als der Thurmwächter im Schimmer des untergehenden Mondes, und der anbrechenden Morgendämmerung eine Dame heranreiten sah, stieß er in sein Horn, zu melden, daß jemand vorhanden sey. Drauf stieg er selbst hinab, um, an der Pforte zu fragen, was die Ritterin begehre. Oefne geschwind! antwortete die schöne Emma, du siehst ein Fräulein vor dir, das von Räubern verfolgt wird, und auf diesem guten Schlosse Hülfe erwartet.

Solche Abentheuer waren in den damahligen Zeiten nichts seltnes, doch traute der Thurmwächter nicht ganz, sondern sahe durch die Klappe an dem Thor, sich besser zu unterrichten. Himmel, welch ein Anblick! die schönste junge Person von der Welt, in einen reichen Scharlachmantel gekleidet, mit einem grünen Kranz und einem güldnen Schleyer auf den braunen Locken! Er hielt sie für irgend eine wohlthätige Heilige, die vom Himmel herabgekommen sey, seinen Herrn aus seinen Sterbensgedanken zu reissen. Denn, daß Ritter Wilhelm entschlossen sey, diese Nacht die Welt zu verlassen, das war nun im ganzen Schlosse

kund, und niemand befand sich in demselben, der diesen grausamen Entschluß, dessen Grund niemand wußte, nicht mit heissen Thränen feyerte.

Vor lauter Freude, daß dieser Entschluß nun gebrochen werden würde, ließ der Thurmwächter die Dame, von welcher er so viel hofte, vor der Pforte stehen, und eilte hinauf in Wilhelms Vorzimmer, wo seine Leibdiener an der innersten Thür lauschten, ob ihr geliebter Herr noch ein Lebenszeichen von sich gebe.

Man hörte von Zeit zu Zeit noch die Stimme seines Seufzens und seiner Thränen, und brach jetzt auf des Boten Vorstellung ohne Umstände hinein, Nachricht von der Dame an der Pforte zu geben, und Verhaltungsbefehle zu holen.

Weil es eine Dame ist, sagte Herr Wilhelm, indem er sich schwächlich erhub, so will ich sie aufnehmen; mein letzter Hauch soll zum Dienst dieses Geschlechts angewendet werden, das ich um Emmens willen verehre.

Mit diesen Worten eilte er hinab, die Ankommende selbst zu empfangen. Sein Vorsatz war, so bald er ihrentwegen die nöthige Verfügung getroffen hätte, sich hinaus in die Schwerdter der Verfolger zu stürzen, von welchen sie sagte, und auf diese Art einen ehrlichern Tod zu finden, als den Tod durch sein eigenes Schwerd,

zu welchem er sich als guter Christ diese ganze Nacht über noch nicht hatte entschliessen können.

Und was hätte er auch gewonnen, wenn er sich zu demselben entschlossen hätte? — Eine schöne Freude, wenn er die Zeit des Glücks nicht erwartet, und der Braut, die ihm das Schicksal zuführte, statt des lebenden Geliebten, einen starren Leichnam in die Arme geliefert hätte! — Ich rathe einem jeden, der solche Dinge vorhat, wie Ritter Wilhelm, sich nicht zu übereilen, die Stunde des Glücks gränzt gemeiniglich ganz nahe an den Augenblick der Verzweiflung.

Als er nun sie sahe, und sie ihn, als eins dem Andern in die Arme sank, als Freudenthränen den Worten Platz machten, und die Worte Freund und Geliebte über beyder Lippen tönten, wer mißt das Maas der Wonne, das sie da umfloß?

Und wie ists möglich, rief er, daß ich dich in der Stunde bey mir sehe, da ich dich in den Armen eines andern glauben mußte.

Wilhelm, antwortete sie, meines Bedünkens, danken wir unser ganzes Glück diesem treuen Thiere. Dieses gute Geschöpf, fuhr sie fort, indem sie dem silberfarbnen Rosse, das duldmüthig neben ihr stand, die glatte Mähne streichelte, dieser Schutzgeist in Pferdsgestalt, hat mich diese Nacht

durch Gefahren hindurch getragen, vor welchen du schaudern wirst, wenn ich sie dir erzehle. Halte gänzlich dafür, die Heiligen des Waldes seyen mit im Spiel, und haben deinem Roß zu Beschämung deines Unglaubens, die Gabe ertheilt, die du ihm jenes Abends spottend erflehtest; wenigstens hat es seine Reuterin sicher genug an den Ort getragen, wo Glück und Liebe ihrer harren.

Dem Ritter fiel ein, daß das Thier, von welchem die Rede war, gerade am Peterpaulsmorgen eine Wanderung in den Wald gemacht hatte, und unter der Wundereiche wiedergefunden worden war; unmöglich dünkte es ihm nicht, daß eine höhere Macht es dorthin gezogen habe, die gebetene Gabe in Empfang zu nehmen. — Doch dies waren tiefsinnige Betrachtungen, mit welchen sich ein Mann in Wilhelms Lage nicht abgeben kann, er äusserte sie nicht mit einem Worte, sondern schritt zu wichtigern Dingen.

Das wichtigste für ihn war, des gegenwärtigen Augenblicks wahr zu nehmen, und sich des Guts, das ihm das Glück in die Hände geliefert hatte, auf ewig zu versichern. Da er das Fräulein zu dem willig fand, was er im Sinne hatte, so war die Einrichtung bald gemacht. Der Hauspfaff ward gerufen, und kürzlich von dem unterrichtet was hier zu thun seye, der Morgenstern leuchtete dem glücklichsten Brautpaar zum Altar

Das Band ward so fest geknüpft als es die Kirche knüpfen kann, man machte eilig Anstalt zu einem Hochzeitmahl, so gut es in der Eile werden wollte, und der Neuvermählte fertigte einen Boten nach dem Schlosse seines Oheims ab, mit Vermelden: Der blanke Ritter sey der Verabredung eingedenk gewesen; die Braut befinde sich in seiner Pfalz, und er habe sich sie unverzüglich antrauen lassen.

Indessen dieses auf dem Schlosse Ritter Wilhelms vorging, standen die Hochzeitleute noch an der Stelle, wo die kühnste That geschehen war, die je eine deutsche Jungfrau begann, und wurden einig, daß die beyden Hügel, zum Andenken derselben Jungfernsprung und Roßtrab genannt werden sollten; aber Genebald und der Oheim zankten mit dem alten Ritter, dem Hüter des Fräuleins, nannten ihn einen Lügner und behaupteten, es sey unmöglich, daß ein Roß einen solchen Sprung gethan, und nicht zusamt dem Reuter umgekommen seyn sollte. Der alte Ritter wußte wohl was er gesehen hatte, aber beweisen konnte er es nicht; er schwieg und ließ es hingehen, daß die beyden Alten einander wechselseitige Vorwürfe über das verunglückte Fräulein machten, und die Hochzeitgäste in lautes Murren ausbrachen, daß sie sich statt des gehoften Fests nur

mit dem Vortrunk begnügen sollten. Folgte man meinem Rath, sagte er halb laut, daß es nur einige Verständige hörten, so wär man auf und eilte nach der Burg des blanken Ritters, ehe ein Unglück geschähe. Das Brautroß war kein anders als der berühmte silberfarbene Zelter, Ritter Wilhelms. Wer weiß, was diese Dinge für einen Zusammenhang haben, mir mißdünkte gleich anfangs, und ich denke immer, dieses Thier hat die schöne Emma dahingetragen, wohin wir nicht wollten.

Die nachdenklichen Worte des alten Herrn kamen zu spät, und wurden nicht gehört, aber sie bestättigten sich, als Ritter Wilhelms Bote eintraf, und seine Werbung ablegte. Der alte Oheim schlug sich vor die Stirn, sich mit seinen eigenen Worten gehöhnt zu sehen. Graf Genebald biß sich auf die Lippen, und die Hochzeitgäste fragten murrend, wo sie nun das Mahl einnehmen sollten?

Getrost, meine Herrn, sagte der Abgesandte des blanken Ritters, ich habe Auftrag von meinem Gebieter, Euch zum Feste der gefüllten Becher einzuladen, das er auf seiner Burg bereitet hat; er wird nicht ermangeln, Euch bey dieser Gelegenheit seine nähern Ansprüche auf das Fräulein, und die Grausamkeit vor Augen zu legen, mit welcher ihn sein Brautwerber hintergangen hat.

Die alten Herrn zogen sämtlich dem Boten nach wohin er sie führte. Es war in den damahligen Zeiten ein Schimpf, zu einem Gastmahle geladen zu seyn, und unverrichteter Sachen heimkehren müssen, sie waren übel zufrieden mit Genebalden und dem Oheim, daß sie ihnen diesen Streich gespielt hatten, und wurden es noch mehr, als sie auf Wilhelms Burg kamen, und von ihm den weit schlimmern Streich erfuhren, der ihm gespielt worden war. Sie wuren sämtlich Männer von Stande und Ansehen, die sich ungern als Theilnehmer einer Treulosigkeit wollten ausschreyen lassen. Als sie drey Tage auf dem Schlosse des blanken Ritters geschmaußt hatten, zogen sie gen Goslar zum Kaiser, dem sie den ganzen Handel vortrugen, und seinen Beytritt zu Gunsten Ritter Wilhelms erhielten. Seine Vermählung mit der schönen Emma ward bestättigt und rechtmäßig erkannt, ungeachtet sie hinter der väterlichen Einwilligung geschlossen ward, auch konnte weder Genebald noch der Oheim dem mächtigen Vorsprecher der jungen Leute, dem Kaiser, ihren gewohnten Eigensinn entgegen setzen; man söhnte sich aus, und als der blanke Ritter den Grafentitel trug, so fand ihn Emmens Vater auch nicht mehr zu gering sein Eydam zu heissen.

Der Müller von Eisenbüttel.

Markgraf Egbert, der lebenslänglich Kaiser Heinrich dem Vierten so furchtbar war, und derhalben von ihm so öffentlich, als von der kaiserlichen Schwester, der Aebtißinn von Quedlinburg, ins geheim, tausend Gefahren und Nachstellungen erfahren mußte, glaubte sich endlich am Eingange eines Pfads, den er seit vielen Jahren gesucht hatte, und der ihn zum Thron führen sollte; die Vortheile, die er sich durch sein sieghaftes Schwerd erkämpft hatte, waren groß, aber die heimlichen Anlagen zu Erreichung seiner Wünsche wollten noch mehr sagen; es stand auf dem Punkte, daß alle Minen springen, und die alten Hasser des verfolgten Fürsten ins Verderben reisen sollten.

Nur noch wenig Tage waren hin, so sollten sich Begebenheiten ereignen, die, wären sie würklich geworden, noch die heutige Welt in Erstaunen setzen würden, von denen aber gegenwärtig kaum ein Schatten von Muthmassung übrig ist.

Voll von Gedanken, die diese Dinge zum Gegenstand hatten, verließ der Markgraf Braunschweig, wo er sich bisher aufgehalten hatte, das

Schloß eines Edeln zu besuchen, das in der Nähe lag, und wo die Räder der grossen Maschiene, die im Verborgenen gebaut ward, den ersten Stoß bekommen sollten, der alles in Gang setzte.

Die Plane Egberts wollten es, daß er inkognito reiste, er trug verstelltes Gewand, und ließ sich nur von einem Diener begleiten. Raimund war der einige von den Leuten des Markgrafen, der um all seine Anschläge wußte, und ob er sie gleich bey weitem nicht alle billigte, so nahm er sich doch den Ausgang derselben so zu Herzen, als wenn sie alle seine Schooskinder gewesen wären. Auch wußte er immer klüglich zu rathen und abzurathen, und dies erwarb ihm das Vertrauen eines Herrn, der sich sonst wenigen vertraute.

Raimund war den ganzen Weg über so still und nachdenkend gewesen als sein Herr, keiner hatte mit dem andern ein Wort gewechselt, und man hätte die Reise eben so still geendigt, wenn nicht das Wetter, das so manchen stummen Mund öfnet, Gelegenheit zum Anfang eines Gesprächs gegeben hätte.

Herr Markgraf, begann der Alte, der im Vorbeygehen gesagt, nur der Leibdiener Egberts, keiner seiner Minister war, Herr Markgraf, es ziebt schweres Wetter herauf; wie wollen wir die

Burg erreichen, die fast noch zwey Stunden Wegs von uns liegt?

Es liegt nichts dran, daß wir sie erreichen, ich weiß in der Nähe Obdach, das uns vorm Regen schirmen soll.

Welches?

Siehst du nicht dort unten im Grunde die Mühle? der Müller ist mein Freund, er wird mich gern beherbergen.

Viel Ehre für einen Müller, der Freund eines Markgrafen zu seyn!

O Raimund, der Markgraf befindet sich in einem Staude, da er keinen Freund verschmähen muß.

Und den Rath keines Freundes! — Ich denke, wenn Liebe und feste Treue Freundschaft heißt, so kann ich mich so wohl den Freund Markgraf Egberts nennen, als jener Müller, und ich rathe meinem Herrn, diese Nacht nicht zu Eisenbüttel zu übernachten.

Und warum diese Nacht nicht?

Diese Nacht nicht und nimmer! — Mir träumte einst, ich reiste mit meinem Herrn so, wie ich jetzt mit ihm reise; der Himmel warnte uns durch ein Ungewitter sinnbildlich vor Gefahr, so wie er uns jetzt warnt, mein Herr kam mir von der Seite, ich suchte ihn und fand ihn nicht, da kam aus einer Mühle, die man

mir die Unglücksmühle nannte, mag wohl die Mühle gewesen seyn, Eisenbüttel genannt, da kam aus derselben ein schwarzes Thier mit blutigem Rachen; man sagte mir, es sey das Blut meines Herrn. Ich zog mein Schwerd, das heilige Blut zu rächen, und — ich erwachte.

Raimund mochte nun diesen Traum würklich geträumt haben oder nicht, so verdiente die Lehre, die er enthielt, die grosse Lehre der Behutsamkeit, von einem so verfolgten Fürsten wie Egbert, der schier nicht mehr wußte, wem er trauen sollte, Beachtung; aber — sie fand sie nicht.

Man sagt, wer an den Gränzen eines grossen Glücks steht, soll auf seiner Hut seyn, wer die Hand nach einer Krone ausstreckt, soll sich vor dem Schwerd hüten, und die Jungfrau am Altar, vor der Hand des Knochenbräutigams. Der Markgraf wußte diesen Spruch nicht, oder er fand ihn keiner Beachtung würdig. Das Ungewitter kam heran, kein Obdach war in der Nähe als die Mühle. Egbert kehrte ein, sein treuer Diener folgte ihm, — aber ihre Füsse kamen den Weg nicht wieder zurück, den sie gegangen waren.

Auf der Burg des Edeln, wohin der Markgraf vorigen Tages gedachte, wartete man seiner; zu Braunschweig harrte man seiner Wie-

derkunft, die Räder der grossen Maschiene stockten, die Mienen sprangen nicht, Egberts Feinde triumphirten, und er — — ward nicht mehr gesehen.

Der Müller von Eisenbüttel war des Tages, da der Markgraf seine Schwelle betrat, nicht einheimisch, er befand sich auf einem Markt, in der nahen Stadt, Getraide zu kaufen, wo er einige Tage bleiben mußte; das Gerücht, das von dem Verschwinden Egberts wunderlich zu munkeln begann, kam ihm zu Ohren; er war der Freund dieses Fürsten, und verdiente es zu seyn, denn er war ein kluger und verschlagner Mann, der mit der Treue gegen seinen Herrn Talente verband, die man sonst selten bey seinem Stande findet. Manche heimliche Nachstellung hatte er ihn verkundschaftet, durch manche drohende Gefahr ihm hindurch geholfen; dabey war er ein Künstler in allerley Triebwerk, und hatte in seiner Mühle einen Gang angebracht, der dem, welcher ihn nicht kannte, den Tod bringen konnte, wenn er in die Hände des Künstlers fiel. Die Hinwegnehmung eines einigen Schutzbrets setzte Maschienen in Bewegung, die jeden Feind, der ihnen zu nahe kam, zerfleischten und zermalmten, und die verstümmelten Glieder so tief ins Was-

ser versenkten, daß Entdeckung der That unmöglich war.

Diese blutige Erfindung war weder edel noch löblich; zur Entschuldigung des Künstlers sey es gesagt, daß sie noch nie gebraucht worden war, und ihre Entstehung einer rachsüchtigen Aufwallung zu danken hatte, die bey einem Manne, wie der Müller von Eisenbüttel, schnell zur That zu werden pflegt.

Der Markgraf, für welchen dieser Mann gern Blut und Leben aufgeopfert hätte, hatte sich einst in seiner Mühle, in Gefahr befunden, in die Hände der blutgierigen Aebtißinn von Quedlinburg zu fallen; ihre Leute waren vor der Thür, der Markgraf entkam ihnen durch eine List seines treuen Dieners, welcher sich in diesem Augenblicke gewünscht hätte, alle Räder seines Mühlwerks zur Rache des unglücklichen Fürsten bewaffnen zu können, für dessen Hoheit er Flucht, auch die erlaubteste, für schimpflich hielt. Was er möglich gewünscht hätte, dachte er sich als würklich, er sann weiter nach, und so brachte Liebe und Treue in einer schwarzen Nacht ein Werkzeug zu stande, das die Hölle nicht grausamer hätte erfinden können, und dessen Zusammensetzung zum Glück für unsere Zeiten verloren gegangen ist.

Das Gerücht, Markgraf Egbert sey tod, sey in seiner Mühle ermordet worden, machte den Eindruck auf das Gemüth des Müllers, der sich errathen läßt. Von Natur wild und ungestüm wie das Element, das ihm Nahrung gab, ward er durch Zorn und Unmuth vollends zum Rasenden gemacht. Schnell wie ein Sturmwind kam er zu seinem Hause zurück, Rechenschaft und Rache für das Blut zu fordern, das hier vergossen worden war. Es war eine Person in derselben, auf welche all sein Verdacht fiel, sein eignes Weib, das er schon mehr auf heimlichen Verkehr mit der alten Feindin Egberts, der Aebtißin, ertappt hatte, und die seines Erachtens, da er sie allein zu Hause gelassen hatte, hier nicht unschuldig seyn konnte.

Dein Blut soll gerochen werden, edler Fürst! sagte er zu sich selbst, als er über die Schwelle trat; es von der Hand deiner Mörder zu fordern, wird die Gerechtigkeit wohl schwerlich ihr Schwerd blößen, an Fürsten wagt sich die blinde Göttin nicht; wohlan, so will ich thun was ihr oblág, und langt mein Arm nicht bis zu denen, die Kronen und geweihte Schleyer tragen, so soll er sich in dem Blute ihrer Helfer kühlen.

Nach der Zeit ward der Müller von Eisenbüttel und sein Weib in diesen Gegenden

nicht mehr gesehen, er verschloß seine Mühle, that eine Wallfarth als Büßer nach Rom, und ließ sich denn nieder im Eichsfelde, wo er unweit des Stufenbergs eine Mühle pachtete, und ein ehrliches Leben begann, daß er von jedermann werth geachtet, und wegen seiner Klugheit selbst von den Grossen geliebt und gesucht ward.

Um selbige Zeit hatte Helfo, ein bayerischer Edelmann das Schwerd mit der Kutte verwechselt, und sich entschlossen, weil er das wohl vermochte, ein eignes Kloster zu bauen. Mit Vergunst des Kaisers und mit des Erzbischoffs von Mayns, wählte er hiezu den Stufenberg, zerstörte auf seinem Gipfel die Ueberbleibsel eines Bilds des Götzen Stufo, der diesem Berge den Namen gab, und der ehemals in diesen Gegenden verehrt worden war, gründete auf die Stelle die heiligen Mauern, und nennte sie, als sie vollendet waren, zu Sankt Salvator, so, daß sich nun die Benennung des Berges wandelte, und man ihn nach dem Namen des Klosters und seines Stifters, den Hülfenberg nennt, bis auf diesen Tag.

Das Kloster kam in wenig Jahren in grosse Aufnahme; der Name Hülfenberg machte, daß viel Elende hier Hülfe zu finden glaubten, und weil nun Zufall, die Vorbitte der

Klosterherrn, oder die Kräfte des hier wohnenden Gnadenbildes, den Hülfsbedürftigen mehrmahls ihren Wunsch gewährten, so ward der Klosterberg der allgemeine Wallfarthsplatz Deutschlands, fast für den vierten Theil eines Sekulums. Was die Wunder, die dort geschahen, nicht vermochten, das ersetzte die Weisheit und Freundlichkeit des Abts. Er war Ritter, er war Hof- und Weltmann gewesen, dies setzte ihn in Stand, sich der guten Meynung des einen Theils seiner Pilgrimme zu versichern; er war auch einer der tiefsinnigsten Gelehrten seiner Zeit, und dies machte ihn zum Orakel des andern Theils seiner Verehrer. Es kam so weit, daß man glaubte, keine Frage sey so schwer, die Abt Helfo von Hülfenstein nicht beantworten könnte, und man sagte ihm schon damals nach, er habe einst in einer fröhlichen Laune ruhmredig behauptet, er wollte dem, dem er eine Antwort schuldig blieb, mit seinem Kloster verfallen seyn.

Das Ansehen, in welchem der heilige Mann lebte, der Reichthum seines Klosters, der sich durch das Gedränge der Pilger von Tag zu Tag mehrte, das frohe und anständige Leben, das er mit seinen Conventualen führte, selbst die reizende Lage seines Hauses, erregte Mißgunst bey Personen, denen zwar das Glück we-

nig zu wünschen übrig gelassen hatte, denen es aber doch ein Dorn im Herzen war, andre neben sich auch groß, glücklich und geehrt zu sehen. Wir nennen niemand, denn ein Mährchenerzähler muß selbst nach Jahrhunderten von hohen Häuptern mit Bescheidenheit sprechen, aber der Leser wird bald errathen, welche Person die vornehmste unter Helfos Neidern war, welche Hand am meisten sich zu seinem Untergange bemühte.

Der Theil des Eichsfelds, den in spätern Zeiten eine Aebtißin von Quedlinburg käuflich an sich brachte, stand schon der damahligen, der frommen Adelheit, gar wohl an, oder vielmehr, sie hätte es lieber ganz besessen, wenn sie darüber mit dem Erzbischoff von Maynz, und dem Markgrafen von Thüringen hätte einig werden können, weil aber dies sich nicht so fügen wollte als sie hoffte, so schränkte sie ihre Wünsche weislich ein, so daß sie endlich blos bey dem Hülfenstein, und dem stattlichen darauf erbauten Kloster stehen blieben. Man konnte der kaiserlichen Schwester unmöglich alles versagen. Der Kaiser, der selbst endlich mit in die Plane dieser Dame gezogen wurde, bequemte sich zu allem, was die heilige Adelheit wünschte. Daß Abt Helfo sein Kloster verlieren sollte, war beschlossen, nur fehlte es noch an

einem schicklichen Vorwand, wie man dem unschuldigen Manne das entreissen wollte, was er schon mehrere Jahre, für richtig gezahltes Geld, mit Bewilligung aller Personen, die hierein zu sprechen hatten, besaß.

Er wußte nichts von dem Ungewitter, das über ihn schwebte, bis er die ersten kleinen Wolken am Horizont heraufsteigen sah, und doch auch da ahndete er noch nicht das Ungestüm, mit welchem es über ihn losbrechen sollte. Kaiser Heinrich beliebte diese Gegenden mit einem Besuch zu beehren; auch der Hülfenstein sollte die Ehre seiner Gegenwart geniessen, und der Abt, der die Grossen, besonders diesen Kaiser kannte, schätzte sich dieses zur Ehre, aber keinesweges zum Glück oder Vergnügen.

Der Müller von Eisenbüttel, den man wegen einer Mühle, die er noch über die erste zu Tondorf gepachtet hatte, nur den Tonhäuser zu nennen pflegte, war sein Nachbar, die Mühle am Hülfenstein gehörte dem Kloster, und der Tonhäuser war also des Abts Dienstmann, aber noch mehr, er war auch sein Freund und Bekannter. Der kluge Klosterherr schätzte Klugheit und Verstand wo er sie antraf, und diese Talente hatte der Himmel dem Müller nicht sparsam mitgetheilt; daher kams, daß der Abt mit ihm lieber umging als mit manchem Bi-

schoff, ihm, da es Standesunterschied nicht erlaubte, einen geringen Mann zu sich aufs Kloster erbitten zu lassen, gern bey Abendspaziergängen ins Thal begegnete, und traf er ihn ohne Zeugen, manch trauliches Gespräch mit ihm hielt, von dem man oft nicht ehr ein Ende finden konnte, bis der Mond die Mitternacht verkündete, oder der ehrwürdige Herr sich besann, daß er zur Metten munter seyn müsse.

So lang als der Kaiser sich in diesen Gegenden aufhielt, hatte der Müller seinen Lehnsherrn, den Abt, noch nicht gesehen, er wunderte sich des nicht; die Klosterherrn hatten guten Wein, Heinrich, der fleißig auf den Hülfenstein fuhr, liebte ein fröhliges Gelag, und Helfo wußte zu leben. Wenn die Fürstenmähle vorüber seyn werden, sagte der Tonhäuser, wenn kaiserliche Majestät diese Landschaft verlassen hat, und die Mönche sich wieder in ihrem alten Gleisse befinden, denn wird der hochwürdige Abt sich schon wieder zu seinem Diener herablassen, und ihm wiederholen, was er ihm so oft gestand, daß ein nüchterner Spaziergang mit dem Nachbar Müller den schwelgerischen Festen an der Seite der Grossen vorzuziehen sey, wo man sich immer ein Messer an die Kehle setzen muß, damit man sich nicht mit Reden vergehe.

Das gehofte Wiedersehen des Mannes, den der Tonhäuser schätzte und liebte, verzog sich indessen nicht so lang als er gemeynt hatte. Der Kaiser weilte noch im Eichsfelde, er hatte des vorigen Abends noch im Kloster getafelt, und wollte, so ging die Rede, übermorgen erst daselbst den Valetschmauß halten, so, daß wahrscheinlich der Abt sich kaum zu Spaziergängen abmüßigen konnte; gleichwohl sahe der Müller, als er am Abend an seiner Hausthür saß, den hochwürdigen Herrn den Hügel herab kommen, und gerade den Weg einschlagen, auf welchem man sich sonst zu begegnen pflegte.

Der Müller stand auf und ging ihm langsam entgegen, der Abt sahe ihn nicht, denn eine düstre Wolke schwermüthigen Tiefsinns hing vor seiner Stirne; er ging zweymal mit starken Schritten vor ihm über, der Abt blieb taub; er redete ihn an; keine Antwort!

Guten Abend, ehrwürdiger lieber Herr, rief endlich der Tonhäuser mit verstärkterer Stimme, und Helfo schreckte auf wie vor einem Donnerschlag. Der Müller lächelte, und der Klosterherr ermannte sich endlich genugsam, um den Gruß nach Gewohnheit mit einer Benediktion zu erwiedern.

Ihr geht so einsam, fuhr der Müller fort, ists erlaubt Euren Schritten zu folgen?

Gern, mein Freund! doch sorge ich, ich werde heute ein schlechter Gesellschafter für Euch seyn.

Thut nichts, hochwürdiger Herr, vielleicht bin ich ein desto besserer für Euch.

Ein tiefer Seufzer von Seiten des Abts.

Der Abend ist schön, begann der Müller von neuem.

Schön für den, der ihn mit heiterer Seele geniessen kann.

Ich fand die Seele des redlichen Helfo noch nie anders als so heiter wie die Sommerluft, die uns jetzt umweht; ist sie das heute nicht?

O ja. Aber ich habe zu meditiren!

Vermuthlich auf die Valetrede an den Kaiser? — Ich bedaure Euch, daß Ihr den Umgang mit dem Beherrscher des deutschen Reichs so bald aufgeben müßt.

O hätte ich Heinrichen nie gesehen!

Und Euch wieder in Stunden der Muse zu Gesprächen mit dem Nachbar aus der Mühle herablassen müßt.

O hätt' ich sie nie aussetzen dürfen!

Verzeihet, hochwürdiger Herr, begann hier der Müller mit geänderter Stimme, ich bin vielleicht zudringlich, aber ich liebe Euch; was

Euer

Euer Herz beengt, ängstigt auch das meinige, und so mag ich Euch nicht bergen, daß ich Eure Laune heut ausserordentlich finde, und von Euch nicht lassen werde, bis Ihr mir gestanden habt, was Euch gebricht.

Wozu das, mein Sohn? Ein Wort ist über meine Lippen gegangen, das ich nicht zurückrufen kann, soll ich noch eines sprechen, um meine Thorheit kund zu thun, damit ich doppelte Reue nöthig habe?

Der Worte, die ihr zu mir spracht, mögen Euch wohl schon viel gereut haben! — Wenn man mit grossen Herrn zu Tische sitzt, mag man wohl sorgen, seiner Zunge Zaum und Zügel anzulegen, aber bey dem Geringen — —

O, daß ich diese Regel nie aus den Augen gesetzt hätte!

Der Müller sahe den Ordensherrn mit verwundernden Blicken an, Herr Abt, sprach er nach einer Weile; Ihr wollt einem Layen nicht beichten, und habt mir doch schon so viel gesagt, daß ich schlechterdings nun alles wissen muß. Eure Seele ist nicht heiter; ich habt zu meditiren, Gott weiß über was; Ein Wort ist Euren Lippen entwischt, das Ihr zurück wünscht; Ihr werft Euch Uebertretung einer der gemein-

sten Klugheitsregeln vor; was will das sagen? Heraus mit der Sprache! vergeßt auf eine Weile wer Ihr seyd, und wer ich bin, und wenn Ihr überzeugt seyd, daß ich es gut mit Euch meyne, so glaubt doch nur, daß vielleicht ein so geringer Mann als ich, Rath in einer Sache wissen könnte, wo ein hochstudirter Herr keinen Ausweg sieht.

Das herzliche, das in den Zureden des Tonhäusers lag, fand endlich Eingang, und nach noch einigen Fragen und Antworten, begann der Abt endlich folgender Maaßen.

Du sollt wissen, guter Müller, daß du lang genug mein Dienstmann gewesen bist, und morgen wahrscheinlich einen Herrn bekommen wirst, der dir wohl härter fallen möchte als Abt Helko. Im Trunk, als ich mit kaiserlicher Majestät saß, und mich des guten Weins freute, gab es die Rede von allerley nachdenklichen Fragen, davon mir das kaiserliche Hofgesind eine gute Anzahl vorlegte, wovon keine mir so schwer war; ich beantwortete sie alle. — Da begannen die Hofschranzen groß Rühmens von meiner Weisheit, nannten mich einen zweyten Salomon, und behaupteten, unter allen Weisen Deutschlands sey keiner, der mir etwas aufgeben könne zu errathen, des ich nicht Antwort wissen sollte. — Als ich nun so saß, und mich des

Lobes blähete, das ich für mich für gar recht und wohl verdient hielt, da lächelte Kaiser Heinrich, und sprach: Mein Abt, ich wüßte schier der Fragen eine oder drey, die ihr mir wohl unbeantwortet lassen solltet! — Mir war der Wein ein wenig zu Haupte gestiegen, ich schlug auf den Tisch und schrie: Herr Kaiser, was gilt die Wette! — Eure Hand! Herr Abt! sagte der heimtückische Heinrich. Meine Stadt Erfurt, so weit ich landsherrliche Hoheit über sie vergeben mag, gegen Euer Kloster!

Unvorsichtiger Weise schlug ich ein. Eine solche Wette zu gewinnen, behagte meinen Stolz. Meines Klosters war ich sicher, wie ich meynte; ich trotzte auf meine Weisheit, und forderte die Fragen:

Mein Abt, sagte der Kaiser, einem Manne wie Euch aus dem Stegreife drey unauflösliche Aufgaben vorzulegen, möchte wohl kaum die Königin von Saba klug genug gewesen seyn, indessen, daß Ihr sehet, daß ich es mit Euch nicht zum genausten nehme, will ich keine Bedenkzeit fordern, sondern der Fragen drey nennen, wie sie mir eben in den Sinn kommen, Euch aber sey die Bedenkzeit zweyer Tage und Nächte vergönnt, woran Ihr merken werdet, daß ich Euer gnädiger Kaiser bin. Doch alle

Ausflucht sey Euch untersagt, und das Kloster ist mein, so ich übermorgen wieder komme, und Ihr mir die Antwort schuldig bleibt.

Weil bey diesen Worten das kaiserliche Angesicht einen ungewöhnlichen Ernst annahm, so begunnte mir zu mißdünken, und die Benebelung des Weins verflog mehr als zur Hälfte. Ich wollte zurückziehen, wollte einige Nebenbedingungen machen, aber alle Anwesenden schrien: der Handel sey geschlossen, ich könne ihn nicht aufheben, ohne mich schon für den gegenwärtigen Augenblick meines Klosters verlustig zu machen.

Und das von Rechtswegen! fiel hier der Müller ein: Was ein deutscher Mann geredet hat, das muß er halten; zieht er zurück, so zahlt er sogleich den Preis, um den er sich verlobte. Aber weiter, Herr Abt! Die Fragen! sie können unmöglich so hoch seyn, daß weder Euer noch mein Verstand sie erreichen sollte.

Ach, erwiederte Helfo, dies ist eben die Ursach meines Kummers. Leicht dem Anschein nach, und klein an Zahl der Worte sind des Kaisers Räthsel, aber hohe Weisheit oder tiefe Arglist steckt dahinter, eine Nacht und ein Tag ist dahin, und ich stehe noch am Eingang meines Forschens. Tausend Antworten sind mir

auf die beyden ersten Fragen eingefallen, aber keine, die der Wahrheit und nöthiger Behutsamkeit gleich treu bliebe; die dritte dünkt mich schier gar unauflöslich: Hört selbst; der Kaiser fragte mich, um die Zahl der Sterne, den Werth des kaiserlichen Haupts, und den Inhalt seiner Gedanken. Kein anderer kann besonders das letzte beantworten als ein überirdisches Wesen; mein Wissen erstreckt sich nicht so weit, und ich bin verloren!

Morgen um diese Zeit ist der Kaiser an meiner Pforte, und bin ich denn nicht klüger als in diesem Augenblicke, so zieht er als Eigner zu den heiligen Mauern ein, und meine Mönche und ich gehen aus, das Elend zu bauen. Diese Unglücklichen, die mich immer als einen Vater liebten, fluchen mir jetzt als ihrem Verderber. Den ganzen Tag haben sie mit Fasten und Weinen zugebracht, noch jetzt liegen sie vor den heiligen Altären, Erleuchtung für mich von oben zu erringen; ich kann weder Weinen noch Beten; mich im Freyen ein wenig zu erholen, oder einen guten Gedanken zu erjagen, ging ich aus, und siehe da, ich habe nichts gethan, als eine halbe Stunde der kostbaren Zeit im Gespräch mit einem Manne vergeudet, der gern helfen wollte aber es nicht kann!

Herr Abt, sagte der Müller, der eine lange Weile nachdenkend gestanden hatte. Dieses sind seltsame Dinge. Glaubt mir, ich durchschaue den ganzen Anschlag besser als ihr. Nicht hohe Weisheit, sondern tiefe Arglist liegt unter des Kaisers Fragen verborgen; er hat sie nicht aus der Luft gegriffen, das versichere ich Euch, sondern sie mühsam mit seiner Schwester, der Aebtißin, die etwa nach Eurem Kloster lüstern ist, ausgeheckt. Ihr mögt schier antworten wie ihr wollt, so seyd ihr gefangen; doch fällt mir ein Ausweg ein, laßt mich ihn ein wenig überlegen, und folgt dann dem, was ich Euch sagen will, so werdet ihr nicht übel fahren. Der Müller von Eisenbüttel wird in diesem Handel vielleicht mehr vermögen als irgend einer.

Der Mönch ging nachdenkend tausend Schritte den Hügel hinab, der Müller eben so weit den Hügel hinauf. Als sie umlenkten, und einander wieder begegneten, sprachen sie noch eine halbe Stunde, stritten ein wenig, wurden endlich des Handels einig, und schieden mit traulichem Handschütteln, der Müller nach seiner Mühle, der Abt nach dem Kloster.

Die Nacht verging, der Müller schlief so ruhig, als er vor anderweitigen Kümmernissen, die ihm immer in der Einsamkeit zur Folter dienten, thun konnte. Auch der Abt genoß ei-

niger Ruhe, und sahe dem Ende des folgenden Tages gelaßner entgegen, als man nach der bedenklichen Lage der Sachen hätte glauben sollen, doch fing ihm an das Herz ein wenig heftiger zu pochen, als der Müller aus dem Thale zur Zeit der Abenddämmerung athemlos herauf kam, und ihm, der auf dem Stein an der Pforte saß, entgegen rief. Geschwind, Herr Abt! Nach unserer Verabredung! der Kaiser ist im Anzug, und mit ihm die Aebtißin von Quedlinburg; keine halbe Stunde, so sind sie hier, kaum werden wir Zeit haben zu thun wie beschlossen ist.

Der Müller folgte dem Abt ins Kloster, die halbe Stunde verging, und der Kaiser stieg mit Zurücklassung seines Gefolgs, nebst seiner Schwester, der Aebtißin, den Hügel herauf. Die Abenddämmerung war dichter geworden, und die Linden vor der heiligen Pforte streuten, nebst dem Wohlgeruch, auch einen Schatten umher, der den Ankommenden nur eben den Umriß der Gruppe kenntlich machte, welche sie hier versammelt fanden. Es waren die sämtlichen Klosterherrn mit ihrem Vorgesetzten an der Spitze, die Prälatenkleidung und das goldne Kreuz auf der Brust, machte ihn dem Kaiser auch in Zweylichten kenntlich. — Ha! schrie der spottende Heinrich, schon bereit zum Auszug? So wahr ich Kaiser bin, meine Schwe-

ster, das lebendige Bild der wandernden Israeliten, als sie der König von Egypten aus dem Lande trieb! nichts fehlt als die Stäbe in der Hand, und das Reisebündel auf dem Rücken!

In Wahrheit, antwortete der ernste Abt; der Kaiser hat sich an dem Monarchen, der die Kinder Gottes verfolgte, ein schönes Ebenbild gewählt; laßt uns die Vergleichung weiter fortsetzen.

Nein, Herr Abt, laßt uns lieber die Fragen auflösen, die hier alles entscheiden müssen. Bin ich ein Pharao, der wider die Kinder Gottes wütet, so kann ich die Sünde auf einmal büssen, indem ich das der Kirche geraubte Gut, der Kirche wieder schenke. Was der Abt von Hülfenstein besaß, soll das Eigenthum der Aebtißin von Quedlinburg werden. Tretet näher, meine Schwester; von diesem Augenblick an, betrifft Euch die Sache näher als mich, haltet Euch einmal einige Minuten lang für die Königin aus Reich Arabia, und legt diesem Salomo die Räthsel vor, die Euch samt der Auslegung bekannt sind, und die ihn heben oder stürzen müssen.

Gefiel es Euch, Herr Kaiser, sagte der Mann im Prälatenrock mit etwas leiser Stimme, so könnten wir drey, die allein mit diesen Dingen zu thun haben, uns wohl ein wenig absondern; es möchte in meinen Antworten unterschiedliches

vorkommen, das kein profanes Ohr vernehmen darf. Darauf faßte er den Kaiser und die Aebtißin bey der Hand, und führte sie etwas weiter den Lindengang hinauf, näher zum Tage, und ferner von den Hörern.

Die Fragen, begann er, indem er auf einmahl stillstand, sind mir alle noch wohl erinnerlich, es bedarf keiner Wiederholung. Was die Anzahl der Sterne anbelangt, so habe ich der Sache reiflich nachgedacht und gefunden, daß sie sich gar wohl mit den heimlich vergossenen Blutstropfen vergleichen läßt, die an mancher Krone, an manchen Nonnenschleyer haften. Siehe, um Mitternacht geschah manche schwarze That, der Himmel mit seinen tausend Augen schaute herab! unter die Sterne ward geschrieben, was der grosse Gerichtstag kund machen wird!

Der Redner sagte diese Worte mit so schauervollen Ton, daß seine Zuhörer, denen, ich weiß nicht was, in den Sinn kommen mochte, ein Zittern überfiel, das ihnen die Antwort auf diese kühne Rede unmöglich machte.

Was den Werth des kaiserlichen Hauptes anbelangt, fuhr der thüringische Salomon fort; so schätze ich ihn um die Hälfte mehr oder minder, als man für die meuchelmörderische Ermordung Markgraf Egberts zahlte. Der Richter dort oben hat noch nicht kund gemacht, was seine Wa-

ge entschied; ob der Mörder oder der Ermordete leichter befunden ward, wird man dort erfahren.

Die letzte Frage, von des Kaisers Gedanken ist die leichteste von allen, ich nehme die Gedanken der Aebtißin von Quedlinburg noch mit in den Kauf. Beyde erlauchte Geschwister denken, ich bin Abt Helfo, aber sie irren, ich bin der Müller von Eisenbüttel, der um alle vorerwehnte Dinge guten Bescheid weiß, und jetzt diesen Augenblick den Anfang machen wird, sie laut auszurufen, wenn ich nicht auf der Stelle das kaiserliche Wort erhalte, daß von Verschenkung und Aufhebung dieses Klosters nicht mehr die Rede seyn, und der ganze Handel als ein Kinderspiel vergessen werden soll.

Der kluge Müller hatte bey diesen Worten die Kapuze von sich geworfen, und stand im Glanz des aufgehenden Mondes vor seinen Zuhörern, schrecklich wie ein Engel der Rache. Es ist das Schicksal des gekrönten Verbrechens, vor dem geringsten im Volke zu zittern, der um seine heimliche Gänge weiß. Heinrich und Adelheit kannten diesen Mann als einen muthigen und entschlossenen Diener Markgraf Egberts, als einen Menschen, der im Stande war, alles zu wagen, und das was er sich vornahm, auf Kosten seines Lebens durchzusetzen. Man wechselte noch einige

Worte, und durch Versprechen und Gegenversprechen ward alles erhalten, was man an beyden Theilen gut und nöthig fand.

Der wahre Abt wartete nebst seinen Conventualen mit Zittern auf den Ausgang der Sache. Der Müller, als er ihn zu Verwechselung der Kleider und gänzliche Ueberlassung des bedenklichen Handels bewog, hatte ihm, wie zu glauben, nichts von den Antworten gesagt, mit denen er ihn zu retten dachte. Wie wußte man, ob sie den Kaiser befriedigen würden? wie wußte man, ob er, wenn er sie auch gelten ließ, so lang der Betrug dauerte, nicht bey Entdeckung desselben alles durch die unbeantwortliche Ausflucht umstossen möchte, daß hier der Müller und nicht der Abt geredet habe, und daß man von dem letzten, nicht von dem ersten der Antwort gewärtig gewesen sey?

Die Besorgnisse, welche sich die guten Mönche machten, waren sehr vernünftig, sie konnten wenig gutes erwarten; um so viel grösser war die freudige Bestürzung, als alles die glücklichste Wendung nahm. Die Frager und der Befragte kehrten jetzt zu den beängstigten Klosterherrn zurück. Getrost, ehrwürdige Väter, rief der letzte, der einige Schritte vor den ersten vorausging. Getrost! Kaiserliche Majestät ist mit den Antworten eines gemeinen einfältigen

Mannes zufrieden! Hier, Herr Abt, nehmt eure Kleider zurück, und setzt euch flugs, eine Schrift zu verfassen, die unser gnädigster Herr, zu Bestättigung der Gerechtsamen eures Klosters, so gleich unterzeichnen wird.

Der Abt voll frohes Erstaunens that was ihm gesagt war, die Aebtißin, die den Auftritt unter den Linden so leicht nicht verschmerzen konnte, kühlte sich die glühenden Wangen mit dem Schleyer, und Kaiser Heinrich sagte, indem er unterschrieb, er könne nicht begreifen, wie der Abt und die ehrwürdigen Väter einen höflichen Scherz so ernstlich aufnehmen, und sich darüber Sorge härten machen können.

Einige der Mönche, durch den glücklichen Ausgang der Sache kühn gemacht, gedachten der in der Wette erwehnten Stadt Erfurt, aber der Müller, als allerseitiger Moderator, nannte es unbillig, irgend eines Theils einer Sache, die nun für Scherz bekannt wär, noch im Ernst zu gedenken.

Es war viel Klugheit in dem Verfahren des Müllers; er hätte den Kaiser, der den päbstlichen Bann schon fleißig erfahren hatte, und die Erneuerung desselben wie die Hölle scheute, in gewissen Augenblicken vielleicht so weit treiben können, als er zum Vortheil des Klosters, das er in Schutz nahm, gewollt hätte, aber er hielt die

Mittelstrasse auch hier für die sicherste, und dachte durch Bescheidenheit, für sich und seine Freunde mehr zu gewinnen, als durch die kühnsten Forderungen.

Der Kaiser und seine Schwester schieden dem Anschein nach wohl zufrieden von den Klosterherrn, die es ihrer Seits noch viel mehr waren, und den klugen Müller, den Retter ihrer Gerechtsamen, mit Liebkosungen überhäuften.

Auch mit neugierigen Fragen überhäuften sie ihn. Keiner war, der nicht die Auflösung der kaiserlichen Räthsel, die so gute Würkung gehabt hatte, gern gewußt hätte; aber des Tonhäusers Lippen blieben versiegelt. Als der Kaiser meine Antwort hörte, so sprach der Müller zu den Neugierigen, da gebot er mir ernstlich, sie nicht wieder über meine Lippen kommen zu lassen, damit das Körnlein Weisheit, das drinn liegt, nicht zu gemein werde. Dem Abt aber gestand er insgemein, er habe dem Kaiser die Zahl der Sterne auf dreyßig Millionen angegeben, und ihm gerathen, sie nachzuzählen wenn er zweifle. Den Werth des kaiserlichen Haupts, fuhr er fort, setzte ich an auf neun und zwanzig Silberlinge; mit dreyßigen ward der größte unter allen Menschensöhnen bezahlt. — Die letzte Frage lößte ich durch Entdeckung meiner

Person; freylich dachte der Kaiser, ich sey der Abt; und ich war nur der Müller.

Der kluge Abt glaubte hievon was er wollte, und der Tonhäuser stieg ins Thal zu seiner Mühle herab, wohl zufrieden, eine schwere Unthat, die auf seinem Gewissen haftete, durch Rettung eines ganzen Klosters vergütet zu haben, und voll innigen Beyfalls gegen sich selbst, daß er die Sache so klüglich verhandelt habe, daß sie, so kützlich sie war, ihm, wie er meynte, weder kaiserliche Ungnade, noch Gefahr bringen konnte.

Wie sehr irrte sich der Mann, der ausserdem so viel Verstand und Nachsinnen hatte! Der Verbrecher haßt den, der weiß, was hinter seiner Larve verborgen ist, allemahl, und kann er ihn stürzen, so stürzt er ihn gewiß.

Die kaiserliche Schwester konnte die schlau beantworteten Fragen gar nicht vergessen; sie ward neugierig zu wissen, ob der Müller in allem was man ihm vorlegte, so gute Auskunft geben könnte, und sann ernstlich auf ein Räthsel, das er nicht beantworten könnte. Gar bald fand sie eins! es betraf eine Frau, welche der Müller von Eisenbüttel ehemahls hatte, und die sich seit einiger Zeit aus der Zahl der Lebendigen verloren hatte, man wußte nicht wie. Auf Befragen hörte man, sie sey tod, aber wie sie gestorben sey, davon konnte niemand Nachricht ge-

ben. Ihr Ehemann mußte hievon wohl gute Wissenschaft haben, und die Wahrheit, die man ihm abnöthigen wollte, sollte über sein Leben entscheiden; eine feine Art für ihn, die Wahrheiten zu büssen, die er der Aebtißin unter den Klosterlinden so kühnlich ins Angesicht gesagt hatte!

Untersuchungen in dieser Sache anzustellen, und zur vollkommenen Gewißheit zu gelangen, war indessen nicht so gar leicht. Adelheit besorgte, wenn man nicht mit äusserster Behutsamkeit zu Werke ging, so möchte etwa der Müller den Namen Egbert noch einmal nennen, den ihr Gewissen wie Tod und Teufel scheute.

Adelheit hatte eine gute Freundin an der Aebtißin des Cisterzienserklosters zu Beuern, einer Person, die in einem langen schicksalvollen Leben gelernt hatte, alle Furcht zu verbannen, die sonst ihrem Geschlecht eigen ist. Die beyden Damen gingen über die Mittel zu rath hinter die Wahrheit zu kommen, welche sie muthmaßten, und zum Untergang des gehaßten Müllers brauchen wollten. Die Cisterziensernonne wußte einen Anschlag, vor welchen Adelheit zitterte, dessen Ausführung jene aber ohne Bedenken über sich nahm.

Wandernde Nonnen waren in den damahligen Zeiten schon nicht mehr so gewöhnlich, als unter der Regierung Karls des Grossen. Daß die heilige Mutter St. Klara fleißig zu der hoch-

würdigen Aebtißin nach Quedlinburg wallfarthete, ließ man hingehen; Ordensgeschäfte konnten hier zum Vorwand dienen; aber sich anderweitige Abschweifungen zu erlauben, dazu bedurfte es einer Dispensation, die man nicht suchen mochte, oder der List, welche hier zu gebrauchen leichter war.

In weltlicher Kleidung, ohne einen Begleiter als einen Diener der sie nicht kannte, unternahm St. Klara eine Pilgerfarth, deren Ziel niemand wußte als sie. Die Nacht überfiel die irrende Nonne und ihren Stallmeister einesmahls in der Nähe der Mühle zu Eisenbüttel; kein andres Gebäude war in der Nachbarschaft, man mußte sich entschliessen hier zu übernachten, oder die grüne Erde zum Hauptküssen, den Himmel zur Decke zu wählen. Der Knecht war für das letzte, seine Gebieterin für das erste. —

Und was ist die Ursach, lächelte St. Klara, als es hierüber zwischen beyden zum Wortwechsel kam, was ist die Ursach deines Abscheus vor diesen friedlichen Mauern? — Gott bewahre uns, Frau, war die Antwort des Bauern, ist das nicht die Mühle, wo Markgraf Egbert erschlagen wurde, und wo er noch bis diese Stunde zur Nachtzeit sein Wesen hat?

Und wer erschlug ihn?

Das

Das weiß Gott! sie sagen, die Frau des Müllers, welche bald darauf von dem Gespenst wieder erwürgt ward. Der Eigner der Mühle hat das Haus verschlossen, und sich, vermuthlich, weil er hier neben dem Geiste nicht hausen mochte, in andre Gegenden gewandt. Von der Zeit an hat sich niemand wieder in die vier Pfäle gewagt, und keine Mahlgäste klopfen mehr an die Thür. Wohl rauschen die Räder zur Nachtzeit, wohl tobt die Mühle mit allen ihren Gängen, aber nichts ist dahinter als Gespenstwerk. Der Wandersmann, der von weitem das Geräusch vernimmt, macht einen noch weitern Umschweif, kreuzt sich und betet ein Ave für die Seelen derer, die Gott ohne Buße und Beichte von der Welt raffte, und die darum keine Ruhe haben bis an den jüngsten Tag.

Deine Erzählung lautet fürchterlich, erwiederte St. Klara, aber mich kann sie nicht schrecken. Entferne dich so weit du willst, nimm deinen Umschweif und bete dein Ave; ich werde hier übernachten, denn ich weiß einen Seegen, daß kein Geist der Finsterniß einen Theil an mir haben kann, auch fehlt es mir nicht an Muth, den irrenden Schatten zu fragen, womit er zur Ruhe zu bringen ist.

Ach Frau, versetzte der Diener, in was für Unheil habt ihr Euch gestürzt! Ich sagte es voraus, als wir ausreisten, daß wir vor Nacht keine Herberge erreichen würden! Ists doch nicht anders, als hättet ihr es recht ausgerechnet, hier Euer Ablager zu nehmen! — Nun wohlan, mich jammert Eurer; aber bey Euch bleiben kann ich nicht. Wißt ihr den irrenden Poltergeist zu bannen, so thut ihr ein gutes Werk, das Euch der Himmel verlohne; ich verstehe mich auf solche Dinge nicht, und so lebt wohl, ich scheide.

Die beherzte Dame konnte kaum noch so viel über ihren Begleiter erhalten, daß er ihr half, das Schloß an der Mühlenthür mit einem Stein aufzuschlagen. Als er ihr mit Zittern hiebey hülfliche Hand geleistet hatte, eilte er davon über Thal und Wiese nach der nächsten Stadt, um dort anzusagen, daß man des andern Morgens gute Nachricht von der Mühle zu Eisenbüttel und ihren fürchterlichen Geheimnissen erhalten würde, weil eine Frau es über sich genommen habe, sie an den Tag zu bringen.

Dies wars eben, was die abentheuerliche Nonne gern sah, und was zu Ausführung des mit der Dame Adelheit verabredeten Plans höchst nöthig war.

Als St. Klara in die Mühle trat, so wars als ob die düstere schweigende Einsamkeit, die hier herrschte, selbst **ihr** einen Schauer einhauchte; doch er war nur vorübergehend, und ihn noch besser zu zerstreuen, suchte sie Stahl, Feuerzeug und geweihte Kerzen hervor, mit welchen sie sich gnüglich versehen hatte, wohl wissend, daß die alles belebende Flamme des Lichts, die Erdbewohner muthig, die Bürger der Unterwelt zittern macht.

Die Aebtißin des Cisterzienserklosters wußte guten Bescheid in der Mühle; die hochwürdige Frau zu Quedlinburg kannte dieses Haus aus ehemahligen Besuchen bey der Müllerin von aussen und innen, und hatte ihre Freundin so vollkommen unterrichtet als sie es selbst war. St. Klara wußte aus ihrem Bericht, daß es hier Fallthüren und gefährliche Schlupfwinkel gab, die man vermeiden mußte; sie wagte sich daher nicht in das eigentliche Mühlwerk, sondern begab sich in die Wohnung des Müllers, daselbst das Abentheuer abzuwarten, dem sie auf die Nacht entgegen sah. Sie machte Feuer auf dem Heerde an, und vermehrte die Zahl der leuchtenden Kerzen, um durch vermehrtes Licht jeden Schatten von Furcht zu zerstreuen, den die Mitternacht hätte herbeybringen können.

Die Klarheit, welche sie umleuchtete, diente in einer Wohnung, wie diese, nicht zu Erreichung des gesuchten Endzwecks, sie machte das Schrecken, das hier wohnte, nur sichtbar. Alles in dem engen beräucherten Zimmer trug die Spuren der äussersten Unordnung. Auf den Boden ausgestreute Kleider und Handwerkszeug, ausgezogne und geleerte Schiebladen, zeigten von der Eil, mit welcher der, welcher zuletzt hier war, die Flucht ergriffen haben mochte, um irgend einem Feind zu entgehen, den die eingedrungene Gastfreundin nur muthmassen konnte. Mehrjähriger Staub, der auf Tischen und Geräthen lag, gesellte zu der Furcht auch den Eckel, und auf dem einigen Stuhle, der brauchbar war, lag eine Mühlaxt und ein blutiger Frauenschleyer; zwey seltsam gepaarte Dinge, die gewissen Muthmassungen, zu deren Aufklärung St. Klara hieher gekommen war, schon viel Wahrscheinlichkeit gaben. Doch Wahrscheinlichkeit brauchte man nicht, sondern Gewißheit, um das Erkundete nothfalls eidlich vor Gericht betheuern zu können; diese zu erlangen mußte man freylich warten, bis die Mitternacht ihren stummen Mund aufthat, die Geheimnisse des Grabes auszusagen.

St. Klarens Herz klopfte nur um zwey Drittel minder, als das Herz jedes andern Wei-

bes, wenn sie an diese Stunde dachte, die immer näher herbey kam. Vielleicht reute sie das Wagstück, dem sie sich unterzogen hatte, doch sie entschlug sich aller Gedanken, räumte die Gegenstände des Abscheues so gut auf die Seite als sie konnte, und nahm einstweilen ihr Breviar hervor, um nicht müßig zu seyn.

Das Breviar ist für eine fleißige Nonne ein mißlicher Zeitvertreib, sie kennt es so gut, daß sie es auswendig weiß, und sich unmöglich damit überlästiger Gedanken entschlagen kann. St. Klara ward durch ihr Gebet nicht so sehr von der Erde entzückt, daß sie nicht alles, was um sie her vorging, ganz genau hätte bemerken sollen. Bis zur zwölften Stunde herrschte in dem öden Gebäude, die nehmliche grauenvolle Stille wie beym ersten Eintritt; aber der Mond am hohen Himmel verkündigte nicht so bald die Mitternacht, da begannen die Balken zu knacken, da kamen die Getriebe in Schwung, bis auf die letzt die Mühle mit allen Rädern rauschte, mit allen ihren Gängen tobte, so daß die Bretter des Fußbodens zitterten, und der Nonne ob dem gräßlichen Getös fast der kühne Männermuth entsank. Nach einigen Minuten pfiff ein Windstoß durch das Gemach, die Lichter verlöschten bis auf das Feuer auf dem Heerde, von welchem das Zimmer hinlänglich erleuchtet ward,

das Mühlwerk stand, und durch das allmählige Schweigen der ablaufenden Räder, tönte fernes Gewimmer wie das letzte Röcheln von Sterbenden. St. Klara glaubte zwey verschiedene Stimmen zu vernehmen, zu welchen sich am Ende noch eine dritte gesellte, die mit kläglichem Wehegeschrey, die andern übertäubte. Der grauenvolle Laut kam näher, die Thür flog auf, ein Weib mit fliegendem blutigen Haar trat herein, und suchte mit holen Augen einen Gegenstand, den die in solchen Sachen höchstverständige Nonne wohl kannte, und dessen sie sich zu Erreichung ihres Endzwecks vorläufig bemächtigt hatte.

Bey diesem Schleyer, rief sie, indem sie das gebundne Tuch empor hielt, bey dem Blute, das ihn netzte, beschwöre ich dich, sage, wer bist du? und was ist dein Begehr?

Ich bin das Weib des Müllers, antwortete eine hole unartikulirte Stimme, deren Deutung man mehr errathen als verstehen konnte, ich ward ermordet, und suche Ruhe!

Was thatst du, das dich der Ruhe verlustig machte, und wer war dein Mörder?

Ich führte Markgraf Egberten und seinen Diener hinab, den heimlichen Gang unter die schneidenden Räder, dafür mordete mich mein Mann! Lege das goldne Kreuz auf deiner

Brust in die Oefnung meines gespaltenen Schädels, und verhülle ihn mit dem Tuche in deiner Hand, so werde ich Ruhe finden, bis heilige Erde mich deckt. Meine Gebeine liegen im alten Brunnen an der nördlichen Seite des Grieswerks, meinem Schatten winkt aus tiefer Ferne die Ruhe, aber Wehe, Wehe, über meine Verführer!

St. Klara wünschte nichts mehr zu hören, auch schwieg das Gespenst, aber es entfernte sich nicht; es trat näher und näher, und enthüllte die fürchterliche Wunde, welche die Mühlaxt schlug, und ruhte nicht ehr, bis die zitternde Nonne ein Herz faßte, nach seinem Begehren zu thun, und Kreuz und Schleyer an die bestimmte Stelle zu bringen; eine Beschäftigung, bey welcher es wohl nicht zu verwundern ist, daß sie sich mit einer Ohnmacht endigte, während welcher das Gespenst gute Muse hatte, zu verschwinden, das Feuer auf dem Heerde zu verlöschen, und der Morgen heranzukommen, denn sie dauerte mehrere Stunden, und würde sich vielleicht mit dem Tode geendigt haben, wenn nicht endlich Hülfe gekommen wär.

Der Besuch eines Weibes in der berüchtigten Unglücksmühle, hatte durch den Mund des Dieners, der ihn ausrief, im Städtgen so viel Aufsehen gemacht, daß die neugierige Ge-

rechtigkeit die Binde verschob und die Augen weit aufthat, sich zu unterrichten. Mit der frühen Dämmerung waren ihre Diener zu Eisenbüttel, und St. Klarens furchtsamer Begleiter an ihrer Spitze. Die Ohnmächtige ward gefunden und erweckt, sie verlangte der heiligen Justiz ihre Beichte abzulegen, man brachte sie dahin, wohin sie verlangte, ihre Aussage ward ihr abgenommen, die Sache in der Mühle, derselben gemäß befunden, der Körper aus dem Brunnen gezogen, von welchem nur noch der gespaltene Schädel kenntlich war; man beerdigte ihn, nachdem man St. Klaren ihr goldnes Kreuz wieder gegeben hatte, und nun begann ein Prozeß wider den Müller von Eisenbüttel, der ihm den Tod bringen mußte. St. Klara wußte nach einmal gethaner Aussage den Kopf klüglich aus der Schlinge zu ziehen; die Aebtißin von Quedlinburg blieb bey dem ganzen Handel ungenannt, und dem unglücklichen Verbrecher rückte die schwere Frage immer näher, auf welche er unmöglich eine gute Antwort finden konnte, als auf jene drey, die er den Klosterherrn des Hülfensteins zu Liebe Salomonisch lößte.

Verbrechen macht zaghaft; so lange von Markgraf Egberts Ermordung die Rede war, da hatte der Tonhäuser Muth, Königen und

Fürsten kühnlich unter die Augen zu treten, aber jetzt, da die Wahrheit seine eigene Unthat, aus der Tiefe der Vergangenheit hervorzog, da ward sein Herz feig, und er fühlte, daß er dem geringsten Diener der Gerechtigkeit, bey der ersten Rüge zitternd zu Füssen fallen, und mit schnellem Geständniß sich schnelles Urtheil zu Wege bringen würde.

Zu sterben hatte er gleichwohl noch keine Lust, die klagende Stimme seines Gewissens, seines Weibes blutiger Schatten, der oft genug an seinem nächtlichen Lager stand, und ihm den gespaltenen Schädel zeigte, hatte ihn noch nicht so lebensmüde gemacht, daß er Lust gehabt hätte, der Gerechtigkeit zum öffentlichen Rachopfer zu fallen. Er hatte einen starken Glauben an Büssung wohlbereuter und unwiderruflicher Verbrechen; er hofte durch unabläßige Tugendübung noch endlich zu einiger Ruhe zu kommen, und hatte hievon, das fühlte er, noch so wenig geleistet, daß er unmöglich schon seinen Plan aufgeben konnte. Als er erfuhr, daß die Justiz ihre Arme nach ihm ausstreckte, eine Sache, die ihm durch Hülfe des seinetwegen tief bekümmerten Abts bald kund ward, da sann er auf behutsame Flucht, und da diese wegen den überall besetzten Wegen unmöglich war, so ließ er sichs gefallen, daß ihn eine

Höhle des Hülfsberg aufnahm, bis das Ungewitter vorüber sey, und er wieder hervorgehen könnte, seine Büssungen von neuem zu beginnen.

Als das Gerücht erscholl, daß der Tonhäuser verschwunden sey, da erschwerten sich die Anklagen wider ihn; und nicht allein der Mord seines Weibes, sondern auch mehrere Verbrechen wurden aus andern Schuldbüchern auf seine Sündenrechnung herüber geschrieben. Sogar der Tod Markgraf Egberts mußte nun sein Werk gewesen seyn, und die Gerechtigkeit, die über diese Greuelthat so lang geschwiegen hatte, that nun auf einmahl Mund und Augen auf, denn das Opfer war nahmhaft gemacht, das für alles bluten sollte; war es gleich nicht zur Stelle, die Strafe zu leiden, so hatte man doch schon durch seinen Namen viel gewonnen, indem sich nun der Verdacht von manchen, den man ungern nannte, allein auf einen Unglücklichen wälzte, den man nicht zu schonen brauchte. —

Ein anderer Artikel der schrecklichen Beschuldigungen gegen den Tonhäuser, war die Schwerdmühle, seine Erfindung, von welcher man zwar nur noch schwache Spuren in dem zerstörten Grieswerk entdeckt hatte, denn an dem Tage, da dieser Elende sein Weib, Mark-

graf Egberten zum Nachopfer, schlachtete, da verließ er die Mühle nicht eher, bis er alles vernichtet hatte, was er in einer unseeligen Stunde gleichsam zum Untergang dessen erfand, den er in einer gefahrvollen Verlegenheit dadurch zu retten gewünscht hätte. Der unglückliche Egbert nebst seinem Diener war der einige, der das Opfer der höllischen Maschiene geworden war, aber, das Gerücht, um den durchächteten Müller vollends zum Teufel zu machen, fabelte von mehrern hier geschehenen Mordthaten, und seit zwanzig Jahren war kein Grosser und kein Kleiner, wie damahls oft geschahe, unvermerkt von der Welt gekommen, der nicht, laut der Sage, in der Unglücksmühle gefallen seyn mußte.

Die Gerechtigkeit, die öffentlich richtet, hielt bey solchen schrecklichen Anklagen ein zweyschneidiges Schwerd gewetzt, um, so bald sich der Verbrecher zeigte, ihn zu strafen; Pabst Urban schleuderte seine Bannstrahlen; der Kaiser, der doch selbst unter dem Bann lag, trat ihm diesesmahl mit der Acht freundschaftlich an die Seite, nur die heimlichen Richter, die schon damahls ihr Wesen im Verborgenen führten, schwiegen; vielleicht weil sie des Tonhäusers Mordthat an seinem Weibe, hätte er sie unter

ihrer Firma begangen, nach ihrer laxen Moral für recht und löblich erklärt haben würden.

So vergingen mehrere Jahre, das Kloster, das wahrscheinlich allein um den Zustand des Durchächteten wußte, starb aus. Der Tonhäuser, der nicht wieder zum Vorschein kam, ward zur Fabel in seinem Vaterlande, der Pabst hatte geschworen, daß ihm seine Verbrechen weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden sollten, ein vielsagender Ausspruch, der, als nun Jahre genug verlaufen waren um den durchächteten Müller pro mortuo erklären zu müssen, ihn gar zum wandernden Poltergeiste machte, und ihm verschiedene Gespenstrollen anwies, die damahls im deutschen Vaterlande mit Beyfall gespielt wurden.

Einst, nachdem manches Lustrum vergangen war, seit des Tonhäusers Name die Mährchenerzähler beschäftigte, nachdem der Frühling sich oft genug — (die Sage spricht hundert und zwanzigmahl) — über dem Hülfsberge erneuert hatte, und, dafern er des unglücklichen Verbrechers Grab gewesen war, kein Stäubgen mehr von seiner Asche hier vermuthen zu lassen, geschah es, daß ein paar reisende Kaufleute über das Eichsfeld gen Erfurt zum Jahrmarkt zogen; sie kamen auch vor dem Hülfsberge über; Ihr Gespräch handelte nach damahliger Weise von allerley Sagen, die sich unter dem Volke umtrieben, denn so wie

sich jetzt jedermann gern mit Urtheilen über die Welthändel befaßt, so schweiften damals gern die Phantasien des grössern Haufens in der Mährchenwelt umher, und die Urtheile über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit fielen oft nicht um ein Haar klüger aus, als die Unsrigen über Ursach und Ausgang.

Die beyden Wanderer, die in unserm Jahrhundert ohne Zweifel von Frankreichs Staatsumwälzung gesprochen haben würden, redeten in dem ihrigen vom wütenden Heer, das damahls in den dortigen Gegenden grosses Aufsehen machte.

Wir ziehen des Weges gerad nicht in der günstigsten Zeit, sagte Bertold von Aurich.

Ja, versetzte der Rustringer, denn übermorgen ist Fastnachten, da der Teufel hier seine Jagdlust beginnt; Gott gnade uns, daß wir nicht den Vorabend feyern helfen.

Es ist Gott und seinen Heiligen zu danken, begann Bertold von Aurich von neuem, daß er in solchem Trübsal den Seinen den treuen Eckard geordnet hat, der mit seinem weisen Stabe umhergeht, und warnet wer zu warnen ist.

Gott bewahre meine Augen vor dem Anblick jedes Gespensts, fuhr der Rustringer fort, doch dünkt mich, die Erscheinung dieses stillen friedsamen Geists, der keinem ein Leid thut, wollte ich am ersten ertragen.

Und wissen möcht ich, fiel Bertold ein, welcher Sage von ihm am meisten zu trauen wär.

Laß uns hier Platz nehmen, antwortete der Rustringer, der Mond ist noch nicht herauf, wir können unserer Karren hier erwarten, und sie denn in seinem Geleit vollends zur Stadt bringen; mir wirds schauerlich zu Sinne, da ich des wütenden Heers gedenke, den Weg vollends allein zu machen, aber vom getreuen Eckard will ich dir erzählen was ich weiß; bey guten Gesprächen kann uns der Arge nichts anhaben.

Vor Alters lebte in Elsaß ein edler Ritter, Herrmann von Breysach genannt. Das Elsaß und das ganze Breisgau war sein, und er war mächtiger als heut bey Tage mancher Fürst. Er hatte einen furchtbaren Feind an dem Herrn von Harling, der ihn befehdete sein Lebenlang, und ihm manchen Vortheil abgewann; er bemächtigte sich der Hauptstadt seines Landes, und Herrmann vermochte nicht, sie ihm wieder zu entreissen. Da trat der Tod ein, und ward Schiedsmann, der Herr von Harling starb, und hinterließ keine Erben als zwey unmündige Söhne; denen der tapfre Breysach, so meynte die Welt, sein Eigenthum leicht würde wieder entreissen können.

Was Breysach dachte, weiß ich nicht, aber sein Entschluß mochte gewesen seyn welches er woll-

te, so ereignete sich ein Umstand, der der Sache eine ganz andre Wendung gab. Zwey Tage nach Ritter Harlings Beerdigung, erschien sein Leibknappe mit zwey wunderschönen Knaben an der Hand, die jedermann für die jungen Unmündigen erkannte. Er forderte Audienz bey dem Herrn von Breysach, und ob nun gleich damals heimtückische Thaten, die in unserer Welt schier zur Gewohnheit werden, ein Wunder waren, so gab es doch Leute an Breysachs Hofe, welche Böses genug in ihrem Herzen fanden, um die Erscheinung des Leibknappen mit den jungen Herren von Harling übel auszulegen.

Ha, schrien sie, seht den alten Böswicht, kaum hat sein Herr die Augen geschlossen, so liefert er seine Nachgelassenen in die Hand seines Feindes! Gut, für unsern Herrn! schrien die andern, er wird seinen Vortheil aus dem Besitz der beyden Waisen zu ziehen wissen, und ob er schon zu edel ist, sie zu tödten, so wird er doch nicht ermangeln, sich für das Unrecht, das er von ihrem Vater erlitt, mit all ihrem Gut bezahlt zu machen.

Harlings alter Diener vernahm viel von dem, was man ihm nachzischelte, aber er beantwortete es nicht, sondern trat mit fester Geberde vor den Ritter von Breysach, und redete zu ihm folgendermassen:

Herr, sagte er, als mein verstorbener Gebieter die Augen schliessen wollte, rief er mich zu sich. Konrad, sprach er, ich überlasse dir meine unberathnen Söhne; aber du bist zu schwach sie zu schützen. Nimm sie, und bringe sie zum Herrn von Breysach; er war mein Feind so lang ich lebte, auch hab' ichs ihm leider darnach gemacht, daß ers seyn mußte, aber, Breysach ist ein redlicher Mann, ich sehe nicht, wessen Händen ich meine Kinder kühnlicher anvertrauen kann als den seinigen. Bringe sie zu ihm, wenn ich tod bin, und sage ihm, daß er sie erziehe, und für ihr Gut wache, bis sie erwachsen sind, und meine Fehden von neuen beginnen können.

Der Antrag war bedenklich genug, die Kinder seines Feindes zu Fortsetzung seiner Fehden zu erziehen. Was wird er thun? sagten Breysachs Hofleute. Wird er die jungen Löwen aufwachsen lassen, daß sie sich wenden und ihn zerreissen? Nein, ich halte, er wird, wenn er sie nicht tödet, sie der Zähne und Klauen berauben, daß sie ihm keinen Schaden zu thun vermögen.

Breysach machte es wie Knappe Konrad, er hörte was man sagte, und beantwortete es nicht. Die jungen Herrn von Harling nahm

er

er auf mit der Einfältigkeit des Herzens, mit welcher sie ihm anvertraut wurden. Er erzog sie wie seine Söhne, unterrichtete sie selbst im Gebrauch der Waffen, und machte sie wehrhaft, so bald sie das ritterliche Alter erreichten. Drauf sprach er zu ihnen, ziehet hin, und nehmet Besitz von Eures Vaters Gütern; sie haben sich unter meiner Hand nicht gemindert, sondern gemehrt, selbst diejenigen erhielt ich Euch, die er mir entriß. Er nahm sie mir mit dem Schwerd, so konnte ich freylich sie Euch nicht anders, als wiederum mit dem Schwerd abgewinnen, das ich aber gegen Euch, als meine angenommenen Söhne, wohl nie blößen werde.

Es hatte aber Herrmann von Breysach einen Tochtermann Ermenfried, der Lombarde genannt, der war sein einiger Erbe, und neidete die jungen Herrn von Harling über die Vortheile, die ihnen sein Schwäher ließ. Er hatte es ihm tausendmahl geweissagt, er würde von seinen Mündeln Undank zum Lohn erhalten; um nun nicht als ein Lügenprophet erfunden zu werden, sparte er weder List noch Ueberredung, die ritterlichen Jünglinge zu Erfüllung seiner Weissagung zu bringen. Sie blieben unbeweglich; Herzen, die Herrmann von Breysach gebildet hatte, konnten wohl nie ausarten; der

väterlichen Treu lohnte kindliche Liebe, und sie hatten bald Gelegenheit, sie ihrem Wohlthäter zu beweisen. Ermenfried hatte die gottlosen aufrührischen Gedanken, die er den beyden jungen Rittern einhauchen wollte, selbst in seinem verwahrloßten Herzen. Ueber Breysachs Haupte schwebte ein blosses Schwerd, die Jünglinge sahen die Haar, an welcher es noch hing, und eilten seinen Sturz zu verhindern; da kehrte Ermenfried das kalte Eisen wider sie selbst; sie fielen meuchelisch ermordet, ehe ihr edler Vormund sie retten konnte; aber rächen wollte er sie, und er thats wie ein Held.

Ach hätte er bey der Rache Schonung gekannt, die himmlische Ritterkrone würde ihm zu Theil geworden seyn! aber so wütete er um seiner Mündel willen wider sein eigen Fleisch, und ließ nichts übrig von Ermenfrieds Hause als eine unberathene Tochter, die der Himmel in der Blüthe des Lebens hinriß.

Als Breysach den letzten Zweig von seinem Hause welken sah, da schlossen sich seine Augen vor Gram zu ewigen Schlummer. Er ward auf der Wage des Richters nicht gerecht erfunden. Sein Urtheil war, die Gegenden seines Vaterlandes als ein warnendes Gespenst zu durchstreichen, bis er einen Vater fände, der gleich ihn, um fremder Kinder willen, sich selbst

kinderlos gemacht habe. Diese seltene Erscheinung mag er ewig erwarten; gefunden hat er sie noch nicht, denn noch wallt er unter uns als der getreue Eckard, zwar still und unschädlich für den, der ihm begegnet, aber bey allem Guten das er stiften mag, doch ruhelos für sich selbst, und der himmlischen Seeligkeit beraubt bis an jenen Tag.

Bertold, sprach der Rustringer, deine Fabel ist gut und nicht ohne nützliche Lehre, aber höre die meinige, und wir wollen sehen, welche den Preis behält.

In den ältesten Zeiten, da ganz Deutschland noch nicht viel mehr war als ein einiger Wald, da auf der Stelle Götzen verehrt wurden, wo jetzt Gott und seine Heiligen in schönen Kirchen wohnen, da Druiden und Vacien abgöttische Gaukeleyen trieben, wo heut zu Tage fromme Religiosen ihre Horas singen, da hatte das Bayerland einen König Hegrar genannt. Mein Grosvater ist in einem Kloster gewesen, das dahin gebaut ward, wo ehemahls seine Hauptstadt stand. Ein uraltes Bild hinter dem Altar, dessen Figuren kaum noch kenntlich sind, schildert ihn, sitzend vor der Höllenthür, und die Leute lehrend wie sie leben sollen. Wie er zu diesem Posten kam, und was

die Sage für Deutung hat, welche ihm diese Stelle anweist, sollst du jetzt erfahren.

Kaiser Karl der Grosse, der alles bekehrte was ihm unter die Hände kam, hörte von dem tapfern Bayernkönig, und dachte ihn zum Christen zu machen; für einige tausend Mann, die das Bekehrungswerk mit dem Schwerde treiben sollten, war schon gesorgt, nur an einem frommen Bischoff fehlte es noch, der zu den Thaten auch herzschmelzende Worte fügte, und durch Beredsamkeit machte, daß die Entsagung des Heydenthums so unblutig als möglich abging.

Pabst Sylvester, der damahls noch nicht die dreyfache Krone trug, sondern als ein heiliger Einsiedler in einer Berghöle zu Tolentino wohnte, war fast in so grossem Ruf wegen seiner Frömmigkeit, als König Hegrar wegen seines sieghaften Schwerds. Er war es, auf welchen der Kaiser sein Auge geworfen hatte, und weil seiner eigenen Person nun eben damahls eine kleine Unpäßlichkeit zugestossen war, indem er am Aussatz krank lag, so dachte er mit einem Zuge einen doppelten Vortheil zu erjagen, und sich von St. Sylvestern zugleich die leibliche, so wie dem Heydenkönig die geistliche Reinigung zu erbitten.

Damahls war eine kaiserliche Ambassade, an einen Bischoff noch nicht mit so viel Um-

ständen verbunden als heut bey Tage. Karl ließ das schönste Maulthier aus seinem Stalle satteln — Auf Rossen zu reiten durfte man damals noch keinem Geistlichen zumuthen — Er gab das Thier einem seiner Knappen an die Hand, sagte ihm, was er Sankt Sylvestern vorzutragen habe, und erwartete nach Maaßgabe der Länge des Weges, die Ankunft des Wunderthäters in einer gewissen Anzahl von Tagen. Die Hinreise zu dem frommen Einsiedler nahm vollkommen die Hälfte der bestimmten Zeit hin, das Maulthier, welches nicht übertrieben werden durfte, ging seinen gewöhnten läßigen Schritt, und der Knappe hielt gleichfalls das Eilen für unnöthig; aber als er seine Werbung bey dem Heiligen abgelegt hatte, als dieser nach seiner Weisheit mehr nothwendige Eil bey den angetragenen Geschäften fand als der Bote, da nahm die Sache eine andere Wendung. Kaum fühlte das Thier seine ehrwürdige Last auf dem Rücken, so war es, als ob ihm Flügel angesetzt wären. Statt sittig mit dem heiligen Vater zu traben, ging es mit ihm über Stock und über Stein, und in drey Sätzen war es an dem Orte, wo der kranke Kaiser seines Arzts wartete. Auf den drey Stellen, wo das Eselein seinen Fuß hinsetzte, haben die Römer nachher drey Kirchen gebaut, die eine dem Man-

tel, die andre der Kapuze, die dritte einem Pantoffel Sankt Sylvesters zu Ehren, welche in der Eil, und bey dem etwas unsanften Auftritt seines Reitthiers an diesen Orten verloren gingen.

Etwas erhitzt und ausser Athem, stand jetzt der Heilige an dem Bette des grossen Karls. Er fuhr mit seiner Hand über die Stellen, die seiner Heilung bedurften, und sie war geschehen, so daß der Kranke augenblicklich aufstehen, und mit dem künftigen Pabst Unterredung über den zweyten Theil des Auftrags pflegen konnte, den er für ihn in Petto hatte.

Auch hierüber ward man, was die Verabredung anbetraf, leicht einig, denn der Heilige war nach Bekehrung der armen Heyden schier so begierig als der Kaiser, nur die Ausführung bedurfte etwas längere Zeit. Ja, hätte man die Reisigen, die St. Sylvestern mit ihrem Schwerd an die Hand geben sollten, alle mit solchen Maulthieren beritten machen können, wie das, auf welchem er übergekommen war, so hätte man schnellen Erfolg hoffen dürfen, wenn auch unterwegens einige Mäntel und Kragen verloren gegangen wären; aber so mußte hier alles den natürlichen Gang geben, und Hegrar hatte, wenn er früh genug Post erhielt von dem, was ihm bevorstand, volle Zeit, sich zum Empfang der Heydenbekehrer zu bereiten.

König Hegrar pflegte, wenn das Kriegsschwerd ruhte, der Jagd fleißig obzuliegen. Die dicken Wälder seines Königreichs, und das stattliche Wild, das daselbst bey Tausenden ging, gewährten ihm die Jagdlust in weit höherm Grade, als sie in unsern Zeiten irgend ein König geniessen kann. Auch pflegte er, ein feiner Kenner des wahren Vergnügens, wenn er sich im Schooße seiner Wälder belustigte, alles königliche Gepränge, — das überdem damals nicht allzugroß war — von sich zu entfernen, und Glückseeligkeiten einsam zu geniessen, bey welchen ihm die Gegenwart von zwanzig Dienern nichts gefrommt hätte.

Diese Glückseligkeit bestand freylich nicht in dem Vergnügen der Jagd allein; die Sage macht den König der Bayern zu einem zweyten Numa, der, wenn er den Tag über Wölfe und Bären bekämpft hatte, woran er ein königliches Vergnügen fand, des Abends im Arm einer Waldnympfe, Norne oder Walkirie ausruhte, die ihm irdische Liebe mit himmlischer Weisheit belohnte.

Das deutsche Vaterland hatte damals Ueberfluß an dergleichen ätherischen Wesen, die als Liebhaberinnen der Schatten, ihm nur so lang treu blieben, als es noch ein einziger grosser Wald war, aber nachher so wie ihre ge-

liebten Bäume ausgerottet wurden, sich nach und nach entfernten, so daß heut zu Tage nur in dem innersten des Harzes des Schwarzwaldes, und einiger andern von der Art unversehrten Hayne noch einige zurückgeblieben sind.

Ob Hegrar mit einer aus dieser himmlischen Schaar oder mit allen gute Bekanntschaft hatte, weiß ich nicht, daß seinen verklärten Augen sich oft mehrere der schönen Waldbewohnerinnen auf einmal zeigten, erhellt aus dem Theil meiner Geschichte, den ich dir eben erzählen will.

Hegrar hatte einst einen Tag in der Stille des Waldes einsamer als sonst verbracht, die schattenreiche Gegend, für ihn sonst rund umher von himmlischen Wesen belebt, war öd und verlassen. Eine tiefe Trauer schien auf Thal und Hayn zu ruhen, die Sonne schien, so dünkte es ihm, nicht mit dem gewohnten Licht. Die Vögel saßen schweigend auf ihren Zweigen. Das Wild enthielt sich in den Hölen. Es war Nacht bey hellem Tage. — Als sich die Sonne neigte, ward die Bangigkeit, welche drückend auf der ganzen Natur lag, noch bänger. Hegrars Wurfpfeil, der heute wenig oder nichts gefällt hatte, nebst Schwerd und Bogen wurden von dem Ast einer alten Eiche, an welcher sie ruhend hingen, herabgenommen, und der königliche Jäger schickte

sich, weil heute keine lächelnde Göttin sich zu ihm gesellen wollte, zur einsamen Heimkehr nach einer Burg, die er sich mitten in den heiligen Schatten erbaut hatte.

Als er so in der zunehmenden Dämmerung dahin ging, und nachsann, was ihm das befremdende Ansehen, das heut alles für ihn trug, wohl bedeuten möge, da sah er von weiten über das Waldthal, von welchem schon der feuchte Duft der Nacht wie dünne Wolken empor stieg, ein leichtes Schweben, wie von einer Gruppe ätherischer Gestalten. Im näher kommen erkannte er, in der Mythologie seines Vaterlandes wohl bewandert, zwölf gerüstete Kriegsgöttinnen; das schwarze Gewand, das wie Gewitterwolken die blanke Rüstung deckte, die bedenkliche Zahl zwölfe, die nie auf etwas gutes deutet, weissagte Unglück, noch mehr aber das abgekehrte Gesicht der Nympfen, als sie bey ihm vorüber kamen. Ihr Zug war langsam und traurig, seine Augen folgten ihnen so lang, bis er sah, daß sie in einen Berg hinein gingen, der sich hinter ihnen zuschloß.

Nie hatte Hegrar in dieser alten Felsenmasse eine Oefnung entdeckt. Neugier und Verwunderung bewogen ihn, die Sache näher zu untersuchen, er folgte dem verschwindenden Haufen aus der Ferne. Er umging den Berg zwey und dreymahl, bis er endlich zwischen dem Fichtengebüsch

das ihn umschattete, den Schall ätherischer Stimmen so deutlich herauf beben hörte, daß er schliessen mußte, hier sey auch ein Eingang für das Auge. Was er vermuthete fand er zuletzt. Er schaute hinab in das Dunkel der Höle, und erblickte was er wohl zu deuten wußte, und was uns die Sage nur undeutlich überliefert. Die Nornen webten mit ihren Lanzen das Kriegsgewebe, und sangen mit trauriger Stimme den Gesang von quellenden Blut und abgerissenen Lebensfaden erwürgter Tausende: Horcher, tönte es zuletzt, wir sehen dich wohl, gehe hin und handle nach dem, was du erhorchtest!

Dem königlichen Jäger, der all dieses besser verstand als wir in unsern Tagen, hatte das unerschrockne Herz, das sonst vor nichts bebte, schon beym Anfang dieses Schauspiels heftig geschlagen. Seiner Muthmassungen gewiß, und der Wissung seiner ätherischen Warnerinnen getreu, verließ er jetzt den Schreckensort, und eilte nach seiner Burg, wo er noch in der nehmlichen Nacht all seine Heerführer, die von dem königlichen Hoflager niemals weit seyn durften, zusammen rief.

Dem Lande, sagte er, steht ein Blutbad bevor, ich sah die Nornen weben das Kriegsgewebe, ich hörte aus ihrem Munde den Schlachtgesang. Auf, und sammelt meine Heere, daß wir

dem Feinde muthig entgegen gehen, oder aufs mindste ihn gerüstet erwarten.

Wovon webten die Kriegsgöttinnen ihr Gewebe? fragten die Heerführer, wars von Feindesblut oder dem unsrigen? Wie tönte ihr Schlachtgesang? im hohen Triumphton, oder in weinendem Grablaut? — Hegrar wußte hierauf wohl zu antworten, aber er behielt diesmahl die Wahrheit für sich, um die Herzen seiner Krieger nicht feig zu machen. Der Sieg, sagte er mit schlau erdachtem Doppelsinn, ist allemahl des Tapfern Lohn! Wer rühmlich fällt, ist darum nicht überwunden, in Walhall winken ihm Siegeskränze!

Bald nach diesem Gesicht überschwemmten Karls Kriegsvölker das Bayerland, sie fanden den tapfern Hegrar gerüstet; er hielt ihnen festen Widerstand, aber besiegen mochte er sie nicht. Das Loos war ihm gefallen zum Tode, er sank, und mit ihm sank die Freyheit seines Landes, das von nun an Karln unterthan ward, und von seiner Hand christliche Fürsten und Herzoge annahm. Sylvester bekehrte das ganze Volk der Bayern mit Hülfe des Schwerds, nur Hegrarn konnte er nicht bekehren, dafür folgte ihm sein Bann in das Todenreich, weil aber vor jenem Gericht, dem Bayernkönig, der sonst nach seiner Weise, fromm, gerecht, und ein Vater seines Volks gewesen war,

manches zu statten kam, davon der Bischoff nichts ahndete, so war es unmöglich, daß ihn der geistliche Fluch ganz zur Hölle verstossen hätte, am Eingange derselben sitzt er noch bis auf den heutigen Tag, und schreckt mit mächtigen Rufen das Volk vom Abgrunde zurück. Zuweilen geht er auch herauf in die Oberwelt; verirrte Wanderer zurecht zu weisen, und sie vor den wütenden Nornen zu warnen, die, seit sie St. Sylvester aus dem Range der Göttinnen verstieß, zu tobenden Nachgeistern wurden; der gemeine Mann nennt sie das wilde Heer, empfiehlt sich, wenn er sein Sausen von fern vernimmt, Gott und St. Sylvestern, und hoft auf die Erscheinung des treuen Eckards, der kein anderer ist als König Hegrar, von dem du jetzt die Geschichte vernommen hast.

Bertold von Aurich hatte das Ende von der Fabel des Rustringers nur mit halber Aufmerksamkeit gehört, er war gewahr geworden, was der emsige Erzähler erst jetzt wahr nahm, daß sie sich nicht allein befanden, daß ein Dritter sich zu ihnen gesellt hatte, ohne daß sie wußten, wenn oder auf was Weise das geschehen war. Der Rustringer fuhr ein wenig auf, als er den Fremden erblickte, ungeachtet er nicht das mindeste an sich hatte, das Schrecken erregen konnte. Es war ein feiner alter Mann mit schneeweißem Bart;

auf seiner Stirn saßen zwar die tiefen Furchen des Grams, aber seine Augen und sein Mund lächelten freundlich, wie die Sonn' aus Gewitterwolken.

Man bot sich gegenseitig einen freundlichen guten Abend. Verzeihet, sagt der Alte, daß ich mich in Euer Mittel drängte, ohne zuvor gebetene Vergunst, aber ich bin gern um Leute Eures gleichen, und ihr unterhieltet Euch da auf eine Art, die mir nicht misbehagte.

Vater, versetzte der Rustringer lachend, ihr seyd uns willkommen, aber umsonst dürft ihr nicht denken, daß wir euch in unsrer Mitte aufnehmen; ihr habt unsre Geschichten angehört, so ists billig, daß ihr uns ebenfalls eine zum Besten gebt. Diese weißen Haare zeigen, daß ihr mehr erfahren habt als wir, und daß wir von Euch lernen können.

Aus Fabeln, lächelte der Alte, lernt man wenig. Wahrheiten habe ich in meinem langen Leben genug erfahren; so ihr wollt, kann ich Euch damit genug thun. Es sey, weil mir gleich nichts anders zu Sinne kommt, meine eigene Geschichte. Kürzlich sollt ihr hören, was, wenn ich es auch umständlich erzählen wollte, den Morgenstern heraufbringen würde. Hab ich geendigt, so kommt ihr mit mir in meine Höhle. Ueber Nacht ists nicht heimlich allhier,

Eure Karren sind bereits durch einen Umweg in Erfurt. Ich bin der Einsiedler des Felsens.

Die Männer schwiegen, und der Greis begann: Ihr habt recht, mein Leben auf der Oberwelt war lang, und maß wohl zweymal die Gränzen des höchsten menschlichen Lebensziels, wie wir es in den spätern Tagen der Welt erreichen; aber so lang es war, so war es doch darum nicht glücklich. Ich diente einem treflichen Herrn, und war, ob schon ein gemeiner Mann, sein Freund. Meuchelmord entriß mir ihn, den Liebsten, den ich auf Erden kannte; da entbrannte mein Herz. Ein böser Geist bewafnete meine Hand zur Rache, die mir nicht befohlen war. Um Mord zu rächen, ward ich in unseeliger Stunde ein Mörder. Gott, du hast meine Thränen gesehen, mit welchen ich die That zu büßen strebte! du sahst die fürchterlichen Kämpfe, die ich in der Einsamkeit mit den Schrecknissen meines Gewissens kämpfte! Durch Wohlthun strebte ich auszulöschen was ich verbrach! Geschehenes ungeschehen zu machen, war unmöglich, war unmöglich auch für mein eigenes Gefühl. Zehn gerettete Menschenleben, deren ich mich rühmte, wogen vor dem Richterstuhl meines klagenden Gewissens, nicht das einige auf, das ich zerstörte.

Das Wohlthun das ich übte, war nur Palliatif für meine geheimen Schmerzen; aber ich gebrauchte demohngeachtet das Palliatif fleißig: es diente wenigstens zu Stundenlanger Betäubung.

Einst nahm ich eine Anzahl unschuldiger Leute wider das gekrönte Laster in Schutz, und siegte, so schwach ich auch war, durch die Stimme der Wahrheit; dadurch erweckte ich mir mächtige Feinde. Sie weckten die Stimme der Rache wider mich, und ich war verloren. Mein altes verjährtes Verbrechen, das, wie ich meynte, nur noch in meinem Gewissen lebte, ward, ich weiß nicht wie, aus dem Schutt der Vergangenheit heraufgegraben. Ich sollte sterben!

Noch war mir das Leben lieb, auch schauderte ich vor dem Urtheil jenseit des Grabes. Ich floh. Die guten Leute, deren Glück ich mich aufgeopfert hatte, deckten meine Flucht und retteten mein Leben; sie bargen mich in einer sichern Höle, und nährten mich mit Brod und Wasser, bis ihrer keiner mehr überblieb der von meinen Verdiensten um ihr Haus, und von den Rechten der Dankbarkeit wußte. Ich hatte das Unglück sie alle zu überleben.

War es Hunger, oder war es Lebensmüdigkeit was mich herauftrieb, genug, ich trat wieder in die Oberwelt. Niemand kannte mich

mehr, die Zeit hatte mich sehr verändert, auch glaubte man mich längst nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen. Ich wallfarthete nach Rom, um dort die Loszählung von meinem Verbrechen zu suchen, das immer noch schwer auf meinem Gewissen lag. Ich beichtete im allgemeinen, und erhielt Absolution, die ich gut bezahlte. Ich erzählte dem heiligen Vater viel von den Wundern, die ich in der Nacht meines Berges gesehen hatte, und ward mit Bewunderung angehört; aber — ich nannte meinen Namen, und der Fluch fiel wieder auf meine Schultern zurück. Pabst Urban hatte geschworen, meine Verbrechen, deren Anzahl man ansehnlich vervielfältigt hatte, sollten mir weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden, und dabey mußte es bleiben. Ich portestirte und appellirte an den Richterstuhl des Himmels, da schwur der Pabst noch einmal, der Himmel habe so wenig Verzeihung für mich, als der dürre Stab in seiner Hand hinlänglichen Saft habe, um Blätter und Blüthen zu treiben. Nach der Zeit hörte ich wohl, daß der päbstliche Stab noch in nehmlicher Nacht zum Bruder von Aarons blühenden Mandelstab geworden war, aber mir Geängsteten sollte davon nichts kund werden. Sankt Peters Schlüsselerbe wollte nicht losgeben, was der Himmel

mel gelößt hatte; er strafte die himmlische Polizey Lügen, der irdische Bann blieb auf meinen Schultern.

Froh von dem himmlischen los zu seyn, ging ich in meinen Berg zurück, aus welchem ich nach einer andern Seite einen Ausgang fand, in eine Gegend, wo niemand mich kannte. Ich hütete mich meinen Namen zu nennen, der weltkundig war, damit ich nicht von neuem die Last des menschlichen Abscheues fühlen müßte. Man kannte mich nur unter dem Namen des Einsiedlers aus dem Felsen. Ich begann von neuem die Bahn des Wohlthuns. Zu zehn geretteten Menschenleben gesellten sich noch fünfe, ich zählte weiter und hörte nicht auf zu zählen, bis mir es in unseeliger Stunde einfiel, mich in Dinge zu mischen, die mich nicht angingen.

Als mein ehemahliges Verbrechen, von welchem mich der Himmel durch ein Wunder losgezählt hatte, ein wenig in den Hintergrund zu stehen kam, da gesellte sich zu mir ein gefährlicher Feind der Heiligen, der geistliche Stolz. Mir fiel oft der kühne Gedanke ein, ob wohl einer mehr gelitten, gebüßt und geduldet haben möchte, als ich? ob wohl einer so fleißig wär im Wohlthun als der Einsiedler des Felsens?

Um mich zu unterrichten, reiste ich umher zu jedem Wohlthäter der Menschen in der Runde, den die Stimme der Armen mit Dankbarkeit nannte. Ich wollte die guten Seelen kennen lernen, die mit mir einen Pfad gingen, ich sah ihrer viel, die mir gleich kamen, viel, die mich übertrafen, ich sahe sie und neidete sie nicht, auch schwieg der Stolz allmählig in meiner Seele.

Als ich nun glaubte, jeden frommen Helfer der leidenden Menschheit zu kennen, da kam zu mir das Gerücht: zehn Meilen von meinem Wohnort lebe ein armer Goldarbeiter, der reicher an guten Werken sey, als die, aus deren Händen er sein kärgliches Tagelohn nahm, an Gold und Edelsteinen.

Ich ergriff meinen Stab, um zu ihm zu wandern. Er bewohnte ein kleines Haus, das nicht sein war, und dessen Gebrauch man ihm zur Vergütung einer alten Schuld erlaubte, die man nicht bezahlen mochte. Es lag in einer Gegend, die ich sonst als öde kannte, die es aber, seit er sie bewohnte, nicht mehr war. Die Armen wallfartheten zu seiner Wohnung wie Pilger zu einem Heiligthum, und machten die Einöde volkreich. Er gab einem Jeden, jeden Tag was er vermochte, und ließ keinen unbegabt von sich.

Es war Abend, da ich in seinen Hof trat, ringsum auf den Bänken sassen Alte, Krüppel, Lahme und Blinde, und verzehrten das Abendbrod, das sie aus seiner Hand zu nehmen pflegten, aber drinnen in seiner Werkstatt tönte noch der Goldhammer, und das feine Geräusch des subtilen Meissels. Der Mann grüßte mich, als ich zu ihm einging. Verzeiht, sagte er, daß ich noch eine Viertelstunde arbeite, ich muß meinen Tischgängern das Brod verdienen, das sie morgen essen werden, den gestrigen Verdienst haben sie heute verzehrt.

Als die Dunkelheit ihn nöthigte, das Werkzeug aus der Hand zu legen, da bewillkommte er mich noch freundlicher, als er zuvor gethan hatte, zündete ein gutes Feuer an, wusch meine Füsse, und deckte denn den Tisch, daß wir essen konnten. Was er auftrug war nichts mehr, und nicht weniger als das Stücklein Brod, das ich draussen in den Händen der Armen gesehen hatte, und einige Früchte aus seinem kleinen Garten, die er, wie er mir sagte, allemal für seine Besucher, oder zum Labsal an Festtagen aufsparte. Es ist der einige Vorzug, sprach er, den ich meiner Tafel vor der Tafel meiner Kostgänger gebe, und ich habe oft gedacht, ob ich auch recht thue; was meynt ihr, mein Herr?

Ich befriedigte sein Gewissen, wie es die Wichtigkeit des Zweifels, den er sich machte, erforderte, und fuhr dann fort in meinen Fragen, über seinen Lebensplan. Mit jeder Frage, die mir dieser Heilige, der sich für einen sehr gemeinen Sterblichen hielt, auf seine unschuldige unbefangene Weise beantwortete, lernte ich ihn tiefer verehren. Eine frömmere, frohere, demüthigere und genügsamere Seele als die seinige muß es seit den Heiligen des Paradieses nicht gegeben haben!

Hört, sagte er am Ende, ihr seht, daß mir nichts zu wünschen übrig ist, aber eins fällt mir doch oft ein: Wenn ein Armer über meine gewöhnliche Zahl bey mir einspricht, so gebe ich ihm mein Abendbrod, und gehe einmal so zur Ruhe, denn, seht ihr, ich habe zu Mittag gespeißt, und kann das also wohl aushalten; aber kommen zwey oder drey Gäste, auf welche ich nicht gerechnet habe, reichen auch die Früchte aus dem Garten, die denn dran müssen, nicht zu, was soll ich dann machen? — Kommt vollends ein Kranker, wie soll ich ihn verpflegen? — Ein Verschuldeter, wie soll ich seine Schulden bezahlen? — Ein verwaistes Kind, wie soll ich es erziehen? — Das beengt mein Herz und treibt mir, wenn ich am frohsten bin, oft eine Thräne aus den

Augen. Ja, wer reich wär! O, ihr Armen, ihr Kranken, ihr Verwaisten, welch ein Pfleger, welch ein Vater wollte ich für Euch seyn! — Lieber Greis, ich glaube, ihr seyd ein Heiliger, wenigstens habt ihr das Ansehen darnach. Bittet den Himmel, daß er mir Reichthum giebt. Je mehr, je besser! Hab' ich viel, so wird bald keiner mehr in dieser Gegend seyn, der nichts hat.

Die Rede des jungen Mannes, und die Herzlichkeit, die aus allem blickte, was er sagte, rührte mich tief; antworten konnte ich ihm nicht, aber ich betete auf dem ganzen Wege nach meiner Höle für ihn um Gewährung seiner Bitte, betete mit Fasten und Weinen für ihn drey Tage lang, als ich wieder zu Hause angelangt war, und wunderte mich nicht wenig, daß ich weder durch Traum noch Gesicht eine Antwort vom Himmel erhielt.

Das Ungestüm, mit welchem ich die Himmelsthür bestürmte, nahm zu, bis endlich am fünften Tage eine Stimme zu mir geschah: Willst du den Vertheilern der Erdengüter ihre Gaben abtrotzen, rief sie, glaube doch, daß wir hier oben unsere Leute besser kennen als ein blödsinniger Einsiedler, der nicht weiter sieht als seine hundertjährige Erfahrung reicht. Du forderst für deinen Liebling Gift! Er ist ver-

loren, wenn er reich wird! — Beobachte ihn noch einige Zeit, und geht dir denn kein Licht über ihn auf, wohlan so melde dich von neuem mit deinen Gebeten, sie sollen erhört werden; wisse aber zugleich, daß du für ihn haften mußt. Geht der, welcher sich jetzt auf einem guten Wege befindet, durch deine thörichten Bitten verloren, wohlan, so trifft dich das Verderben mit ihm, und nichts kann dich retten.

Ich that wie mir gesagt war, ich beobachtete den wohlthätigen Mann mit scharfem Auge, und fand nichts an ihm, das zweydeutig gewesen wär, als daß er ein wenig zu viel von der Wohlthätigkeit sprach; doch wer spricht nicht gern von dem Abgott seines Herzens? auch blieb mein Liebling der Bescheidenheit immer noch treu genug, um sich meine gute Meynung zu erhalten. Ich verließ ihn in meiner Einbildung, daß diesem Menschen nichts fehle als Reichthum, bestärkt, und fing meine Vorbitten von neuem an.

Ich verließ mich auf das vom Himmel erhaltene Versprechen, und überzeugte mich bald, daß mein Gebet nun erhört sey, und daß mein Liebling itzt in vollem Ueberflusse schweben müsse. Meine Gedanken waren immer bey ihm, und ich beschäftigte mich mit den angenehmsten Bildern, die ich mir von ihm machte. Was

muß er doch beginnen? sagte ich nach einigen Monaten zu mir selbst, und ergriff meinen Wanderstab mich mit eigenen Augen zu belehren. Wird er auch noch Gegenstände genug für seine Wohlthätigkeit finden? Seine Gaben werden die Armuth längst gänzlich aus seinen Gegenden vertrieben haben! Er wird in fremde Länder eilen, um auch dort seinen Saamen auszustreuen. Er wird so lang geben, bis er selbst wieder arm ist, und ich von neuem für ihn bitten muß!

Endlich kam ich in die Gegend, die er bisher bewohnt hatte, und trat in sein Haus. Die Zugänge, die zu denselben führten, und die sonst von Armen wimmelten, waren leer; in seinem Hofe wuchs hohes Gras; die innere Thür war verschlossen. Das ists was ich dachte, sprach ich zu mir selbst, hier findet er kein Elend mehr zu lindern, er wird sich weiter ins Land begeben haben.

Ich setzte meinen Stab weiter, und wunderte mich ein wenig, daß ich immer noch genug Arme und Elende in dieser Gegend fand, und daß einige, die ich um ihn befragte, mir sehr kaltsinnig antworteten.

Er sey gen Rom gezogen, und spiele daselbst den grossen Herrn, sagte man mir endlich, und urtheilet, wie mir bey dieser Antwort

zu muthe ward, die mir die erste Ahndung von der grossen Wahrheit gab, ich habe mich geirrt, und der Himmel wisse seine Gaben besser auszuspenden, als ich in meiner stolzen Einfalt meynte.

Nur gar zu richtig war, was ich mit jeder Stunde, mit jeder neuen Nachricht, die ich von meinem Liebling erhielt, immer mehr besorgte. An dem nehmlichen Tage, da der Himmel mein ungestümes Gebet im Zorn erhörte, hatte der Mann, der sich Reichthum wünschte, um wohlzuthun, zwölf starke Goldbarren in seiner Werkstatt gefunden, und er hatte den Anfang zu Erfüllung des guten Vorsatzes damit gemacht, daß heute seine Tischgänger zum erstenmahl seine Wohnung verschlossen fanden. Er konnte nicht anders; er mußte sie einmal hungrig heimgehen lassen. Das Gold, über das er nicht sehr nachforschte, wie es zu ihm gekommen seyn möchte, mußte ja erst probirt, und als man es ächt befand, klüglich angelegt werden, um durch schnellen Reichthum keine seltsamen Muthmassungen zu erregen. Auf dieses Geschäft folgten weitläuftige Plane, und diesen die Ausführung; so, daß der gute Mann, der Armen, die freylich hier die Hauptrolle hätten spielen sollen, darüber gänzlich vergaß, und endlich sein Haus verschloß, in andre Länder zu gehen, ohne nur die geringste Versü-

gung für seine alten Pflegbefohlnen getroffen zu haben, die nun ruhig darben konnten.

Ich fand ihn zu Rom in dem größten Glanze eines päbstlichen Lieblings, aber von seiner Wohlthätigkeit wußte hier niemand etwas zu sagen; dagegen erschallte Stadt und Land von dem Ruf seines Wohllebens und seiner Verschwendung.

Der fromme Zweifler, der es ehemals für bedenklich hielt, durch den Genuß einiger Früchte seinen Tisch schmackhafter zu machen, als die Tafel der Armen, nährte sich jetzt kühnlich von der Unterdrückten Schweiß und Blut, und der, welcher versprach, ein Vater der Waisen zu werden, baute sein Haus auf geraubtes Mündelgut.

Das Vermögen, das ihm der Himmel durch mein Gebet geschenkt hatte, war bey weitem nicht genug, ihn in seinen Ausschweifungen zu unterstützen, er mußte andre Mittel ersinnen, sich auf dem verderblichen Wege mit glänzendem Anstand zu erhalten, auf welchen ich ihn mit den vom Himmel ertrotzten Gütern geleitet hatte.

Es ist unmöglich, daß er der auf einmal geworden seyn konnte, als den ich ihn fand; sein Verderben ging wahrscheinlich durch eine schnelle Stufenfolge; — Wie? das weiß

ich nicht! Wer mag dem Laster in seinen grauenvollen Schlupfwinkeln nachspüren!

Ich dachte etwas über diesen Unglücklichen durch meine Erscheinung zu vermögen. Ich hatte Spuren, daß er mich, als ich ihm einst auf einer prächtigen Kavalkade, die er mit seinen Schmeichlern hielt, entgegen trat, augenblicklich erkannte; aber er verschloß die Augen gutwillig vor dem Zeugen seiner ehemahligen Armuth und Tugend, und als ich zudringlich ward, und ihn einst würklich in der Einsamkeit zu finden, und mit Worten des Gesetzes zu erschüttern wußte, da half er sich noch besser.

In den Stunden liebevoller Vertraulichkeit hatte ich ihm einst meine ganze Geschichte entdeckt; er durfte ja dem heiligen Vater nur meinen Namen nennen; so war ich verloren. Die Strahlen des Bannes wurden aufs neue wider mich vom päbstlichen Throne herabgeschleudert. Jedermann deutete mit Fingern auf mich, als einen durchächteten Mörder, und der arme hundertjährige Greis, der dem Grabe entgegen schmachtete, mußte wegen Verbrechen, die der Himmel längst vergeben hatte, noch einmahl vor Menschen flüchtig werden.

Wollte Gott, dies wär meine einige Strafe gewesen! — aber die Foltern meines Gewis-

sens!! — So hatte ich also nun nicht allein die Zerstörung eines menschlichen Lebens, hatte auch das Verderben einer Seele auf mir, die ich dem Himmel geraubt hatte, die den Weg der Tugend ging, und die ich auf den Weg des Lasters leitete!

Mir war auferlegt worden, für den schlimmen Ausgang meines thörigten Gebets zu haften; wie weit das möglich ist, gehört in die Casuistick einer andern Welt. Meine Geschichte hüllt sich hier in Dunkel; sie dauerte ohnedem schon zu lang, und ich muß sie beschliessen.

Nur noch so viel: mir ist die Ruhe versagt, bis auf den grossen Tag, der alles zur Ruhe bringt. Doch mein Geschäft auf der Oberwelt ist lieblich, ist dasjenige, das ich von jeher gern übte. Der Arme, der Unglückliche, der verirrte, heimlichen Gefahren ausgesetzte Wanderer, sind meiner Hut empfohlen; auch ihr seyd es, kommt eilig herein in die sichere Höle! Siehe der Mond ist herauf, hier ist nicht gut länger zu weilen.

Bey diesen Worten faßte der Alte seine beyden Gefärthen mit starkem Arm, und zog sie, so dünkte es ihnen, ihm nach in den Fels hinein, an dessen Rücken sie gesessen hatten. Eine augenblickliche Betäubung überfiel sie. Als sie sich erholten, fanden sie sich auf einer reinlichen mit weichem Moos belegten Stelle, die der von oben

hereinfallende Mondstrahl hinlänglich erleuchtete, um ihnen zu zeigen, daß sie allein waren. Sie sahen einander an, und jeder hatte seine Muthmassung, die keiner dem andern zu entdecken wagte, und die durch das, was ihre Ohren vernahmen, noch vermehrt ward. Jenseit ihrer Freystatt, tobten die wüthenden Nornen, die eben vorüberzogen. Wie Donnergebrüll, wie Meeresungestüm rauschte es draussen einher, daß vor dem gellenden Getön unter ihnen die Erde erzitterte. Der Schauer über das, was sie vernahmen, das Gefühl ihrer Sicherheit, und ihre Gedanken über den, der ihnen dieselbe gewährt hatte, mischten sich am Ende so wunderlich durch einander, daß ihnen all' ihre Besonnenheit verging, und sich in ein dumpfes Hinbrüten verwandelte, welches gegen den Morgen in sanften Schlummer überging. Sie erwachten, gestärkt, und würden alles für einen Traum gehalten haben, hätte sie nicht der Ort, wo sie sich befanden, eines andern überführt.

Die Sonne, die sie jetzt eben so hell umleuchtete, als Nachts vorher der Mond, zeigte ihnen, daß sie sich in einer engen Berghöle befanden, deren Eingang ihren Augen verborgen war. Die Oefnung im hohen Felsgewölbe, eine dreyfache Tannenhöhe über ihnen, konnte sie weder hereingelassen haben, noch ihnen den Ausgang

bahnen. Daß, und durch wen sie hereingeführt wurden, erinnerten sie sich; aber wie? das war für sie ein so schreckliches Geheimniß, als das Mittel wie sie wieder hervorgehen sollten.

Bertold von Aurich, der klügste unter beyden, fand gegen den Mittag endlich in einem Winkel eine abwärtsführende Schlucht, die sie, als sie sich hinein wagten, in weniger als einer halben Stunde wieder zu Tage förderte. Sie traten den Weg nach Erfurt von neuem an, aber freylich von einer ganz andern Seite, und wagten es erst, nachdem die Luft unter Gottes freyem Himmel, und die helle Mittagssonne jeden Eindruck des schauervollen Abentheuers vertrieben hatte, sich gegen einander über dasselbe zu erklären.

Es war der treue Eckard, der uns rettete, sagte der Rustringer. Es war der Tonhäuser, setzte Bertold von Aurich hinzu, der zu unserer Väter Zeiten verloren ging, und von dem sie uns so viel glaubliches und unglaubliches erzählt haben, das wir in seiner, uns nur gar zu wohl bekannten Geschichte, bestättigt fanden.

Als sie gen Erfurt kamen, schwiegen sie nicht von dem was sie erfahren hatten, und von der Zeit an, gesellte sich zu den unzähligen Sagen von dem treuen Eckard, auch diese, daß er und der unglückliche Müller von Eisenbüttel, sonst

auch der Tonhäuser genannt, eine, und die nemliche Person wären.

Einige waren aber auch, die hattens ihren Spott, sie waren arge Mährchenfeinde, und sagten: Ihr Thoren! wenn euch ein weißbärtiger Greis eine Nachtherberge anweist, so träumet ihr gleich vom treuen Eckard! Das wüthende Heer, das ihr draussen zu vernehmen vermeintet, war nichts anders, als der Heerszug des gestrengen Ritters von Rustenberg, der auf gute Beute ausging, oder mit solcher auf sein Raubschloß heimfuhr. Er lauert gern den wandernden Kaufleuten auf. Eure Karren sind ihm von einem alten Bauern gewarnt, glücklich entgangen; ihr findet sie in der Herberge zum goldnen Löwen.

Erl-

Erlkönigs Tochter.

An der östlichen Küste von Seeland lag vor Alters eine große Stadt, welche in der Folge das Schicksal von Carthago und Persepolis erfuhr, die uns nur noch an ihren Ruinen, an ihre ehmahlige Herrlichkeit erinnern, ja die Zeit ist ihr noch übler mitgefahren als jenen, denn ihre Stätte ist nicht mehr kenntlich, und selbst ihren Namen hat die Sage vergessen; wir wollen sie, weil doch jedes Ding seinen Namen haben muß, nach dem alten Namen des Ganzen, dessen Zierde sie war, Siölund *) nennen, und es dem Leser freystellen, nach dem, was sich aus Nebenumständen ergeben möchte, ihre Lage etwas genauer zu bestimmen.

Unser Siölund war eine gewaltige Handelsstadt, deren Kaufleute Fürsten waren, das Meer zollte ihnen seine Reichthümer, und die Geschäfte, die sie machten, erstreckten sich in die entferntesten Gegenden der damahls bekannten Welt. Doch konnte sich keiner dieser wichtigen Männer mit Hinrichen von Röschild messen, der sich seit ohngefehr zwanzig Jahren hier niedergelassen hatte, und an Gröse, Reichthum und Stolz alles übertraf, was sich nur von kaufmännischer Herrlichkeit denken läßt.

*) Siölund, Wald des Meers.

Hinrich hatte einen Sohn, den er Hiolm nannte, er dachte nicht, ihn die Schätze, die er ihm erworben hatte, müßig genießen zu lassen, sondern er hielt ihn frühzeitig zu Geschäften an, und da er noch sehr jung war, und folglich nichts großes unter die Hände bekommen konnte, so war auch das kleinste nicht, dem er sich nicht unterziehen mußte.

Hinrich von Röschild hatte auf einer benachbarten Insel, die noch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen der Erleninsel bekannt ist, ein großes Waarenläger, über dessen sonderbar gewählte Stätte sich mehrere verwunderten. Welch ein Einfall, Schätze von nicht kleinen Werth einer unbewohnten Insel anzuvertrauen, wo die Seeräuber, die diese Küste nicht selten beunruhigten, bequemlich landen und freye Beute machen konnten! Aber die Stelle, worauf das Waarenhaus gelegen war, war Hinrichs erkauftes Eigenthum, und niemand hatte darein zu reden, auch landeten die Seeräuber nicht und machten freye Beute; die Kaufmannsgüter waren hingestellt unter Gottes Geleit, der Grund war heiliges Land, niemand durfte sie antasten!

Hiolm besuchte die Erleninsel in Geschäften seines Vaters sehr oft. Bald Vermehrung bald Verminderung des dasigen Vorraths, bald Unterhaltung der eigensinnigsten Ordnung unter den-

selben zog ihn dahin, daher kam es, daß er auf derselben fast so bekannt ward, als in dem väterlichen Hause, welches auch sehr leicht möglich war, denn dieses Eyland ist klein, kaum einer Meile groß in die Länge und Breite, ein mäßiger Spaziergang für einen Knaben wie der rüstige Hiolm, sie zu umgeben.

Eines Tages fuhr der junge Mensch nach Gewohnheit in Begleitung eines alten Dieners hinüber, seine diesmahligen Geschäfte zu treiben. Man stieg ans Land, der erste Anblick, der sich den Augen der Ankömmlinge darbot, war ein entseelter menschlicher Körper.

Dies erregte Verwunderung, besonders bey Hiolm. Spuren, daß menschliche Wesen hier zu Zeiten weilten, hatte er bey seinen Wanderungen wohl oft entdeckt, aber nie einen der unbekannten Bewohner oder Abtrittsgäste der Erlinsel gesehen; und nun einen Toden? — Bedaurend hing er über ihn, er nahm ihn für einen Ermordeten, und hielt ihm eine lange Nänie, die seinem Herzen Ehre machte.

Doch man mußte die Todtenklage bey seite setzen und an die Arbeit gehen. Sie nahm den ganzen Tag hin, und als man des Abends wieder zur Rückkehr in den Kahn steigen wollte, war

es wieder der entseelte Körper, der die Aufmerksamkeit des Jünglings auf sich zog.

Es ist Schande, sagte er zu seinem Begleiter, es ist Grausamkeit, die Ueberbleibsel eines menschlichen Geschöpfs hier an der Sonne verwesen zu lassen; wir wollen eine Grube machen und den Leichnam einscharren.

Herr, antwortete der Diener, ich rieth, wir befaßten uns nicht mit Dingen, die uns nicht angehen; die Nacht bricht ein, und wir haben Zeit, unsern Nachen zu erreichen. — Hiolm gehorchte dem alten Mann, aber er konnte nicht unterlassen, als sie im Glanz des Abendroths dahin schiften, ihn zu fragen, warum er dem Leichnam die Wohlthat der Beerdigung nicht gönnen wollte? Eure Jugend und Unerfahrenheit, erwiederte dieser, macht Euch bereitwilliger, Wohlthaten zu erzeigen als es rathsam ist. Ich misgönne die Hand voll Erde, die unser aller letzte Mitgabe ist, keinem meiner Mitgeschöpfe, aber jener Leichnam sah mir zu verdächtig aus, als daß ich mich viel mit ihm hätte abgeben mögen. Ihr sollt wissen, mitten unter uns wohnt ein Geistergeschlecht, mit eben der Hülle bekleidet, die wir tragen, und aus wenig Abzeichen von dem würklichen Menschen zu unterscheiden, aber sie sind nur unsere Halbbrüder, mächtiger als wir, und meistens bösartig; unter den tausend Sonderbar-

keiten, die sie an sich haben, ist auch diese, daß sie zwar dem Tode unterworfen sind wie wir, aber wenn ihre entseelten Ueberbleibsel zeitig genug, ehe die Verwesung ihren Zahn angesetzt hat, mit Erde bedeckt oder ins Wasser versenkt werden, so beseelen sie sich wieder und beginnen einen Lebenslauf von neuem, der gewöhnlich mehrere Jahrhunderte in sich begreift. Ob jener Leichnam in diese Klasse gehörte, weiß ich nicht, genug ich hätte Euch nicht rathen wollen, Hand an ihn zu legen, es hätte Euch sonst ergehen können, wie jenem Fischer.

Hiolm fragte, wie es jenem Fischer erging, und bekam ein Märchen zu hören, fast des Inhalts, wie die arabische Erzählung von dem Geiste, der seinem Retter aus dem Abgrund des Meeres, übel lohnte. — Hiolm hatte dieselbe entweder schon so oftgehört als unsere Leser, oder er war überhaupt kein Freund von dergleichen Sagen; gnug er beachtete sie nicht, und noch weniger die draus gezogene Moral: daß man niemand Gutes thun müsse, welchen man nicht genau kenne, ob er auch mit Undank lohnen werde.

War es Trieb, eine Pflicht der Menschlichkeit zu üben, war es Vorwitz, oder jugendlicher Starrsinn, der sich gerade zu dem Verbotenen hinneigt, gnug, Hiolm faßte noch, indem sein

Gefärthe perorirte, den Entschluß, sobald er könne, allein nach der Insel zu schiffen, und den Leichnam, der seine Theilnahme so stark erregt hatte, weil er ihm keine andere Wohlthat mehr erzeigen konnte, wenigstens ein Grab zu gewähren.

Es glückte ihm gleich des andern Tages. Es gab neue Geschäfte auf der Erleninsel, der gewöhnliche Begleiter ward durch schnelle Krankheit abgehalten, und Hiolm reiste allein. Um ungestört das Werk, das ihm in Sinne lag, vollbringen zu können, unternahm er es, den Nachen mit eigener Hand zu regieren. Spaden und Schaufel wurden nicht vergessen, und zu dem Todengräbergeräth legte er noch einen Schößling von einem Rosenstrauch — damahls noch eine Seltenheit für den dasigen Himmelsstrich — welcher auf das Grab gepflanzt werden sollte, weil er eine andere Art von Monument über der Asche des Entseelten zu errichten, nicht im Stande war.

Die Sache beschäftigte seine junge phantasiereiche Seele ganz, er wußte nicht, was ihn für dieselbe so einnahm, vielleicht wars blos das Neue und Sonderbare, verbunden mit dem Reiz, den die Einwendungen des Alten hinzugethan hatten.

Unter tausenderley Gedanken stieß sein Fahrzeug ab und schwamm ans genseitige Ufer. Die tode Einsamkeit der Erleninsel nahm ihn auf, das was einem andern Schauer gemacht haben würde, erregte in ihm bloß eine gewisse ernste feyerliche Empfindung, die für ihn mit unnennbarem Wohlbehagen verknüpft war, kurz Hiolm befand sich noch in jenem glücklichen Alter, wo wir alles, was uns begegnet, in Freude verkehren und selbst unter Gräbern Blumen zu finden wissen.

Es war keine kleine Arbeit, deren sich der junge Mensch unterzogen hatte. Er hatte vor kurzem erst das zwölfte Jahr zurückgelegt, seine Arme waren noch schwach und besonders in dergleichen Geschäften ungeübt; doch endlich kam das schwere Werk zu Stande. Im Schatten einer Gruppe der Bäume, von welchen die Insel den Namen hatte, ruhte der Leichnam, der Rosenstrauch war zu seinen Häupten eingesenkt, und der junge Todtengräber ging mit seinem: *Sit tibi terra laevis!* das jede Völkerschaft ihren Begrabenen in ihrer Mundart nachzurufen pflegt, davon. Dieser fromme Wunsch konnte hier dem Wortverstand nach zutreffen, denn kaum einer Ellen hohe Erde deckte den Leichnam; Hiolms Arme waren zu schwach gewesen, dem Grabe seine gehörige Tiefe zu geben.

Die anderweitigen Geschäfte auf der Insel wurden darauf eilig besorgt, bey der Rückkehr nach dem Fahrzeug, noch einige wohlgefällige Blicke auf das Monument geworfen, Schaufel und Spaden, als nunmehr unnütze Reisegefährthen ins Meer versenkt, und die Heimreise so glücklich geendet als die Ueberkunft.

Der junge Mensch hatte jetzt gethan, wozu ihn sein wohlthätiger Hang oder ein kindischer Einfall geneigt machte, und nun dachte er nicht mehr an die Sache. Aber in der dritten Nacht zeigte es sich, daß dieselbe bey den anderweitigen Interessenten nicht so vergessen war als bey ihm. Er lag und schlummerte, da dünkte ihn, eine Hand rührte ihn an und weckte ihn aus dem Schlaf. Er richtete sich auf; eine Gestalt stand vor ihm, seinen Augen nicht ganz unbekannt, doch vermochte seine Erinnerungskraft nicht, sie sogleich an den rechten Ort zu stellen. Ein augenblickliches Schrecken überfiel ihn, das aber bald in ruhigere Empfindungen überging.

O du, rief das Wesen, das er nicht zu benennen wußte, o du, der mir mit einer Hand voll Erde eine Wohlthat erzeigte, die ich dir mit Königreichen nicht zu vergelten wüßte, wie soll ich dir lohnen? — Was lohnt dem Jüngling an den Gränzen der Kindheit, der noch fast keinen andern Genuß kennt, als frohe Augenweide? —

Nimm, was dich jetzt ergötzen kann, und rechne in der Folge auf mehreres. Versäume nicht in den Nächten, da der Mond voll wird, die Erleninsel einsam zu besuchen, so wirst du das schönste Schauspiel sehen, welches je deine Augen erblickten.

Hiolm war zu leichtsinnig, diesen Traum zu beachten, wahrscheinlich vergaß er ihn, und würde vielleicht nie wieder an denselben gedacht oder seiner Weisung gehorcht haben, hätte nicht der Zufall dabey das seinige gethan.

Der Fischfang an den Küsten von Siölund war ein beträchtlicher Erwerbszweig für die Bewohner. Arme und Reiche erndeten Gold von den Gaben des Meers, die es ihnen zu gewissen Jahrszeiten aus den entfernten Norden herüber schickte; doch das was die Unbemittelten blos als Gelegenheit annahmen, Brod zu gewinnen, das machten die Begüterten zur Veranlassung glänzender Feste.

Viele von ihnen hatten Landhäuser, an deren Mauren die See spülte, zahlreiche Gesellschaften versammelten sich denn in den zierlichen Villas, und nachdem man sich den Tag über, mit Zeitvertreiben belustigt hatte, die damahls mode seyn mochten, und von welchen wir freylich nach so manchem verflossenen Jahrhunderte nicht einmahl etwas ahnden können, so ergötzte man sich

am Abend auf kleinen, zierlichen Gondeln, den Seegen des Meers einsammlen zu sehen, der sich besonders in den hellen Vollmondsnächten, hier unglaublich anhäufte.

Hinrich von Röschild, Hiolms Vater, der bey allem, was von Größe und Reichthum zeigte, an der Spitze stand, zeichnete sich auch hier aus; er feyerte das sogenannte Fischerfest mit einem Glanz, den man nur in seinem Hause erblickte. Er machte ein Mahl wie eines Königsmahl, und dachte nicht, daß dieser Tag bestimmt war, ihn um das Liebste zu bringen, das er auf Erden hatte. Im Buch der Sterne stand geschrieben: Wenn Hiolm, Hinrichs Sohn, das Meer zum dreyzehntenmal, mit den silbernen Heeren Nordens bedeckt sieht, so finde er in den Wellen sein Grab; dafern nicht eine übermenschliche Macht in die Räder des Schicksals greift, und das zum irdischen Leben erhält, was die Unsterblichen gern frühzeitig in ihrem Kreise glänzen sehen.

Hiolm, ein feuriger Jüngling, der bey jeder Lust mit ganzer voller Seele war, und keine Gefahr scheute, wo ihm doppelter Genuß zu winken schien, wagte sich in jener Nacht des rauschenden Vergnügens, zu weit in die See, während auf den Gondeln und in dem erleuchteten Saal seines Vaters, die güldnen Becher fleißig

aufs Wohlergehen des Hauses geleert wurden, das dieses königliche Fest gab, faßte ein Wirbelwind die Gondel, welche die ganze Hoffnung dieses Hauses, den jungen Hiolm, enthielt, und schleuderte sie weiter hinaus, als das Auge reichte, und weiter, als ihm die leichte Gruppe von Nachen, die ihn umgab, zu seiner Rettung folgen konnte; auch mißte man ihn nicht einmahl, und sein Fahrzeug, gegen die Gewalt des Windes von seinen kindischen Armen nur schwach vertheidigt, war schon vom Abgrund des Meers verschlungen, als allererst Nachfrage geschahe, wo der kühne Schiffer geblieben seyn möchte?

Hiolm hätte das Schicksal seines Nachens gehabt und wäre in dem unersättlichen Schlund der See begraben worden, wenn nicht in diesem Augenblick ein übermenschliches Wesen, das sich für ihn interessirte, alter Verbindlichkeiten eingedenk, sein Retter geworden wär. Der junge Mensch empfand kaum die Kälte des Wassers, als er sich auch schon wie auf sanften Fittigen des Windes empor getragen und an ein Ufer geführt fühlte, das ihm nur in der ersten Bestürzung unbekannt seyn konnte, das er aber, so bald er sich ein wenig erholte, augenblicklich für die Erleninsel erkannte.

Er sah sich, als Schrecken und Betäubung völlig verschwunden waren, nah am Ufer des

Meers, zwischen dem Erlengebüsch auf dem Grabmahl, das er vor einigen Monaten dem Unbekannten errichtet hatte, der Rosenstrauch, der, durch Geisterhand gepflegt, wohl bekliben war, blühte schon und umhüllte seinen ersten Pflanzer mit Wohlgeruch. Süß und stärkend war der Duft, der ihn umwehte, aber was vergleicht sich mit seinem Entzücken, als er die Augen öfnete, und Dinge um sich her wahrnahm, wie sie noch kein Sterblicher, der ein Fremdling im Feenlande ist, jemahls erblickte.

Die ganze Insel schwamm in einem wundervollen Lichte. Nicht das Licht des Mondes war es, der hier leuchtete, oder war es dieser Planet, aus welchem dieser unaussprechlich sanfte Schimmer ausfloß, so mußte er auf diesen kleinen Bezirk seine ausgesuchtesten Strahlen streuen, um allem was derselbe enthielt, einen namenlosen Zauberreiz zu geben. Holm stand und saß im Anschauen verloren. War die Beleuchtung dieses Orts so entzückend, was sollte man erst von den Gegenständen sagen, die sie sichtbar machte. Die Landschaft rund umher war belebt, überirdische Gestalten bewegten sich nah und fern in abgemessenen Schweben. Die Jugend des Himmels schien hier zum Tanze aufgeführt zu werden; ein sanfter Laut, vielleicht mehr das melodische Schwirren der leuchtenden Insecten, die

die Scene verschönerten, als Musik, beseelte den labyrinthischen Ringelreihen, der sich in tausend verwickelten Touren durch einander wand, und denn auf einmahl in irgend eine schöne einfache Form aufgelöst, den Schauplaz umzog. Es war ein Schauspiel, an dem das Auge des glücklichen Schauers sich nie satt sah, das das Gedächtniß gern treulich aufbewahren, der Mund treulich nacherzählen wollte, aber vergebens; wie vermag der Mund des Sterblichen überirdische Dinge zu schildern.

Hiolm fühlte sich nie so selig als in diesen Augenblicken; am Ende verwickelten sich die zauberischen Bilder, die er sah, in ein großes glänzendes Ganzes, die Gedanken vergingen ihm und er entschlief. Als er erwachte, war es Tag, er ging ans Ufer des Meers, dachte an den Zufall, der ihn herüber brachte, an die Angst seines Vaters um ihn, an die Unmöglichkeit auf diesem Eylande lang sein Leben zu erhalten, und wünschte sich, ungeachtet der unnennbaren Freuden, die er diese Nacht genossen hatte, hinüber in den Kreis seiner Lieben, die um ihn trauerten; doch vergebens, drey Tage mußte er hier verharren, ehe sich Hoffnung zur Erlösung zeigte. Er nährte sich in dieser Zeit von den Früchten eines Baums, den er zuvor auf seinen Wanderungen durch die Insel nie gesehen hatte, und des Nach-

ergötzte ihn noch zweymahl der himmlische Auftritt, den er schon einmahl gesehen hatte; doch war er in der zweyten Nacht schon minder glänzend als zuvor, und in der letzten fehlte er gar, denn der Mond war nicht mehr voll, und so wie sich seine eine Hälfte in Schatten verlor, so schienen auch die wundervollen Gegenstände, die er hier beleuchtete, sich in unwesentliche Schatten zu verwandeln; so daß Hiolm endlich gar nichts mehr von seiner nächtlichen Augenweide überbehielt, und sich nun auf der Erleninsel wahrhaftig einsam fühlte.

Hinrich von Röschild vertrauerte indessen seine Tage um den verlornen Sohn. Der Tag nach dem Fischerfeste hatte ihm seinen Verlust kund gemacht. Im Gewühl der Freude war Hiolm nicht vermißt geworden, nun aber vermißte man ihn mit Entsetzen, und konnte sich aus verschiedenen Umständen die Rechnung machen, ihn auf ewig verloren zu haben. Das Meer warf die Trümmern des Nachens aus, auf welchem er sich dem untreuen Element anvertraut hatte; was sollte man denken, das aus ihm geworden sey? — Doch man beruhigt sich beym Verlust eines kostbaren Guts erst spät bey der Unmöglichkeit der Wiedererlangung, man sucht und forscht, wenn uns auch die Vernunft sagt, daß dieses Suchen und Forschen Thorheit

ist, man will wenigstens noch einige Augenblicke Hoffnung nähren, ehe man sich der vollen Verzweiflung ergiebt; so ging es auch hier. Hiolms Vater sah die Unwahrscheinlichkeit von der Rettung seines Sohns, gleichwohl beredete er sich vom Gegentheil. Er kann auf irgend eine Insel geworfen, an irgend einer Küste geborgen worden seyn, rief er, man muß ihn suchen. Sogleich bedeckte sich die See mit Nachen, man durchspähte jede Nachbarinsel, und es war freylich zu verwundern, daß man erst zuletzt auf die Erleninsel kam, wo sich der Verlorne nun vier Tage lang enthalten hatte.

Man brachte ihn zurück in die Arme des Vaters. Die Freude des Wiedersehns zu schildern gehört nicht in unsern Plan, und wir gehen weiter. Hiolm ward von dem Tage an, der ihn seinem Vater wieder gab, still und nachdenkend. Was er auf dem Eylande gesehen hatte, sagte er niemand, aber er vergaß es auch nicht. Gegen den Schimmer, gegen das Farbenspiel, das er dort erblickte, kam ihm alles was ihm hier umgab, alltäglich und elend vor. Sein Auge schmachtete nach neuer Weide, sehnend sah er Tag und Nacht nach der Erleninsel aus, er fand sogar Mittel einst daselbst zu übernachten, aber — er sahe nichts, und da ihn seine Erfahrung schon zum Denker gemacht

hatte, so dachte er an seinen ehemahls gehabten Traum, an die in demselben versprochene Augenweide, an die Vollmondsnächte, und kam endlich dahin, sich die Zeit ganz richtig auszurechnen, wo er wieder erblicken könnte, was er ehemahls sah.

War er erst hierinn mit sich einig, so hatte das übrige keine Schwierigkeit. Sobald der Mond sich völlig rundete, lag ein Nachen in einer verborgenen Bucht bereit, Hiolm fuhr des Nachts heimlich hinüber in sein zauberisches Eyland, sah wieder was er für das einige Sehenswürdige auf diesem Erdenrund hielt, und schiffte befriedigt, ehe der Morgen graute, nach Siölund zurück.

Gern hätte er die Pilgerfarth in den nächsten Nächten wiederholt, aber er wußte, daß die Schönheit des Schauspiels sich mit jeder Veränderung der Mondsscheibe minderte, er fürchtete durch öftere Abwesenheit Verdacht zu erregen, und faßte den Entschluß, nur alle Monate einmahl sich das Vergnügen zu gewähren, dem seines Erachtens, keins auf Erden beykam.

Dieses trieb er ein ganzes Jahr, und o wie trauerte er, wenn umwölkter Himmel, rauhe Witterung, strenge Aufsicht, oder andere Hindernisse ihm einmahl um seine kindische Freude brachten! — Er dachte an nichts anders als an das Entzücken, das uns in diesen Jahren der Anblick

bun-

bunter Farben und schöner Formen gewährt, es fiel ihm nicht ein, daß man hier etwas anders könne als sehen, und wenn ihm zuweilen einmahl in dem Anschauen der Tänze dieser Aethergestalten, in den Sinn kam, es müsse Seligkeit seyn, sich in ihre Kreise zu mischen, so hielt ihn allemahl ein kleiner Schauer zurück, und er blieb ruhig auf dem Grabe unter dem Rosenstrauche, welches allemahl sein gewählter Standort war.

Hinrich von Röschild fand nach der Zeit, daß sein Sohn Hiolm ein Träumer war, der bey herannahenden Jünglingsjahren wenig Hoffnung machte, das zu werden, was er als munterer feuriger Knabe versprochen hatte. Unter dreissig Tagen des Monats war kaum einer, da man an ihm den alten Frohsinn bemerkte; sein Fleiß und seine Betriebsamkeit, von welcher sich schon in der Kindheit so schöne Spuren zeigten, hatten einem düstern trägen Wesen Platz gemacht, das dem Vater äußerst misfiel. Nur in den Geschäften, die auf der Erleninsel zu verrichten waren, zeigte Hiolm den alten Eifer; er war gern daselbst, um, wenn er auch das nicht sah, was er immer zu sehen wünschte, doch wenigstens auf dem Schauplatz der herrlichen Scenen, das Vergnügen der Vollmondsnächte zu feyern. So würde er sein ganzes Leben fortgeträumt haben,

hätte man ihn nicht mit Gewalt aus seinem Taumel gerissen.

Der Vater des verwahrlosten jungen Menschen, entschloß sich auf Anrathen seiner Freunde, ihn nicht länger in Siölund zu lassen, wo alles seine Trägheit und seine Träumereyen zu begünstigen schien. Er schickte ihn nach Röschild oder Röskild seiner Vaterstadt, die in den damahligen Zeiten das Haupt aller nordischen Handelsstädte war, und noch den Vorrang von Siölund behauptete. König Harald Blantaand, der damahls regierte, hielt sie für den schönsten Schmuck seiner Krone, und hatte viel zu ihrer Verschönerung gethan, er residirte den größten Theil des Jahres daselbst, und hatte sich auf die Trümmern eines alten Schlosses, das noch König Roe bewohnt haben sollte, einen Pallast gebaut, der in den damahligen Zeiten seines gleichen suchte. — —

Was Hinrich von der Veränderung des Orts gehoft hatte, das geschahe. Hiolm trauerte eine Zeitlang über den Abschied von der geliebten Nachbarinsel, suchte denn sich zu betäuben, sich an andere minder glänzende Gegenstände zu gewöhnen, als die, welche er auf dem zauberischen Eylande gesehen hatte; fand einigen Ersatz an den Schauspielen von Haralds prächtigen Hofe, und zuletzt Beruhigung in den Geschäften.

Er trieb sie mit Ernst, aber keinen rechten Geschmack konnte er ihnen nicht abgewinnen; es war, als wär ihm das unaufhörliche Jagen nach Erwerb und Vortheil zu klein, als schlüg in seinem Busen Trieb zu höhern Thaten; Held, Krieger, Retter oder Beglücker ganzer Völkerschaften zu seyn, dies wär so das Loos gewesen, das er sich gewünscht hätte, und die erste Gelegenheit einen Schritt aufwärts nach dieser Sphäre zu thun, ward nicht versäumt.

Die Küste von Seeland wurde damahls sehr von Seeräubern beunruhigt. Hiolms Vater hatte beträchtliche Verluste erlitten, und der Entschluß unter den Rächern der That zu seyn, war dem jungen Menschen nicht zu verdenken. Hiolm äußerte seine Wünsche mit so viel Feuer, daß Hinrich entzückt war, in seinem Sohne die ehemahlige rasche Thätigkeit, die Quelle des vergötterten Reichthums wieder erwachen zu sehen. Er vergönnte ihm nicht allein einige Streifereyen wider die nordischen Korsaren zu thun, sondern er rüstete ihm, da der junge Held sich gar bald auf rühmliche Art auszeichnete, ein eigenes Schiff aus, mit demselben seinem Triebe zu Heldenthaten desto besser nachhängen zu können. Es gilt mir gleich, sagte er, ob mein Sohn Reichthümer zu erwerben, oder Reichthü-

mer mit dem Schwerd zu schätzen weis, er sey nur thätig, und ich bin zufrieden.

Hiolm hatte damahls das achtzehnde Jahr zurückgelegt, seine Heldenstatur und der kühne Muth, der ihn beseelte, bestimmten ihn zum Krieger, und die Fortschritte, die er zu Röschild in der Schiffskunst gemacht hatte, gaben ihm die nöthigen Talente des Seemanns. Er that mit dem Schiff, das man seinem Kommando anvertraut hatte, die erste Streiferey wider die Korsaren, und kam mit Beute beladen zurück; die zweyte, und er hatte einen Sieg erfochten, der von großen Einfluß auf das Wohl seines Vaterlandes war. Bald darauf hatte er das Glück, nebst noch einigen Schiffen, die sich zu ihm gesellten, und ihn einmüthig zum Anführer wählten, einen Streich auszuführen, der alle vorige an Kühnheit und guten Erfolg übertraf, und seinen Ruhm weit über die Gränzen der nordlichen Inseln ausbreitete. Dies entflammte seinen Muth noch mehr, und den Feinden der Sicherheit auf der Ostsee war ein ewiger Krieg angekündigt.

Als es nun endlich dahin kam, daß das schädliche Seeräubergesindel gänzlich von ihm getilgt zu seyn schien, und man ihn für den gemeinen Retter des Vaterlands halten mußte, da traten die Vornehmsten seiner Stadt zusammen

und rathschlagten, was dem jungen Helden für eine Ehre zu erzeigen wär.

Reichthum, sagten sie, lohnt ihm nicht; sein Vater ist reicher, als wir alle. Für andere Dinge hat er kein Gefühl, denn er ist nicht wie die übrigen Jünglinge seines Alters; die Waffen sind sein Abgott, die gewöhnlichen Götzen der Jugend kennt er gar nicht. — Als sie nun so über diesen schweren Gegenstand zu Rathe gingen, da wurden sie eins, ihm, zum Andenken der dem Vaterland erzeigten Wohlthaten, den Namen Hiolm von Seeland anzutragen, und ihn dadurch auf immer vor seinen Zeitverwandten auszuzeichnen. Du bist, sagten sie, der erstgeborne Sohn der vaterländischen Insel, du hast die Rechte deiner Mutter mit deinem Blute vertheidiget, so ist es billig, daß du dich auch nach ihrem Namen nennest, und durch denselben jedem, der ihn hört, stillschweigend sagst, welch ein Mann du bist. — Viele Geschichtforscher wollen in dieser Handlung die erste Spur von Beylegung des Adels finden. Zwar wußte man damahls noch nichts von Adel und Adelstolz, aber der Keim zu dieser Erbsünde lag schon in manchen Herzen; auch in Hiolms Herzen lag er; seine Compatrioten hatten gerade den rechten Gegenstand gefunden, ihn zu erfreuen und zu lohnen. Der erlangte Ehrentitel entzückte ihn, und das Be-

wußtseyn, ihn verdient zu haben, entschuldigte die kleine Eitelkeit, die in dieser Freude lag. Es war nun einmahl Hiolms Schicksal, sich an einem glänzenden Nichts zu ergötzen; als Knabe fesselten ihn die bunten Erscheinungen der Erleninsel, als Jüngling ein hochtönender Name, und was ihm für ein Spielzeug als Mann aufbehalten war, das wird der Leser bald erfahren.

Hiolm von Seeland häufte Siege auf Siege, sein Durst nach Ehre ward nimmer gestillt, seine Ruhe war das Geräusch der Waffen, und so würde es sein ganzes Leben hindurch gedauret haben, hätte ihn das Schicksal nicht dem beständigen Wirbellauf, der keinen wahren Lebensgenuß statt finden läßt, mit einem einigen Zuge entrissen.

Einst gerieth er an einen grönländischen Seeräuber, die damahls sich auf den nördlichen Gewässern so furchtbar machten, als die Algierer heut zu Tage auf den südlichen. Der Kampf war hart, der Sieg war theuer, aber o wie schön die Beute! — Als Hiolm seinen Raub musterte, den er nach Gewohnheit größtentheils unter seine Krieger auszutheilen dachte, da fand sichs, daß er diesesmahl Kostbarkeiten enthielt, über deren Verschenkung man zweymahl Rücksprache mit sich selbst halten mußte. Zwey junge Sclavinnen wurden Hiolm vorgestellt, denen

er zwar, wie er in diesem Fall zu thun pflegte, gleich die Freyheit hätte schenken, und sie nach dem Orte bringen lassen sollen, den sie selbst gewählt hätten, die aber, ungeachtet sie den Helden kniend darum flehten, auf Sicht hingewiesen wurden, und vor der Hand in seiner Gewalt blieben. Auch wars, als wenn sie, besonders die schönste unter beyden, nur das erstemahl von Herzen um Loslassung gefleht hätten, und das andere und drittemahl die Bitte nur wohlstandshalben wiederholten.

Edda, sagte Hiolm am vierten Tage zu seiner schönen Gefangenen, du irrst, wenn du dich in meinen Banden glaubst; du bist frey, wie die Luft, die dich umgiebt. Nenne mir das glückliche Land, wo du geboren wardst, und meine Seegel richten sich augenblicklich nach dieser Gegend, und sollten es die cimmerischen Inseln oder das mittägliche Feuerland seyn. Aber, wenn du nun wieder bey den Deinen bist, wenn nun diese Augen dich nicht mehr sehen, was soll denn aus Mir werden? O Edda! Edda! welche Gewalt übst du über mein Herz! Sage, wer bist du, daß dein erster Blick mich so mächtig hinriß? Du bist meiner Seele verwandt, ich sahe dich heute nicht zum erstenmahl! sage, wo haben dich diese Augen zuerst erblickt? — Mir ists, als wenn ich dich mein ganzes

Leben hindurch ruhlos gesucht hätte, und da ich dich nun endlich gefunden habe, soll ich dich denn so liederlich wieder hingeben, wo du nie wieder mein werden wirst?

Edda beantwortete diese Rede mit einer stummen Thräne, die aus ihren schönen Augen rollte. Eine zweydeutige Antwort, die Hiolm vielleicht selbst misverstand, aber bald nahm Edda die Erklärung dieser Pantomine selbst über sich, und setzte den Helden dadurch in einen Himmel von Freuden.

Hiolm, sagte sie nach der damahligen offenherzigen Art der Mädchen. Ob ich dich zuvor gesehen, ob ich dich gesucht und nun gefunden habe, das weis ich nicht, aber daß mir wohl ist, unter deiner Hand, daß mir wehe wird, wenn ich ans Scheiden denke, das ist wahr; auch möchte ich wohl gern bey dir bleiben, wenn ich wüßte, wie ich das mit gewissen Dingen zusammen räumen soll, die ich nur weis und du nicht. Hilf mir aus meinem Zweifel, und ich will dir danken!

Deine Zweifel sind leicht zu lösen, sagte er, dich drängt vermuthlich die Furcht wider väterlichen Willen mein zu werden, laß uns zu den Deinen ziehen, ich bin Hiolm von Seeland, ich hoffe, kein Fürst wird mir seine Tochter versagen.

O nein! o nein! sagte sie, willst du mich so lüderlich dahin geben, wo du mich nie wieder zurückbringen wirst?

Diese Worte legte Hiolm auf unbedingte Einwilligung aus, und da man also in der Hauptsache einig war, so war ein Bündniß bald geschlossen, das in den damahligen Zeiten zwar so wohl für die Ewigkeit geknüpft ward als in den unsrigen, das man aber in jenen Tagen der rohen Natur, nie mit großen Ceremonien begleitete.

Als Hiolm des Jaworts seiner Geliebten gewiß war, führte er sie auf das Verdeck des Schiffs, und schwur ihr vor dem Angesicht des Himmels, der sie gränzenlos umwölbte, und der Sonne, die eben in die westlichen Fluthen wie in ein Feuermeer hinabsank, ewige Treue. Thulis, die Gespielinn der Braut, und Hiolms Schifsvolk, waren Zeugen; erstere begleitete die ganze Scene mit nachdenklichem Schweigen, aber letztere ließen ein lautes: Es lebe Hiolm von Seeland und Edda sein Weib! in die Lüfte ertönen, daß von dem lauten Jubelgeschrey die Wallfische aus dem ersten Schlummer auffuhren, und die Meergötter, die grünen Häupter hervorstreckten, zu sehen, was es gäbe.

Was hast du gethan? sprach Thulis zu ihrer Gefärthinn, als sie sich zuerst mit ihr allein

sah. Ist dies ein Bündniß, das deiner Abkunft ziemt? und wie denkst du es vor einem strengen Richter zu verantworten, den du wohl kennst, und dem es doch endlich kund werden muß.

O schweige, schweige! rief Edda, daß nicht irgend ein wandernder Geist dich höre und ihm bekannt mache, was er nie spät genug erfahren kann. Was Liebe that, kann vielleicht Liebe entschuldigen!

O Edda! Edda! erwiederte die andre, o du, die sich zu hoch hielt, Scandinaviens Königinn oder Fürstinn der Insel Mona zu werden, was ist aus dir geworden!

Nicht Neid oder menschenfeindliche Tadelsucht war es, was aus dem Munde der schönen Fremden sprach, sondern Liebe für ihre Freundinn Edda; diese wußte bald Mittel sie mit ihrer Wahl auszusöhnen, und da Thulis gestehen mußte, daß Hiolm von Seeland ein Mann ohne Gleichen sey, dessen Vorzüge wohl allenfalls eine Mesalliance entschuldigen konnte, so war das vertrauliche Einverständniß zwischen den beyden Gespielinnen wieder geschlossen, und eine gelobte der andern, in Lieb und Leid, in Noth und Tod bey ihr auszuhalten, und für sich kein geändertes Schicksal zu wünschen, wenn die Freundinn mit dem ihrigen zufrieden wär.

Hiolm wußte nichts von dem, was im Rath der Damen vorgegangen war, und wär auch ein Wörtgen davon ihm zu Ohren gekommen, so würde er wohl so wenig von diesen Räthseln verstanden haben, als wir noch zur Zeit davon verstehen. Er genoß das Glück, die schönste Person von der Welt, die liebevollste Gattinn sein Eigenthum zu nennen, ohne verbitternden Zusatz, und ob ihn gleich allerley Zufälle weit hinaus in die nordlichsten Gewässer verschlagen hatten, wo jetziger Zeit, weil es dort nicht gar lieblich zu schiffen ist, kein Seegel weht, so dünkten ihm doch die Mühseligkeiten, die Edda mit ihm theilte, wie nichts, und die lange Rückreise ins Vaterland, durch ihren Umgang verschönert, so kurz, wie die ehemahligen Farthen nach der Erleninsel.

Ach wie oft dachte er jetzt der dort verträumten himmlischen Stunden! Was damahls seiner kindischen Seele wie im Schatten vorschwebte, schien ihm jetzt im Arm seiner Edda ein weissagender Traum, der seine Deutung nicht verfehlt. Wie Edda und die Erleninsel zusammen paßten, wußte er zwar eigentlich nicht, aber seine Phantasie verband gern beyde Ideen mit einander, vielleicht, weil Edda das, was er ihr hierüber sagte, so gut zu verstehen und zu beantworten wußte; nicht jedermann kann sich in

solche Schwärmereyen finden, und wenn Hiolm zuweilen einem Freunde Winke von diesen Dingen gegeben hatte, so war er nicht selten verlacht worden. Seine Freundinn verlachte ihn nicht, und ward ihm dadurch desto lieber.

Die Eheberedung zwischen Hiolm und der schönen Edda hatte sehr wenig Artikel und Bedingungen gehabt, eins war indessen doch, das die letzte noch vor der feyerlichen Ablegung des Gelübds, ihrem Verlobten mit vielem Ernst vorgetragen hatte, und wovon sie sich schlechterdings nichts hatte abhandeln lassen.

Der Tag, sagte sie, der mich zuerst in die Sclaverey brachte, aus welcher du mich rettetest, wird mir ewig unvergeßlich seyn, ich habe gelobt, zu seinem Andenken allemahl den acht und zwanzigsten jedes Monden mit Beten und Fasten zu feyern. Vier und zwanzig Stunden vor und vier und zwanzig Stunden nach dieser Zeit, werde ich dir allemahl unsichtbar seyn, mich auf mein Zimmer verschliessen, und deine Liebe darf aus abnehmen, daß du nie einen Versuch machst, mich zu stören. Wärst du im Stande mir hierin Einwendungen zu machen, so müßte in diesem Augenblicke unser Bündniß gebrochen seyn.

Wo ist der Bräutigam, der unter solcher Bedrohung nicht alles eingeht, was seine Verlobte fordert? auch Hiolm that es, ob er es

gleich hintennach sehr bald erwog, daß es hart sey, auf diese Art in jedem Jahr des Anblicks seiner Geliebten fast des zwölften Theils beraubt zu seyn. Eifersüchtig war er zum Glück nicht, auch hatte er, wenigstens während der Schiffarth, keine Ursach sich etwas Arges unter dem Beten und Fasten seiner Gattin vorzustellen, der Schlüssel zu ihrer Kajüte war in seinen Händen, das Meer war Vormauer vor alle verbotene Wanderungen, und die treue Thulis, vor deren tugendhafte Strenge Hiolm große Achtung hegte, schlummerte als Hüterinn in dem Vorzimmer der andächtigen Edda.

Endlich ging die lange Seereise zu Ende, und Hiolm sahe wieder die weissen Küsten seines Vaterlands. Er sagte seiner jungen Gemahlinn viel von der Liebe seines Volks, viel von der Zärtlichkeit, die sein Vater für ihn hegte, und von dem frohen Empfang, der daher für ihn und sein anderes Ich zu erwarten sey. — In Rücksicht auf das erste ward auch seine Erwartung einigermaßen erfüllt. Als in Siölund die Post erschallte, daß der angebete Wohlthäter des Vaterlands, daß der lang erwartete Hiolm vor Anker liege, da strömte alles Volk hinaus, ihn willkommen zu heissen, und der reichen Beute zu genießen, die er immer von seinen Streifereyen mit zu bringen pflegte. Aber, als sie sein

Schiff sahen, das zu guter letzt noch einen gewaltigen Sturm ausgestanden hatte, und jetzt fast mast- und seegellos im Hafen einlief, als sie an ihm und seiner Schiffsmannschaft mehr die Gestalt ermatteter Seefahrer als reicher Sieger erblickten, als sie erfuhren, daß er diesesmahl ganz arm zurückkehre, weil man dem Meere, um das Schiff zu erleichtern, alle Schätze habe aufopfern müssen, da ließen sie einen gewaltigen Abfall der ersten Freude spüren, und der, der sonst fast keinen Schritt ohne jauchzendes Volksgedränge thun konnte, wurde nicht gehindert mit seiner Edda, dem einigem Raube, den er mitbrachte, ganz allein nach dem Hause Hinrichs von Röschild zu gehen. Thulis war ihre einzige Begleiterin, der Aufzug, den sie machten, war nicht sonderlich glänzend, ihre Kleider waren durch die lange Seereise unscheinbar geworden, und ihre Schönheit war ihr einziger Schmuck, die aber, wie bekannt, im geringen Gewand immer nur wenig Aufsehen macht.

War Hiolms Empfang bey dem Volke gering gewesen, so war er bey seinem Vater noch schlechter; ersteres war unzufrieden, daß der sonst so beutereiche Held nichts, und Hinrich zürnte, daß er zuviel mit herüberbrachte. Die Schnur, welche der junge Mann seinem Vater vorstellte, stand demselben gar nicht an, abge-

tragene Kleider, ein leeres Schiff, waren kein Zeichen von reicher Mitgift; der gewinnsüchtige Kaufmann hatte auf glänzendere Verbindungen für seinen Sohn gerechnet. Die Wahrheit, die Eddas Gemahl in der Brautwerbung über seine Lippen gehen ließ, daß Hiolm von Seeland wohl auf eine Fürstentochter rechnen könne, war dem alten Hinrich gewisser und einleuchtender als irgend jemand; was mußte er denn fühlen, da er sahe, daß sein Sohn diese große Erwartungen um einer Sclavin, einer Bettlerin willen, verschleudert hatte?

Dieses waren die Namen, die er der schönen Edda beylegte, sobald er mit ihm allein war; sie ins Angesicht zu beschimpfen, dazu war der alte Herr doch nicht unhöflich genug, auch hatte sie ein gewisses Etwas an sich, das Ehrfurcht und Schonung gebot, und ihr jede Beleidigung, jede üble Nachrede immer nur hintennach schallen machte.

Hiolm war durch das Misvergnügen seines Vaters tief bekümmert, aber seine Gattinn verlassen konnte er darum nicht. Er that was ihm möglich war, Hinrichen von Röschild mit seiner Wahl auszusöhnen, aber dieser blieb der er war, Hinrich von Röschild, der Mann, der Gold und Größe für das höchste Gut der Erde hielt, und Schönheit und Tugend nur denn ei-

nes Blicks würdigte, wenn sie mit den ersten verbunden waren.

Edda fühlte den kalten Empfang tief im Herzen, aber sie wechselte mit ihrem Gemahl keine Worte darüber. Er nahm sie und ihre Freundinn und brachte sie nach einem kleinen Hause am Ufer der See, welches sein eigen war, und wo er seine Wirtschaft so eng einschränkte, als es seine diesmahligen Umstände erforderten. Edda ließ sich alles gefallen, und schmiegte sich mit bewundernswürdiger Geduld, in ein Leben, zu welchem sie wahrscheinlich nicht geboren war. Thulis weinte im Stillen und hütete sich ihrer Freundinn Vorwürfe zu machen, aber Hiolm war immer voll Muths und froher Hoffnung. Meine Umstände, sagte er zu sich selbst, müssen sich ändern, es sey auf die eine oder die andere Art: Mein Vater kann nicht ewig hart gegen einen Sohn seyn, den er ehemahls vergötterte, und säumt er mir helfende Hand zu bieten, so kann ein einziger Zug in die See mir so viel Beute bringen, daß Edda keinen Mangel mehr kennen, daß die Liebe meines Volks, vielleicht auch die Liebe meines Vaters zurückkehren wird.

Die Hoffnungen, die sich Hiolm machte, täuschten indessen beyde. Zwar nahm er die Trümmern seines kleinen Vermögens zusammen,

sein

sein Schiff wieder auszurüsten, zwar wagte er mit demselben verschiedene Streifereyen wider die Seeräuber, die sich in seiner Abwesenheit ziemlich gemehrt hatten, aber er kam immer als der Besiegte zurück, und an Beute war gar nicht zu denken.

Liebe und Achtung sind immer der Schatten des Glücks, dieses war von ihm gewichen, so war es natürlich, daß auch die beyden andern nicht wiederkehrten. Das Volk sah seinen ehemahligen Retter ruhig an seiner Seite darben, und Hinrich verhärtete sein Herz immer mehr. Weder Hiolms Leiden, noch Eddas Schönheit, noch das Lächeln eines Enkels, den sie ihm um diese Zeit in die Arme legte, konnte zärtliche Wallungen in einem Herzen erregen, das für nichts Gefühl hatte, als für Reichthum und Größe.

Dieses war die Zeit für das Haus des Verlassenen fromme Busübungen anzustellen! Edda konnte ihre Bet- und Fasttage ungetadelt und ungehindert halten; Hiolm gönnte ihr gern die Einsamkeit ihres Zimmers, um auf dem Seinigen gleichfalls einem Gram ungestört nachzuhängen, dem er aus Schonung in ihrer Gegenwart nie freyen Lauf ließ.

Der hartherzige Vater machte das Leiden des Sohnes zum Mittel, ihn zur Einwilligung

in gewisse Plane zu bringen, die er sich vorgesetzt hatte. So wie das Haus des Reichen von Schmeichlern und Augendienern umlagert wird, so schleicht um die Hütte des Armen unablässig ein Heer von Spähern und Austrägern, nichts kann in derselben vorgehen, das nicht verkundschaftet und beurtheilt würde, so geschah es, daß Hinrich bald alles wußte; was in Hiolms vier Mauern vorging, und dasselbe in seine Plane verwebte.

Was säumt Hiolm, ließ er ihm sagen, das Joch der Armuth und des väterlichen Zorns abzuschütteln, das er um eines Weibes willen trägt, welches keine Aufopferung verdient? Wer ist Edda, daß ihr Gemahl ihr zu Liebe das Elend baut? Hat sie ihm auch nur noch hinlängliche Auskunft über ihre Geburt und ihr Vaterland gegeben? Kann er sich nur der kleinsten freundschaftlichen Vertraulichkeit von der Falschen rühmen? Was beginnt sie in den Tagen und Nächten, da sie ihn von ihrer Gegenwart verscheucht? Sie betet und fastet? — Ha des Wahns! Hiolm belausche sie nur einmahl in ihrer Einsamkeit, so wird er die Sachen gar viel anders finden!

Ich weis nicht, was diese Vorstellungen, mit welchen man dem unglücklichen Manne täglich in den Ohren lag, endlich würden gefruchtet haben,

wahrscheinlich hätte er wie andere Helden des Fabelreichs, die auf solche Proben gestellt wurden, endlich untergelegen, wenn nicht eine weise freundschaftliche Hand das Unheil abgelenkt hätte.

Die treue Thulis sahe das Ungewitter kommen, und benachrichtigte ihre Freundin davon. Edda, sagte sie, ein böser Geist ist geschäftig, dich und deinen Gemahl auf ewig zu entzweyen. Ich weis, die Enthüllung deiner Geheimnisse kannst und darfst du ihm nicht verzeihen, und doch hat er schon die Hand nach dem heiligen Vorhang ausgestreckt, ihn freventlich hinwegzuziehen. Ich scheue seine Gegenwart wegen der Dinge, mit welchen er mich unterhielt. Den kühnen Fragen werden bald kühne Handlungen folgen, wenn du nicht etwas ersinnst, der Sache vorzubeugen.

Edda ward nachsinnend. Wohlan, rief sie nach einer langen Pause, der Streich sey gewagt, den ich noch einige Zeitlang aufzuschieben gedachte; es ist besser das Räthsel zu lösen zu der Zeit, da Hiolm noch der vortheilhaften Auflösung desselben würdig ist, es ist besser, die verdrüßliche Lage, in der wir sind, heute zu endigen, ehe noch die Geduld der Theilnehmer ausgeht, als die Sache um einen Augenblick zu lang dauren zu lassen. Ich zwar fühle Kraft noch Jahre lang um Hiolms willen zu dulden, ich triumphire in dem,

was ich ihm aufopfere, aber hat er Kraft und Muth gleich mir auszuhalten? und was hast du gethan, gute Thulis, ohne Nutz und Endzweck mit mir leiden zu müssen?

Die Damen gingen zu Rath, wie das, was sie im Sinne hatten, am füglichsten einzuleiten wär, sie konnten nicht ganz einig werden, aber am Morgen mußte Hiolm selbst zu einem Anschlage die Hand bieten, der ohne Zweifel der beste war.

Dieser treue zärtliche Gemahl, der dem Bruch des Gelübds der Bescheidenheit bey weitem nicht so nahe war, als die vorsichtige Thulis meynte, redete seine Gemahlin folgendermaßen an. Edda, sagte er, ich kanns nicht länger dulden, dich arm und unglücklich zu sehen, diese Arme müssen dein Schicksal ändern; geht es auf dem gewöhnlichen Wege nicht, so laß uns einen andern wählen; ich habe einen im Sinne, und gehe nächster Tage wieder in die See, ihn zu versuchen.

Wie? fragte Edda ein wenig spitzig, kann Hiolm sich entschliessen, seine Gattin auf Wochen und Monate sich selbst zu überlassen, die er kaum im einsamen Zimmer sich und der Tugend sicher glaubt?

Höre, was ich vorhabe, erwiederte Hiolm, der ihre Rede nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Alles, was ich außer dir habe, ist noch

jenes Schiff, meine Armuth macht, daß es zu schlecht bemannt, zu schlecht versehen ist, als daß ich eine von meinen gewöhnlichen Streifereyen wider die Seeräuber vornehmen sollte, die mir ohnedem nicht mehr glücken wollen. Mein Entschluß ist, mich in die Dienste irgend eines großen Königs zu begeben. Noch ist der Name Hiolm von Seeland berühmt genug, mir günstige Aufnahme und großen Sold zu verschaffen, dieses ist gut für den gegenwärtigen Mangel; für die Zukunft haftet mein Schwerd, der Himmel wird ihm ja endlich wieder günstig werden, und es mit der alten Stärke würken lassen! Bete für mich, du fromme Beterinn, daß dein Hiolm wieder das Schrecken der Feinde werde, das er vormahls war.

Edda ward über das, was Hiolm sagte, bis zu Thränen gerührt; wie konnte sie wider diesen Mann Zorn oder Verdacht im Herzen hegen? War nicht fast jedes seiner Worte Widerlegung ihrer Besorgnisse? — Sie sahe, daß sie wenigstens vor der Hand ganz unnöthig waren, doch was sie für den wankenden Hiolm zu thun entschlossen gewesen war, das konnte sie dem standhaften noch weniger versagen.

Mein Gemahl, sagte sie, indem sich die gewöhnliche Holdseligkeit über ihr schönes Gesicht verbreitete, darf deine Edda fragen, welcher Kö-

nig so glücklich seyn wird, Hiolms Schwerd vor sich fechten zu sehen? — Doch nicht der König von Scandinavien? — O scheue den Dienst des blutgierigen Kriegers! Ehre, Ruhm und Beute gönnt er nur sich selbst, seinen Dienern Wunden und Tod.

Und wem sollte ich sonst meine Waffen widmen? fragte Hiolm, der König der nordischen Reiche hat das nächste Recht auf dieselben.

Es giebt noch mehr nordische Fürsten, mein Theurer! Kennst du den König von Thule? fürwahr ein tapfrer und weiser Fürst, würdig, den ersten Thron der Welt zu besitzen, und doch vergnügt mit seinen rauhen Gebürgen, die die Natur so stiefmütterlich bedachte.

Hiolm wunderte sich, seine Gemahlin mit so vielem Feuer für einen Fürsten sprechen zu hören, dessen Name in diesen Gegenden nicht allzubekannt war, denn der stille Ruhm guter friedfertiger Fürsten fliegt nicht weit über die Gränzen ihrer Reiche. Edda gab vor, unter den grönländischen Seeräubern, aus deren Gewalt sie Hiolm errettete, viel von dem König von Thule gehört zu haben, und that ihren Erzählungen von ihm noch so viel rühmliches hinzu, daß Hiolm, begeistert wie sie, bey seinem Schwerd gelobte, es für keinen andern als ihn zu ziehen.

Als sie ihn so gestimmt sah, fuhr sie fort: Darf ich dir rathen, mein Gemahl, so diene dem Fürsten, dem du dich widmest, ehe du ihm deine Dienste anbietest. Die Grönländer beunruhigen die Küste von Thule sehr, du wirst in diesen Gewässern unbestellte Arbeit finden. Laß den Ruf deiner Thaten vor dir hergehen, und du wirst dem tapfern Könige der nordlichen Insel desto willkommner seyn; und noch eins: — In dem Lande, wo ich geboren bin, ein Seeland wie das Deinige, hält man viel auf ein glückliches Schiffszeichen; ich halte gänzlich, es hat dir bisher an einem solchen gemangelt, und du hast darum keinen Sieg noch Beute finden können. Thue diesesmahl, was ich dir sage, nimm den alten Wallfischkopf von dem Hintertheil deines Schiffs, und scheue die Kosten nicht, mich, deinen Sohn und meine Freundin Thulis, nach dem Leben auf dasselbe mahlen zu lassen; du wirst sehen, was dir dieses für Frommen bringt, und mir ewig dafür danken.

Der Vorschlag der schönen Edda ließ sich hören, aber die Ausführung brauchte Ueberlegung; allerdings hatte eine solche Farth nach Thule mehr zu sagen, als zum König von Scandinavien, indessen, Hiolm that das äußerste, sich und sein Schiff zu diesem Zuge geschickt zu machen, und hatte die Freude, Unterstützung von

einer Gegend zu erhalten, woher er längst nichts mehr erwartete.

Hiolms Vater sahe es aus verschiedenen Ursachen gern, daß sich sein Sohn von Siölund entfernte, und mit seiner Hülfe war er in sehr kurzer Zeit fertig, in See zu gehen. Auch das Gemählde ward von einem guten lombardischen Meister, den der Zufall nach Norden führte, gefertiget; zwar fand man es ein wenig seltsam, aber Edda wollte hierin ihren Willen haben, und ihr zu Liebe ward es ihrem Gemahl sehr leicht, sich über das Gerede der Leute hinweg zu setzen.

Der Abschied des Gatten und der Gattin war von seiner Seite thränenvoller, als von der ihrigen; ihr schien irgend etwas Großes vorzuschweben, das sie tröstete; ach, dämmernde Hoffnung winkte ihr vielleicht von ferne, und sie übersahe darüber den Abgrund, den man zu ihren Füßen öfnete!

Hinrich von Röschild hatte nichts erwartet, als die Abreise seines Sohns, um seine feindseligen Anschläge wider die unschuldige Edda auszuführen. Kaum hatten sich seine Seegel am Horizont aus dem Gesicht verloren, so nahm der hartherzige Vater die schöne junge Frau, ihren Sohn und ihre Freundin, setzte sie in einen Nachen, und ließ sie mit nothdürftigen Lebensmitteln versehen, hinüber an die Erleninsel führen,

bis er beschlossen hätte, was er mit diesen dreyen unglücklichen Personen thun wollte. Seine Neider sagten ihm nach, er habe im Sinne gehabt, sie an einen chinesischen Sclavenhändler zu verkaufen, dergleichen in den damahligen Zeiten, da alles anders war als jetzt, viele in Siölund einzusprechen pflegten.

Nicht alle Einwohner der Stadt, welche wir hier eben genannt haben, waren hartherzig oder undankbar, es gab viele, die Hiolms Gemahlin aufrichtig beweinten, als sie sie hinüber nach der wüsten übelberüchtigten Erleninsel führen sahen, und Hinrichs böse Absichten muthmaßen konnten. Sie aber lachte und suchte die schöne Thulis, die etwas weniger heiter war, als sie, zu gleicher Fröhlichkeit zu bewegen. Merke, sagte sie leise zu ihr, wie gut es das Schicksal mit uns meynet; ists doch, als hätte es unserm Feinde den Ort unserer Verweisung selbst in den Sinn gegeben!

Während man solcher Gestalt mit Hiolms liebsten Freunden verfuhr, durchschnitt sein Schiff den Ocean, und peitschte die Wellen, bis es kam in die Gegend, wo es laut der Weissagung seiner klugen Gemahlin, bestellte Arbeit finden sollte, und sie würklich fand. Der Seeräuber Raddock beunruhigte zur selbigen Zeit das atlantische Meer, seine Absicht war vornehmlich auf Thule

gerichtet, und es war vielleicht um die *) Schnee-insel und ihren guten König gethan gewesen — denn Naddock war sehr mächtig — wenn das Schicksal nicht einen Retter herbey gerufen hätte.

Wie es dem Helden von Seeland möglich war, mit einem einigen Schiffe wider einen so mächtigen Gegner zu siegen, darum befrage uns niemand, denn wir wissen nichts zu antworten, als daß die alte Fabelgeschichte, besonders die nordische, reich an wohl noch unglaublichern Ereignissen ist. Gnug, Hiolm siegte, wenigstens in so weit, daß er den Feind von Thule auf eine lange Zeit entkräftete, und ihn nöthigte, sich mit den Ueberbleibseln seiner Macht auf die große Insel zu flüchten, die man in den damahligen Zeiten Atlantis nennte, und wo es ihm wenigstens nicht an Raum fehlen konnte, wieder zu Kräften zu kommen, und einst doppelt fürchterlich zurückzukehren.

Hiolms Gelegenheit war es nicht, ihn auf seiner Flucht zu verfolgen, hiezu fehlte es ihm an Macht; er ließ ihn im Besitz der goldnen Brücke, die laut des Sprichworts jeder fliehende Feind verdient, und lief, wie ihm Edda vorgeschrieben hatte, in den großen Hafen bey der

*) Diesen Namen soll Naddock, als er dreyßig Jahr später seine Absicht erreichte, beygelegt haben, bis sie weiterhin Island oder Eisland genannt ward.

Hauptstadt der Schneeinsel ein, wo ihm schon der Ruf von seinen Thaten zuvorgekommen war, und wo sich bey seiner Ankunft das ganze Land regte. Ist das der Hiolm von Seeland, rief jedermann, dessen Namen uns unsere durch ihn geretteten Schiffe nennten? Ist das der Ueberwinder des mächtigen Naddocks, der Schützer von Thule? — Mensch oder Halbgott, wer er auch sey, wir müssen ihn empfangen und ihn ehren, wie es Pflicht und Dankbarkeit heischt. Der, welcher für jede Vergeltung zu hoch ist, weis wenigstens den Lohn des Danks zu schätzen, und ist nicht unempfindlich gegen den gestreuten Weyhrauch.

Hiolm war weder Halbgott noch irgend ein anderes über menschliche Vergeltung erhabnes Wesen, um desto empfindlicher war er gegen die Aufnahme, die er hier fand. Man trug ihm außer dem gestreuten Weyhrauch noch manch glänzendes Zeichen der Erkenntlichkeit an, aber die Siege über Naddock waren nicht ohne Beute gewesen, er konnte alles ausschlagen und sich durch seine Grosmuth in desto höheres Ansehen setzen. Der alte König von Thule war von seinen Thaten, von seinem edeln Betragen, von seiner Heldenfigur, von allen, was ihn umgab, bezaubert. Hiolm begehrte in seine Dienste zu treten, und der gute Prinz erklärte sich mit vieler Rührung,

er wollte ihn lieber zum Sohn als zum Diener annehmen.

Der alte Herr war kein Feind von den Freuden des Weins, und einer nach nordischer Art gut besetzten Tafel, und es verstand sich, daß der Liebling des Volks und der seinige, den Beweis der gemeinen Achtung in zahlreichen Gastmahlen einnehmen mußte, die man ihm zu Ehren anstellte. Nachdem Hiolm oft und köstlich genug auf des Königs stattlichem Meerschloß bewirthet worden war, hielt er es dem Wohlstand gemäß, ihn und seine Großen auch einmahl in sein Schiff auf Seemannskost einzuladen. Die Einladung ward angenommen, und es ging schier bey Hiolms Feste noch stattlicher zu, als beym Mahle des Königs.

Nachdem die Gäste des Seefahrers sich wohl an seiner gutbesetzten Tafel ergötzt, und den von Naddock erbeuteten Wein köstlich befunden hatten, kam ihnen die Lust an, Hiolms Schiff, an welchen ihnen, wie natürlich, alles fremd und ausländisch vorkam, zu besichtigen. Der Held von Seeland war bereit zu allem, was sie verlangten, er zeigte ihnen den ganzen innern Bau des schwimmenden Hauses, und schlug am Ende eine Farth um das ganze Schiff vor, damit man seine Schönheit und Stärke auch von außen beurtheilen könnte.

Die Chaluppe ward ausgesetzt, man stieg ein, und bewunderte, weil man einmahl im Bewundern war, fast jeden Nagel, fast jede künstliche Fügung der Breter und Bolen, die sich dem Auge darstellte; aber wer schildert das allgemeine Erstaunen, als Hiolm das Fahrzeug ein wenig weiter in die See führen, und denn auf das Hintertheil des Schiffs in gerader Richtung zuseegeln ließ, so daß das herrliche Gemälde, das wir auf den vorigen Seiten erwehnt haben, sich dem Auge in voller Schönheit darstellte.

Man kann sich in der That nichts reizenders denken, als das wohlgetroffene Bild der zwey schönsten Personen, die damahls leben mochten, und eines Kindes, schön wie der Liebesgott. Die lächelnde Edda wiegte den kleinen Hiolm auf ihrem Knie, und ihre Freundin, die sich über ihre Schulter lehnte, schien sich an dem Anschaun der Mutter und des Sohns zu weiden, ohne zu ahnden, wie viel sie selbst zur Vollkommenheit der bewundernswürdigen Gruppe beytrug, alle drey waren so treffend gebildet, daß der, der sie einmahl im Original gesehen hatte, sie in dieser Kopie nicht verkennen konnte, auch hatte der Künstler die Farben so gut aufgetragen, daß Wind und Wetter ihnen nicht geschadet, sie vielmehr gehoben hatten.

Als dem König das Wunderbild in die Augen fiel, da bemeisterte sich seiner ein solches Erstaunen, daß er mit Hintansetzung des königlichen Anstands, die Arme weit auseinander warf, und in ein lautes Geschrey ausbrach. Seine Ministers sahen und empfanden in diesem Augenblicke das nehmliche, sie wußten sich aber besser zu fassen. Er sah sie, sie sahen ihn mit deutungsvollen Blicken an; auf beyder Lippen schwebten Worte, weil aber die Diener sahen, daß ihr Herr dieselben zurückhielt, so schwiegen auch sie, und ließen es bey stummen Zeichen des Erstaunens bewenden.

Hiolm war nicht viel weniger bestürzt, als sie, er besorgte aus der schnellen Veränderung aller Gesichter, daß hier etwas seyn müßte, das einen nachtheiligen Eindruck machte, und äußerte seine Furcht mit einigen angstvollen Worten; denn er hatte den alten König von Thule liebgewonnen, und hätte ihm ungern zu einigem Misvergnügen Anlaß gegeben.

Beruhigt euch, mein Sohn, antwortete der gute Fürst, ich bin mit euch zufrieden; aber ich wiederhole in dieser Stunde meine Bitte, meinen Befehl, wenn ihr es so nennen wollet, diese Küste nicht ehe zu verlassen, bis ich über gewisse Dinge ausführlich mit euch gesprochen habe.

Nach diesen Worten gab der König Befehl, mit der Chaluppe nicht erst ans Schiff zu fahren, sondern sogleich zu landen, weil ihm Dinge vorgefallen wären, die keinen Aufschub litten.

In der That war das Herz des guten Fürsten so voll, daß er sich nicht mehr zu halten wußte, und genöthigt war, die Einsamkeit zu suchen. — Was ist das? sagte er zu sich selbst, als er allein war. Welche Deutung soll ich diesen Dingen geben, und was soll ich beginnen? Meine Leute, — sie haben alle gesehen, was ich sah; werden sie schweigen? Und ist gleichwohl nicht Schweigen noth, da man nicht weis, was unter diesem äusserst seltsamen Zufall verborgen liegt. — Nein, die Sache leidet keinen Aufschub, man rufe mir Hiolm von Seeland, ich muß sogleich mit ihm sprechen.

Sage mir Hiolm, rief der König, als der junge Seefahrer durch den schnellen Vorbeschied doppelt bestürzt gemacht, eilig herein trat, sage mir, was bewog dich an dieser Küste zu landen?

Begierde nach Ehr und Ruhm, Begierde in eure Dienste zu treten, weil ihr mir als ein guter König gerühmt wurdet!

Warum zeigtest du mir heute das Gemälde am Hintertheil deines Schiffs, damit du mich so seltsam überrascht hast?

Ich zeigte es euch nicht, wie konnte ich glauben, daß es euch interessiren würde? ihr bekamt es zu sehen, wie ihr jeden andern Theil des Kiels gesehen habt.

Unmöglich! unmöglich! dir ist alles bekannt! und ich bitte dich, eile, mich von den Personen zu unterrichten, die jenes Wunderbild vorstellt!

Ich weis nichts weiter von ihnen zu sagen, als daß sie meine Gattin mit ihrem Sohn und ihrer Freundin vorstellen.

Himmel! deine Gattin? dein Sohn? — Soll ich trauren oder mich freuen? Freuen, freuen will ich mich! denn bist du gleich kein Fürst, so kannst du es werden, auch hat dir der Himmel bereits ein Fürstenherz, Fürstenthaten und Fürstenruhm gegeben.

Hiolm wußte nicht recht, wie er mit dem alten Herrn dran war, und hielt es für gut, auf Dinge, die er nicht verstand, zu schweigen.

Rede, rede nun! fuhr der König fort, welche unter den beyden Damen ist deine Gattin.

Die Schönste!

Die Schönste? also die, welche sich über die Schulter ihrer Freundin lehnt?

Mit nichten, die, welche das Kind auf den Knien hält!

Bey diesen Worten änderte sich das Gesicht des Königs, man konnte nicht genau sagen, ob zu mehrerer oder minderer Freude. Schlag ein, Hiolm, sagte er, nach einer Weile, indem er dem bestürzten Seefahrer die königliche Hand hinhielt. Du bist mir nicht so nahe verwandt, als ich meynte, aber doch nahe genug, daß ich dir den Sohnsnamen bestättigen kann, den ich dir gleich ersten Blicks beylegte. Dich hat das Glück an diese Küste gebracht, dein Glück und das meinige. Seeräuber raubten mir vor mehr als Jahresfrist, meine Tochter und meine Nichte, du schenkst sie mir wieder. Thulis ist mein Kind, deine Gemahlin Edda, zwar nur die Tochter des Erlkönigs, aber doch eine Prinzessin, auf deren Besitz du stolz seyn kannst, wenn du denselben zu behaupten weist.

Ihn behaupten? schrie Hiolm, den Besitz meiner Edda behaupten? dafür bürgt mir mein Schwerd. Auch unser Sohn bürgt mir dafür, wie kann man seine Mutter von ihrem Gemahl reissen, ohne sie auf ewig zu beschimpfen.

Du fassest die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte, fuhr der König von Thule fort, dein Sohn möchte vielleicht das Band seyn, das dir deine Gemahlin auf ewig versicherte; aber auf dein Schwerd traue nicht; du kennst den

Erlkönig nicht, sonst würdest du so nicht reden. Alle andre Bedenklichkeiten zu geschweigen, so sind die kleinen Fürsten in gewissen Punkten kitzlicher, als die großen. Ich würde dir vielleicht meine Thulis nicht misgönnt haben, ich hätte mich vielleicht meines Enkels gefreut, aber der Vater der schönen Edda? — Doch fasse guten Muth, und sage jetzt mir etwas nähere Nachricht von meinen Verlornen, damit ich sehe, wie Thulis wieder in meine Arme zu bringen, und wie dir und deiner Gemahlin zu helfen ist.

Hiolm und der König brachten den Morgen in Gesprächen über diese wichtigen Dinge heran, der Vater der schönen Thulis machte ihn etwas näher mit der Familie des Erlkönigs bekannt, die ihm nicht allerdings gefallen wollte, und er hingegen erzählte seinem neuen Oheim so viel von der mißlichen Lage, in welcher sich Edda und ihre Freundinn zu Seeland befänden, daß der einhellige Schluß gefaßt wurde, gleich des andern Tages eine Gesandschaft abzufertigen, um die Prinzessinnen herüber zu holen. Daß sich Hiolm an der Spitze derselben befinden sollte, versteht sich, wie hätte er die Abholung seiner Gemahlin einem andern anvertrauen sollen, als sich selbst? Er eilte auf sein Schiff, die nöthigen Verfügungen zu treffen, und sagte unaufhörlich zu sich selbst: Dies wars, weise Edda,

warum du mich nach Thule sandtest! Dies war das Glück, das mir dein Bild bey dem besten aller Fürsten bringen sollte.

Als der König seiner Seits auch mit allen Zubereitungen zur Heimholung der Damen, die er so glänzend als möglich machte, fertig war, und ein günstiger Wind die Seegel schwellte, da stiessen die Schiffe von Land, und der Vater der schönen Thulis rief seinem Neffen ein herzliches Lebewohl nach. Sey getrost Hiolm, sagte er, und beschleunige deine Reise; ehe du mit meinen Töchtern zurückkommst, habe ich euch das Herz des Erlkönigs erworben, und er kommt euch selbst entgegen, dich als Sohn, seine Edda als Tochter zu umarmen.

Der Wind trug Hiolms Schiff nebst den Schiffen der Gesandten von Thule, auf schnellen Flügeln nach Seeland, wo über die glänzende Erscheinung kein kleines Aufsehen entstand. Hiolms Flagge kannte man wohl; wer waren aber die andern? — Und als jetzt die Gesandten ans Land stiegen, als sich der Name des Königs, der sie abschickte, und die Ursach ihrer Ueberkunft enträthselte, welche Verwunderung! welches Erstaunen, auf einer Seite! welche Beschämung auf der andern! — Der alte Hinrich von Röschild wußte kaum die Augen vor seinem Sohne

aufzuschlagen, als er ihm einen Blick auf seine bösen Absichten mit der unschuldigen Edda verstatten mußte. Der pflichtvolle Sohn milderte die Verlegenheit seines Vaters, so gut er konnte; zufrieden, nun aller Verfolgungen lachen zu können, warf er einen Schleyer über das Vergangene, und suchte die Gesandten von Thule glauben zu machen, man habe die Prinzessinnen aus guter Vorsorge auf die Erleninsel geschickt, und diese schlichten geradsinnigen Leute fanden hierin auch nichts unglaubliches.

Die Ueberfarth nach der wüsten Insel wurde mit großer Pracht vollzogen. Zu den königlichen Gesandten gesellten sich alle Patrizier von Sidlund, an deren Spitze sich Hinrich von Röschild befand, der nicht wußte, wie er seine begangenen Fehler vergüten, und sein Entzücken über die hohe Schwägerschaft, zu welcher ihm Edda verhalf, ausdrücken sollte.

Es ist schwer, unsern Verächtern zur Zeit des Glücks nicht Gegenverachtung zu zeigen; doch die Prinzessin war zu edel nach gemeinen Grundsätzen zu handeln, sie nahm sich vollkommen wohl bey der Sache. Die Gesandten blieben in ihrem Wahn, die Leute von Sidlund fanden volle Erwiederung ihrer Höflichkeiten, und Hinrich von Röschild konnte über seine Schnur nicht klagen, nur in einem war sie unerbittlich, sie ließ sich

nicht bewegen, eine Nacht zu Siölund zu bleiben. Die Sehnsucht nach ihren Verwandten war viel zu groß, wie sie sagte, als daß sie nicht gleich von der Erleninsel dahin abschiffen sollte. Hinrich bat um Zurücklassung des kleinen Hiolms, und man kann urtheilen, ob man ihm eine so wunderliche Bitte gewähren konnte. Sie gingen sämtlich zu Schiffe, und ließen die Beschämten zurück.

Hiolm und Edda waren entzückt, sich unter solchen Adspekten wieder zu haben, aber nichts verglich sich mit dem Jubel der schönen Thulis, daß sie das Elend verlassen sollte, das sie um nichts und wieder nichts gebaut hatte, und einem Vaterland entgegen eilte, das sie so ungern, und blos aus Freundschaft so lang entbehrt hatte.

Eines Abends, als Hiolm und Edda mit einander auf dem Verdeck ihres Schiffs saßen, und der Landung zu Thule zitternd und hoffend entgegen sahen, öfnete die Tochter des Erlkönigs den Mund, ihrem Gemahl gewisse Aufschlüsse zu geben, welche zu fordern er zu bescheiden war, und nach denen ihm doch das Verlangen aus den Augen sah.

Die Luft war still und heiter, die Wellen trugen das Schiff leicht auf dem grünen Rücken davon, und der Mond stand nicht am hohen Himmel rund und vollwangigt, sondern kam am

äußersten Horizont wie eine schmale gekrümmte Sichel herauf; ein Zeichen, welches Hiolms ungestörten Umgang mit seiner Gemahlin allemahl am günstigsten war.

Mein Theurer, begann die sanfte Edda, du hast mir der Fragen so viele zu thun, und du schweigst? — Wohl, ich verkenne deine großmüthige Schonung nicht, und eile, da ich nun kein Geheimniß mehr vor dir haben will, deine Zurückhaltung zu belohnen: Höre meine Geschichte, in ihr findest du jeden Zweifel gelöst, der dich noch beunruhigen könnte.

Daß ich des Erlkönigs Tochter bin, weißt du bereits durch den König von Thule, aber der gute Oheim mag sagen, was er will, mein Vater ist kein so kleiner Fürst, als er ihn schildert. Wohl ihm in seinem freundlichen Wahne, daß er seine Schneeinsel für wichtiger hält, als das große Reich des Erlkönigs, das sich über die ganze Erde ausbreitet, und in den Gegenden, die euch Menschen die unbekanntesten sind, am stärksten ist. Es wär über diese geheimnißvollen Dinge viel zu sagen, doch jetzt nur so viel, als du zu fassen vermagst: Wir sind ein Geistergeschlecht, den Menschen nur zur Hälfte verwandt, unserer Herrschaft sind besonders unterworfen die wüsten Inseln des Meers, und die Stellen der Erde, wo der Baum wächst, den

man nach unsern Namen benannte. Wir lieben die Menschen, und befreunden uns gern mit ihnen. Die nordischen Reiche sehen meistens Prinzessinnen aus unserm Hause auf ihren Thronen, auch ich war zu diesem Schicksal bestimmt; mein wartete Scandinaviens Krone, und dies war mein Unglück, wirds vielleicht noch in später Zukunft seyn.

Kein weibliches Geschöpf kann auf Vorzüge der Schönheit und hoher Geburt eingebildeter seyn, als ich es war; kein irdisches Wesen war, das ich meiner Verbindung würdig schätzte, gern hätte ich mich mit den Geistern des Aethers befreundet. Ich wußte, daß unser Geschlecht dem Tode so wohl unterworfen ist, als ihr, und des Vorrechts der Unsterblichkeit nur unter gewissen Bedingungen genießt, ich kannte sie nicht, denn sie sind den meisten von uns ein Geheimniß; aber davon glaubte ich überzeugt zu seyn, daß Verbindung mit dem schwachen, sterblichen, fehlerhaften Menschengeschlecht nicht der Weg sey, zu denselben zu gelangen; daher entstand mein Abscheu vor der Scandinavischen Krone, die ich mir durch die Verbindung mit einem Sterblichen erkaufen sollte. Ich widerstand dem Willen meines Vaters, so gut ich konnte, suchte Aufschub und Ruhe in der Einsamkeit; der Erlkönig hatte mir die kleine Insel an der Küste

von Seeland zum Eigenthum gegeben, hier lebte ich in stiller Abgeschiedenheit mit meinen Jungfrauen, unbemerkt von dem gröbern Auge des Menschen, ihm nur in den hellen Mondsnächten sichtbar, da wir unsere Tänze zu halten pflegten, denn der dichtere Körper, in welchem wir uns zeigen, und in welchem auch du mich jetzt vor dir siehst, ist zwar der volle Abdruck der ätherischen Gestalt, die uns die Natur verlieh, aber für uns gleichsam nur ein grober Regenmantel, in welchen wir uns hüllen, um vor euch erscheinen zu können.

Ich lebte ruhig in meiner philosophischen Einsamkeit, wo ich mich mit lauter überirdischen Dingen, vornehmlich mit den Mitteln zur Unsterblichkeit zu gelangen, beschäftigte. Daß rund umher mehrere Erbprinzen wohnten, wußte ich, aber ich achtete es nicht, und besorgte mir von ihnen nichts arges; gleichwohl sollte einer von ihnen auf eine widrige Art in mein Schicksal verwebt werden; der Himmel gebe, daß seine Einflüsse nur nun zu Ende seyn.

Der Fürst der Insel Mona hatte von mir gehört, und kam heimlich mich zu sehen, meine Schönheit fesselte seine Augen, meine hohe Geburt schmeichelte seinem Stolze, und mein bekannter Abscheu vor der Verbindung mit einem Sterblichen, machte ihm große Hoffnungen. —

Es dauerte nicht lang, so begann er mit seinen Zudringlichkeiten mir lästig zu werden. Ich sandte meinem Vater Nachricht davon, und er, dem eine Verbindung mit einem seiner Vasallen so wenig anstand, als mir, säumte nicht mir zu Hülfe zu kommen. Er fand den Verwegenen, als er in dichterer Verkörperung, Gott weis, in welcher Absicht meine Wohnung umschlich. Die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Als der Fürst der Insel Mona unter den Händen meines Vaters fiel, fluchte er mir: Die Stolze! rief er. Ihr Uebermuth müsse durch die Verbindung mit einem gemeinen Sterblichen gedemüthigt werden! und o könnte, könnt' ich leben, um zu Einleitung meiner Rache mitwürkend zu seyn!

Mein Vater hielt es für gut, daß ich mich auf einige Zeit von meiner Insel entfernte. Er brachte mich zu dem Könige von Thule, meinem mütterlichen Verwandten. Dort lernte ich zuerst Menschen kennen und lieben, Geschöpfe, die ich vorher noch nie gesehen hatte. Mein Herz verband sich auf das innigste mit der schönen Thulis, der Tochter meines Oheims, wir schwuren einander feste Freundschaft in Glück und Widerwärtigkeit, wir haben den Schwur gehalten, der gegenseitigen Aufopferungen zwischen uns sind nicht wenig gewesen.

Ich liebte meine Base so sehr, daß ich um ihrentwillen meine Einsamkeit aufzugeben beschloß. Ich besuchte dieselbe nur zur Zeit des Vollmonds, da uns ein unwiderstehlicher Zug in die Gegenden, wo wir herrschen, zur Feyer mystischer Feste hinreißt. Der gröbere Körper, den ich meiner Freundin zu Liebe jetzt für beständig trug, blieb als Unterpfand meiner Wiederkunft bey ihr zurück, wenn ich des Monats einmahl als leichte Schattengestalt nach meiner Insel schwebte. Als treue Hüterin wachte sie bey der Hülle, von deren Verletzung wir, so lange wir uns dieser irdischen Verkleidung bedienen, den Tod nehmen.

Ich fand auf meiner lieben Insel alles ziemlich so, wie ich es gelassen hatte. Meine Jungfrauen, die dort zurückgeblieben waren, hatten schon ehedem Spuren auf derselben entdeckt, daß sie zuweilen von Menschen besucht würde, jetzt sagten sie mir, daß dergleichen Besuche sich noch öfters einfänden, und daß einer oder der andere sich sogar zuweilen wagte, auf unserm Grund und Boden zu übernachten.

Ich überzeugte mich bey der ersten Mondsfeyer selbst von dieser Kühnheit, ich sah den Verwegenen lauschen hinter einem Rosenstrauche, und unsere Tänze beobachten, sein Urtheil war gesprochen; als es tagte, verfügte ich mich selbst auf die Stelle des Frevels, ihn zu bestrafen.

Aber — o Hiolm, wie soll ich dir dieses erzählen, ohne vielleicht Muthmaßungen zu erregen, die meiner Würde nachtheilig seyn möchten! — Ich sah den schönsten Jüngling noch an den Gränzen der Kindheit, fast noch Knabe, schlafend auf einen Rasenhügel hingegossen. Er blühte wie die Jugend des Himmels, Unschuld und Edelmuth sprachen aus seinen sanften Zügen, der Rosenstrauch, unter dem er schlummerte, überstreute ihn mit den Blättern seiner Blumen, als wollte er ihn meinen Augen entziehen; ach vielleicht wär es gut gewesen, hätte ich ihn nicht gesehen! mein gerechter Zorn ward entwafnet, ich fühlte vielleicht in diesen Augenblicken den ersten Anfang einer Leidenschaft, mit der mir der Fürst der Insel Mona geflucht hatte.

Ich sah den holden Lauscher sich regen, als wollte er erwachen, und ich entfloh mit meinem luftigen Gefolge, ich fürchtete, von ihm erblickt zu werden. Man lasse ihn, sagte ich zu meinen Leuten, es ist fast noch ein Kind, von ihm wird uns weder Unfall noch Entweihung wiederfahren.

Nach der Zeit fehlten wenig Vollmondsnächte, da ich den jungen Menschen nicht hinter seinem Rosenstrauche sah, ich trauerte, wenn ich ihn einmahl vermißte, ich beschleunigte meine Herüberkunft von Thule, und verzögerte mei-

ne Abreise. Ich lobte die Bescheidenheit des jungen Fremdlings, daß er sich immer nur mit dem Schauen begnügte, und es nie wagte, sich in unsere Reihe zu mischen, und doch war auch ein heimlicher Wunsch in mir, er möchte einst kühner seyn, und mir Gelegenheit geben, ihn näher kennen zu lernen.

Noch nicht zwölfmahl hatte ich die monatliche Reise von Thule nach meiner Insel gemacht, als der Zuschauer unserer nächtlichen Feste sich gar verlor; ich sah ihn nicht mehr auf seinem Rasenhügel lauschen, und es war, als wenn ich mein Eyland seit dem einsamer fänd, und meine Rückkehr nach Thule beschleunigte. — Was war das, Hiolm, das ich damahls für einen fühlte, den du wohl kennst? Liebe doch nicht? — O nein, diese Leidenschaft sollte ich erst später kennen lernen!

Jahre vergingen. Der schöne Knabe, den ich nicht mehr sah, konnte, wie Thulis meynte, nun wohl zum Jüngling herangereift seyn, und meinem Herzen ernstlichere Gefahr drohen, wenn ihn das Schicksal mir wieder entgegen führte. Sie scherzte fleißig mit mir über diesen Gegenstand, und ich nahm diesen Scherz auf, wie ein Mädchen von dem andern so etwas aufzunehmen pflegt; wir commentirten und erweiterten das

Abentheuer, belachten es von ganzem Herzen, und — vergaßen es.

Ach, die Zeit nahte heran, da wir die jugendlichen Scherze unter der Hand des Unglücks bald gänzlich vergessen sollten. Wir hatten die heissen Quellen, dergleichen es in dem Königreich meines Oheims viele giebt, besucht, und uns an den seltsamen Naturerscheinungen belustigt, die man in diesen Gegenden wahrnimmt; auf der Rückreise reizte mich eine schöne Fläche voll grünen Berggrases zum Spatziergang. Es war nah am Ufer des Meers. Ein Seeräuber, der mit seinem Schiffe hinter einem Felsen lag, ward uns gewahr, und hielt uns für gute Beute. Wir wurden geraubt, und ehe man am Hofe des Königs von Thule unsern Verlust wissen konnte, waren wir bereits viele Meilen weit in die See einem Schicksal entgegen geführt, das für eine Seele, die das Süße der Freyheit kennt, das Schrecklichste unter der Sonne ist.

Wir wurden Sclavinnen, Sclavinnen Naddocks, des übermüthigsten unter allen Söhnen des Raubes. Schon längst hatte er Absichten auf die Schneeinsel gehegt, der Besitz der Erbin dieses Landes, feuerte ihn an zu noch kühnern Gedanken. Thulis ward von seiner beleidigenden Liebe gequält, sie war seine Sclavin und sollte sich die Freyheit durch das Opfer ih-

rer Hände erkaufen. Ich verschweige, in wie weit Naddocks Bande mich fesseln konnten, aber da ich zu schwach war, meine Freundin mit mir frey zu machen, so war ja wohl das wenigste, was ich für sie thun konnte, daß ich nebst ihr gefangen blieb, bis sich unser Schicksal änderte.

Wir litten viel von unserm grausamen Eigenthumsherrn, und Thulis würde wahrscheinlich ohne mich noch mehr gelitten haben. Naddock ahndete in mir etwas außerordentliches. Er hatte eine Art von Furcht vor mir, deren Grund ich besser wußte, als er; ein Wort von mir konnte ihn in die Gränzen der Ehrfurcht zurückschrecken, wenn die Leidenschaft für meine Freundin ihn zuweilen derselben vergessen machte.

Wie lange die Ahndung von der Gegenwart eines höhern Wesens im Stande gewesen seyn würde, einen wilden Menschen im Zaume zu halten, das weis ich nicht. Das Schicksal sorgte für baldige Endigung unserer Verlegenheit, es spielte uns in deine Hände — O Hiolm! du weist das Uebrige! Ich sah dich; meine Augen kannten dich nicht mehr, aber mein Herz that es! Das ehemahlige kindische Wohlgefallen an dem Knaben auf der Erleninsel, ward, auf den Helden von Seeland übergetragen, zur mächtigen Leidenschaft. Mein Herz schlug für dich, ich wußte nicht warum. Ich ward die deinige,

und konnte es nicht errathen, was mich, die stolze Tochter des Erlkönigs, so schnell zum Misbündniß mit einem Sterblichen geneigt machte!

Du erzähltest mir deine frühe Jugendgeschichte, ich räumte sie mit der meinigen zusammen, und sahe nun klärer; wir waren alte Bekannte, schon längst vom Schicksal zu gegenseitiger Liebe bestimmt, Gott gebe von einem günstigen Schicksal! ich hoffe nicht, daß der Fluch des Fürsten von Mona hier einen Einfluß haben soll. Ich liebe in Hiolm keinen gemeinen Sterblichen, liebe in ihm den Edelsten seines Geschlechts!

Ich hielt es nicht für gut, dich von dem Zusammenhang deiner Geschichte mit der meinigen zu unterrichten, oder dir zu sagen, daß du in mir ein Wesen aus einer höhern Sphäre liebtest; hierzu kannte ich dich noch nicht genug, du mußtest erst geprüft werden, aber wärst du in dieser Prüfung nicht bestanden, so hätten wir uns trennen müssen, auf ewig.

Ich liebte dich sehr genug, um diese Trennung wie den Tod zu scheuen, und hielt es daher, als mir einige Zweifel in deine Standhaftigkeit in den Sinn kamen, fürs beste, das Räthsel früher zu lösen, als du, von meinen Feinden aufgewiegelt, einen Schritt thätest, den ich nicht hätte verzeihen dürfen. Ich erfand die

Reise zum König von Thule, ich wußte, daß dieser gute Prinz seine Tochter und mich im Bilde augenblicklich kennen, und daß sich hieraus alles andere entwickeln würde; auch wußte ich, daß er sich zu unserm Vermittler beym Erlkönige aufwerfen, und daß er hierin vielleicht glücklich seyn würde. So sahe ich dich voll süßer Hoffnungen abreisen, und wußte nicht, daß mir in deinem Vaterlande, von deinen nächsten Freunden, zu eben der Zeit, Unglück bereitetet wurde, da ich mich ganz für dich aufopferte, die Liebe meines Vaters, Kron und Thron, die Hoheit meiner Abkunft, und die Hoffnung der Unsterblichkeit, für dich in die Schanze schlug.

Noch weis ich nicht genau, was dein Vater wider mich im Sinne hatte, wollte er mich tödten, wollte er mich in entfernte Welttheile als Sclavin verkaufen, oder, welches noch ärger gewesen wär, wollte er mich in die Hände des Fürsten der Insel Mona liefern. Ach ich habe seit einiger Zeit Muthmaßungen, daß dieser mein alter Verfolger, Gott weis durch welchen Zufall, beym Leben erhalten wurde, und mit dem heimtückischen Kaufmann von Seeland in heimlichen Traktaten steht. Er hat seine Absichten auf mich noch nicht aufgegeben, er wünscht mich oder meinen Sohn zu besitzen; so viel sehe ich ziemlich klar,

klar, das übrige liegt noch vor mir in Dämmerung gehüllt. Hiolm, hüte, hüte dich! du bist ein kurzsichtiger Sterblicher, er könnte seine Plane vielleicht durch deine eigene Hand auszuführen suchen!!

Edda sagte dieses mit großer Bewegung, einige Funken sprühten dabey aus ihren Augen; eine Erscheinung, die Hiolm noch nicht an ihr gesehen hatte, und die ihm nicht ganz zu gefallen schien. — Er verbarg sein Entsetzen, gab ihr die Versicherungen, die sich denken lassen, und sie fuhr fort.

Dein treuloser Vater wählte zum Glück zu Erreichung seiner Absichten ganz falsche Mittel; sein Alliirter mußte ihn schlecht unterrichtet haben. Er brachte mich auf meine geliebte Erlinsel in Sicherheit, einen Ort, von wo mich weder Menschen noch Geistergewalt entführen kann, wenn ich nicht selbst will. Thulis weis das Entzücken, mit welchem ich mein Eyland begrüßte, weis die vergnügten Tage, die wir dort im Kreis der Geschöpfe aus meiner Klasse verlebten. Es ist schade, daß Thulis nur ein Erdenmädchen ist, sie schickte sich in unsere Sitten, als wär sie eine der Unsern, und so wurde sie auch von uns geliebt.

Unsere feyerliche Abholung von der Erlinsel, die der Anfang dieser Reise ward, weist du. Deines Vaters Forderung ihm meinen Sohn zurück

zu lassen, hast du auch gehört; fast verließ mich bey derselben meine mühsam behauptete Mäßigung; ich erkannte die Tücke des Fürsten von Mona in diesem Zuge zu deutlich. Noch einmahl Hiolm, hüte, hüte dich! daß du nicht etwa einst selbst, durch diesen Verräther berückt, das Werkzeug zu unserm Unglück werdest; eine dunkle Ahndung schwebt mir vor, daß du schon einst in seinen Stricken gewesen seyst.

Hiolm war froh, daß diese Warnung von seiner Gemahlin diesmahl sanftmüthiger ausgesprochen wurde, als zum erstenmahle; er umfaßte sie, und versprach ihr alles, was sie wollte. Keines Dinges in der Welt war er so sicher, als seiner Treue gegen sie, ob er gleich fühlte, daß es ihm lieber gewesen wär, die schöne Edda eine Erdbürgerin, als ein Wesen höherer Art zu sehen; dies wars eben, was die Erlprinzeßin besorgt haben mochte, und darum hatte sie sich ihm so spät als möglich offenbart.

Hiolm suchte den hohen Stand seiner Gemahlin zu vergessen, so viel er konnte, und sie kam ihm darin treulich zu Hülfe. Ihm zu Liebe stieg sie ganz von ihrer Höhe herab, war sanft, unterthänig, ohne alle Ansprüche, ein vollkommenes irdisches Weib von der besten Gattung, die es auf diesem Erdenrund giebt; sie kannte ihren Vortheil, sie wußte, daß man nicht blenden muß,

wenn man gefallen will, und daß scheue Ehrfurcht sich nicht mit inniger Liebe verträgt.

Zärtlich theilte sie jede Freude, jeden Kummer, mit ihm, und was das letzte anbelangt, so machte ihn die Liebe ohnedem gemeinschaftlich. Ihre höchsten Besorgnisse gingen jetzt auf die Aufnahme zu Thule. Wird unser Vermittler gesiegt haben? Wird der Erlkönig unsre Liebe billigen und nicht trennen? Wird er den alten Plan, seine Edda zur Königin von Scandinavien zu machen, auch um Hiolms willen, gern und gänzlich aufgeben? — Dieses waren die Fragen, welche die zärtlichen Gatten einander täglich vorlegten, bis die lange Reise zu Ende ging, und der Erfolg ausweisen mußte, was man zu hoffen habe.

Sie stiegen zu Thule ans Land, und o Freude! Edda sah ihren Vater an der Seite ihres Oheims ihr entgegen kommen! Während Thulis von dem letztern väterlich bewillkommet wurde, erhielt sie die nämliche Aufnahme von dem ersten. Gegen Hiolm geberdete sich der Erlkönig etwas kaltsinnig, aber sein und Eddens kleiner Sohn ward desto zärtlicher von dem Geisterprinzen geliebkoßt, man sahe wohl, daß dieses Kind die einzige Ursach war, warum an keine Trennung eines Bündnisses gedacht wurde, das übrigens nicht sonderlich nach dem Geschmack des stolzen Fürsten seyn mochte.

Hiolm war so vergnügt, als er seyn konnte, im Grunde aber behagte ihm die hohe Schwägerschaft nicht allzusehr; besonders mißfiel es ihm, daß der ungestüme Erlkönig die garstige Angewohnheit hatte, bey aller Gelegenheit mit Funken um sich zu sprühen; was bey unser einem heißt, das Blut steigt uns ins Gesicht, das war bey dem Geisterfürsten gleich Feuer und Flamme. Hiolm hatte diese Erscheinung ein einigesmahl an seiner Edda wahrgenommen, und schlechte Freude daran gefunden, wie hätte sie seinen Beyfall haben sollen, da er sie an einem Geschöpf sahe, das ihm über und über mehr Furcht als Liebe erregte! — Die Politesse wollte indessen, daß man nichts von solchen Gefühlen äußerte, Hiolm verschloß sie im Innersten seines Herzens, und beschloß, sich vor dem vornehmen Schwäher zu hüten.

Als man einen Monat und einen halben zu Thule geweilt hatte, sagte der Erlkönig, es sey nun Zeit, seine Tochter und seinen Enkel heimzuführen, und seinem Eydam die Hauptstadt seines Königreichs zu zeigen. Hiolm trug schlechtes Belieben zu dieser Reise, aber er hätte kein Held seyn müssen, hätte er hier die mindeste Furcht geäußert. Der alte König von Thule, der einen tiefern Blick in das Herz des jungen Mannes that, als die andern alle, sprach ihm insgeheim einen Muth ein, und so ging man mit ziemlicher Fassung zu Schiffe, einen Weg anzutreten, dessen

Ende wenigstens Hiolm nicht wußte; er war entweder schlecht in der Geographie seiner Zeiten bewandert, oder die Hauptstadt des Erlkönigs stand auf keiner der damahligen Landkarten.

Er nahm sich oft die Freiheit, seinem Schwiegervater darüber einige Fragen vorzulegen, aber er erhielt allemahl unbefriedigende Antwort. Eines Tages, da er in ziemlicher Einigkeit mit ihm auf dem Verdeck stand, und seine gewöhnlichen Nachforschungen erneuerte, übernahm den ungestümen Erlkönig der lang verbissene Grimm so heftig, daß er nicht säumte, einen Anschlag auszuführen, den er lang im Sinn gehabt hatte, und dem jetzt, da sie ohne Zeugen waren, nichts im Wege stand. Meine Hauptstadt, sagte er zu dem fragenden Hiolm, sollst du wohl nimmermehr sehen; gehe hin, und suche sie im Abgrund des Meers!

Mit diesen Worten gab der boshafte Geisterfürst dem unglücklichen Gemahl der schönen Edda einen so heftigen Stoß, daß er über Bord viele Ellen weit hinaus in die See flog, die ihn mit gierigem Rachen hinabschlang. Hiolm war klug, vorsichtig, ringfertig und stark, ein anderer hätte ihm diesen Streich so leicht nicht spielen sollen, ohne ihm im Fallen Gesellschaft zu leisten; aber hier war die Partie ungleich; welcher Sterbliche kann sich mit einem übermenschlichen Wesen messen?

Während Hiolm sank und sank bis auf des Meeres Boden, bis zu den Grundvesten der Berge, erhob der Erlkönig auf dem Schiffe ein gewaltiges Geschrey über den Unfall, der seinen lieben Eydam betroffen hatte. Seine Tochter bey gutem zu erhalten, war ihm daran gelegen, daß sie ihn bey dem Verlust ihres Gemahls außer Verdacht ließ. Er stellte sich daher gewaltig beängstigt. Alles, was im Schiffe schwimmen konnte, ward aufgeboten, den Mann zu retten, den sein treuloser Schwäher jetzt zum erstenmahl mit den zärtlichsten Beynamen beehrte; er ging so weit, sich selbst hinabzulassen in die tobenden Wellen, gleich als wollte er Hiolms Rettung mit eigner hoher Hand bewürken, ein König wie dieser, der sich in allen Elementen gleich gut zu behelfen weis, konnte so etwas wohl wagen, ein anderer würde mehr Sorgfalt für seine geheiligte Person bewiesen haben.

Was Edda hierbey sagte und begann, ist leichter zu denken als zu beschreiben. Wär sie eine gemeine Sterbliche gewesen, sie würde bey ähnlichen Gefühlen, als sie hegte, ihrem Gemahl sogleich nachgesprungen seyn. Ihr hätte ein solcher Sprung nichts gefrommt; ein Geisterleben ist nicht so leicht im Ocean ausgelöscht, und doch wie gern hätte sie das ihrige aufgegeben, um Hiolm zu retten. Die Unsterblichkeit war nichts in

ihren Augen, seit sie die Liebe zu einem Erdbürger von ihrer phantastischen Höhe herabgebracht hatte.

Hiolm war indessen nicht so verlassen und verloren, als Edda besorgte und ihr Vater glaubte. Die nehmliche Macht, die ihn in seinen Knabenjahren schon einmahl das Leben im Wasser gefristet hatte, war auch hier geschäftig; so tief er gesunken war, so hoch ward er auf einmahl empor gehoben. Er fühlte sich mit der Hälfte des Leibes über dem Wasser, er wußte nicht wie; er schwamm auf stürmenden Wellen dahin, er wußte nicht auf was Art; gemeine Schwimmerkunst, in der er freylich treflich geübt war, half hier nicht; ein Wunder war es, das ihn rettete.

Als er seine seltsame Farth ohne Fahrzeug, Ruder und Seegel bis an dem Abend fortgesetzt hatte, sah er auf einmahl Land, und ehe eine Viertelstunde verging, warf ihn eine große Welle mit ziemlicher Bescheidenheit auf das Ufer einer schönen grünen Insel, deren erster Anblick schon bezauberte, und die auch bey näherer Besichtigung keinen andern Fehler hatte, als daß sie wüste war.

Als Hiolm sich erholt und die Nacht in süsser Betäubung verschlafen hatte, gesellten sich zu dem frohen Gedanken: ich bin gerettet! eine Menge andre, die nicht so angenehm waren. O Edda, Edda! rief er, wie ward ich von dir getrennt, und wie soll ich dich wieder finden! —

Er durchging mit den traurigsten Gedanken die ganze Insel; Trost für eine Besorgniß, die er noch nicht einmahl gefühlt hatte, für die Sorge um seine Lebenserhaltung fand er genug; überall frische Quellen und fruchttragende Bäume, überall einladende Schatten zu Ruhe und Wohnung, nirgend ein schädliches Thier; aber — dies war es auch alles. Keine Hoffnung anderer Art! überall tode Einsamkeit! rund umher genseit der Insel nichts als eine unermeßliche Fläche von Himmel und Wasser, und also die volle Unmöglichkeit einst seine Edda wieder zu sehn.

Welches Schiff sollte sich in diesen verlassenen Winkel der Erde verirren, ihn wieder zu der Geliebten zu bringen? Welcher Mund sollte ihm nun sagen, in welcher Himmelsgegend er sich befände, oder ihm zu irgend einem Anschlag der Rettung behülflich seyn? — Armer Hiolm, wär es wohl Wunder gewesen, wenn du dich der Verzweiflung überlassen, und dein Leben in den Wellen geendigt hättest, aus denen du kaum entkommen warest?

Es muß nicht gewöhnlich seyn, daß man sich um einer verlornen Frau willen ins Meer stürzt, sonst wüßte ich nicht, wie Hiolm, der zärtlichste Gatte, den es jemahls gab, der Versuchung hätte widerstehen können, es zu thun.

Zwey lange Jahre hielt er es aus, und lebte und trauerte und hofte immer, bis endlich der Himmel sich seiner erbarmte, und mit ihm that, wie ihr sogleich sehen werdet. Der Himmel, sage ich? war ihm das auch ganz zuzuschreiben, was hier geschah?

Hiolm trat einst gegen den Abend die Wanderung an den Strand des Meers an, die er, weil seine Hütte nicht weit von demselben entlegen war, des Tages mehrmahls zu wiederholen pflegte; an der äußersten Spitze seiner Insel glaubte er immer der entfernten Geliebten näher zu seyn, dort, meynte er, müßten seine Seufzer ihr Ohr eher erreichen, als zwischen den Bäumen und Hügeln seines Aufenthalts.

Als er nun diesesmahl so der untergehenden Sonne entgegen ging, siehe, da wandelte aus dem Dunkel des Berges eine Menschengestalt gegen ihn herauf. Langsam nahte sie, und gab der ganzen Abendscene, ich weis nicht, welche schauervolle Feyer.

Welch eine Erscheinung! Der arme verlassene Insulaner wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, er glaubte sie vom Abendstrahl geblendet, und schützte sie mit der vorgehaltenen Rechten. Die Erscheinung blieb. Jetzt kam sie näher und auf einmahl stand ein großer majestätischer Mann vor ihm, dessen ernster tiefdenken-

der Blick etwas außerordentliches an sich hatte. Der entzückte Hiolm sahe jetzt nichts in ihm, als den Menschen, und flog ihm mit dem Jubel entgegen, den ein solcher Anblick in seiner Lage erregen mußte.

Ists möglich, schrie er, ists möglich, daß ich endlich auf dieser unbewohnten Insel meines gleichen finde? O mein Bruder, wo warst du in diesen langen einsamen Jahren, daß du dich mir nicht einmahl zeigtest!

Du bist bisher der einige Bewohner dieser Insel gewesen, versetzte der Fremde, wie hätte ich mich dir zeigen sollen? Ich komme diesen Augenblick erst herüber, mit dir über wichtige Dinge zu sprechen.

Wie ist das möglich? Weder Schiff noch Sturm können dich an dieses Ufer gebracht haben.

Ich kam herüber auf unbekannten Wegen; die Ursach meiner Ueberkunft bist du: Ich kenne dich wohl, Hiolm von Seeland! ich weis den ganzen Umfang deines Unglücks, auch die Bosheit des Erlkönigs, die er an dir verübte, ist mir nicht verborgen; seine Ungerechtigkeit aufs höchste zu treiben, steht er jetzt im Begriff, dein Weib an den König von Scandinavien zu vermählen. Der morgende Tag ist zu dem Feste angesetzt, das du durch deine Gegenwart stören must. Es ist nöthig, daß du in dieser Stunde abreisest, deine Rechte zu behaupten!

Abreisen? wie kann ich das?

Lächerlich! Ich, der dich zweymahl aus den Wellen des Meers rettete, werde Mittel wissen, dich an den Ort zu bringen, wo ich dich haben will. Doch der Dienst, den ich dir erzeige, ist nicht klein, was giebst du mir, deine Dankbarkeit zu bezeigen?

O alles, alles! nimm mein Leben! nimm das liebste, was ich habe!

Das wär zu viel! Wisse, ich bin dir mit alter Schuld verhaftet, du magst dafür die zweymahlige Rettung deines Lebens rechnen. Für das übrige will ich Bezahlung nehmen, aber nicht so viel, als du bietest; von dem Liebsten nur die Hälfte.

O laß diese Teidungen jetzt! schrie der ängstliche Hiolm, und führe mich sogleich dahin, wo ich in diesem Augenblick seyn möchte!

Noch ists zu zeitig, sagte der Fremde mit seinem gewohnten Ernst, die Sonne muß erst ganz hinunter, ehe wir reisen können. Setze dich jetzt und höre, was du nothwendig wissen mußt, um bey dem wichtigen Geschäft so zu handeln, wie ich will.

Hiolm setzte sich auf einen Stein dem Unbekannten gegenüber, der sich schickte eine Erzählung zu beginnen, von welcher der Insulaner nicht ein Wort vernahm, denn — o Wunder, bey dem ersten Eingang einer Rede, die dem Zu-

schnitt nach ziemlich lang werden mußte, fielen ihm die Augen zu, und er entschlief.

Niemand hat wohl je weniger Neigung zum Schlummer gehabt, als Hiolm, da er von demselben befallen wurde; sein ganzes Wesen war mit Ungeduld erfüllt, dort zu seyn, wo Edda auf dem Punkte stand, ihm entrissen zu werden; tausend Gedanken, ob sie gezwungen oder freywillig der Treue gegen sein Andenken entsage, ob er sie bedauren oder mit ihr zürnen müsse, wogten in seiner Seele auf und nieder, und kein Zustand ist, wie bekannt, dem Schlafe ungünstiger, als dieser. Gleichwohl befiel ihn mit dem ersten Laut, den er von der wichtigen Rede vernahm, eine solche Trägheit, daß er sich kaum aufrecht zu erhalten wußte. Seine Augenlieder schlossen und öfneten sich wechselsweise, er sah den Unbekannten sich gegenüber, hörte das Summen seiner Stimme, wußte bald nichts mehr von dem, was er sah und hörte, und fiel in gänzliche Betäubung zurück; ein Umstand, der vermuthlich mit zu dem Plane des Fremden gehörte, welcher etwa keine Lust hatte, ihn die unbekannten Wege, auf welchen er herübergekommen war, mit wachenden Augen machen zu lassen.

Seinem Gefühl nach, hatte Hiolm lang geschlafen und seltsam geträumt, als jetzt die Betäubung floh, und er im Begriff stand, die Augen zu öfnen. Edda treu? sagte er zu sich selbst,

und doch im Begriff die Gattin eines andern zu werden? Ich, der einige, dessen Gegenwart das verbrecherische Bündniß stören könnte, und doch hier auf dieser verwünschten Insel angefesselt? durch eine Welt von Wassern von der Gegend getrennt, wo ich so nöthig bin? O Adlersflügel, oder Eddas Schattengestalt, wenn sie die Erlinsel besuchte!! Ich erliege unter den Banden, die mich hier zurück halten.

So dachte Hiolm im Aufwachen, aber, als er sich jetzt völlig ermunterte, als er sich aufrichtete und um sich her sah, welch Erstaunen, sich an einem ganz andern Orte zu befinden, als wo er entschlafen war!!

Er glaubte noch immer zu träumen, er rieb die Augen und sah noch immer, was er gleich anfangs erblickte. Wo bin ich? sagte er zu sich selbst; statt der Bäume und öden Felsen meiner Insel dieses stolze Gebäu? das Marmorpflaster unter mir, statt des grünen Rasens, auf welchem ich entschlummerte? Das ferne Getöß von Menschenstimmen und geschäftigen Händen, statt der ewigen Todesstille, die dort herrschte? Dies ist der Vorhof eines königlichen Pallasts; aber wo? das ist die Frage. Nie sahe ich das, was mich umgiebt! Hat mich ein Wunder hieher gebracht? Doch dort kommen Leute, ich muß sie fragen. Ist es noch Traum oder Gesicht, das mich umgaukelt, so muß sich die Sache nun gleich aufklären.

Hiolm, der in seiner zweyjährigen Einsamkeit nicht vergessen hatte, wer er war, und sich in demselben Augenblicke noch den nehmlichen Mann glaubte, der er seyn mochte, als ihn des Erlkönigs Majestät über Bord zu werfen geruhte, rufte mit herrischem Ton einen der Diener herüber, die er in den benachbarten Hallen auf und ab gehen sah. Man kam, aber nicht um seine Befehle zu hören, oder auf seine Fragen Antwort zu geben, sondern ihm ins Gesicht zu lachen.

Wo ihr seyd? sagte endlich einer; Nun wahrhaftig, einfältiger hat nie ein schmutziger Bettler gefragt! Wie ihr hieher kommt? Diese Frage geben wir euch zurück! Ihr wißt doch hoffentlich wohl, daß Euresgleichen nicht in diesen Pallast gehören? Seyd so gut und entfernt euch, denn wenn der Schloßwart vorübergeht, und sieht euch, so möchte es übel um euch stehen!

Hiolm warf bey diesen Worten einen Blick auf seine Kleidung, und fand sie für eine Welt, in welcher man alles nach der äußern Schale beurtheilt, in der That nicht sehr glänzend. Die Kleider, welche er bey seiner Ueberkunft auf die Insel getragen hatte, waren längst zerrissen, gegenwärtig bestand seine Hülle in einem alten Segeltuche, zu welchem er, wir wissen nicht wie, gekommen war. Das einige was ihm hätte Ehrfurcht erwecken und seinen Stand muthmaßen lassen können, war sein gutes Schwerd, an dessen

Griff einige große Edelgesteine saßen; es war ein Geschenk des Königs von Thule, ihm auch um des Gebers willen unschätzbar, und daher von ihm so unzertrennlich, daß er es weder Tag noch Nacht abgürtete, und also bey der Reise, auf dem unbekannten Wege, auch mit herüber gebracht hatte. Sein Auge fiel im Ueberschauen seiner Hülle auch auf dieses Denkmahl ehemahliger Größe, und es war, als wenn ihm dieser Anblick einige Beruhigung in die Seele strömte. Die Diener achteten nicht weiter auf ihn, und verließen ihn lachend. Er sah wohl, daß er es auf eine andere Art anfangen müßte, wenn er hier fortkommen wollte. Er fühlte peinlichen Durst und bat, indem er mit gemilderter Stimme ihnen nachrief, um einen Trunk Wasser.

Gut, antwortete einer, Höflichkeit möchte dir hier ehe helfen, als Troz. Folge uns, und du sollst deinen Durst stillen, aber nicht mit Wasser; wisse, hier wird heute nichts als Wein getrunken. Man reichte ihm einen vollen Becher, er labte sich und dankte, allein man gab ihm zu verstehen, daß es hier nicht mit bloßem Dank gethan wär; du bist stark genug zu arbeiten, sagten sie, und an Arbeit für deines gleichen fehlts hier nicht. Nimm den Wassereimer, schöpfe aus dem Springbrunnen und besprenge das Marmorpflaster, daß es nicht stäube, wenn der König und die Prinzessin über den Hof in den Garten gehn.

Aber, mein Gott, rief Hiolm, kann ich auch erfahren, wo ich bin, und von was für Königen und Prinzessinnen hier die Rede ist. — Von wem anders, war die Antwort, als von unserm gnädigen Herrn, dem König von Scandinavien, und der Tochter des Königs der unbewohnten Inseln, seiner Braut, die ihm heute an die Hand gestellt werden wird.

Hiolm sah nun auf einmahl helles Licht. Der Ehrennahme, dessen sich der Erlkönig im Curialstyl zu bedienen pflegte, war ihm nicht unbekannt, und der Name des Königs von Scandinavien noch weniger. — Also ist alles, was mir gestern begegnete, und wovon ich heute die Fortsetzung sehe, doch kein Traum? sagte er zu sich selbst. Edda Braut eines andern? ich im Vorhof ihres Pallasts die Hochzeitfreude zu stören? aber in dieser Gestalt, in der mich nicht einmahl die nichtigen Diener respektiren? — Himmel, wie soll ich es anfangen? O, daß ich die Rathschläge des Unbekannten nicht verschlafen hätte! Er wollte mir sagen, wie ich mich bey der Sache nach seinme Willen benehmen sollte, aber ich will sterben, wenn ich ein Wort weis; der betrügerische Schlummer hat mich um alles gebracht.

Unter diesem Selbstgespräch hatte Hiolm seine Wassereymer gefüllt, und fing an das Mar-

morpflaster zu besprengen; er machte es so ziemlich ungeschickt, denn einestheils hatte er nie ein ähnliches Geschäft unter Händen gehabt, anderntheils war ihm sein Kopf auch so voll von seltsamen Gedanken, daß er selbst nicht wußte, wie ihm zu muthe war, und daß er sich wohl bey den allergeläufigsten Uebungen albern angestellt haben würde.

Er war eben wieder zum Brunnen gegangen, um noch einmahl zu schöpfen, als dicht bey ihm aus dem Haupteingange des Schlosses eine weibliche Gestalt vorüber strich, die er augenblicklich erkannte, und ihr einen sehnenden Blick nachschickte. Es war die schöne Thulis, die Tochter des Königs der Schneeinsel, die hinab in den Garten eilte, für ihre Freundin eigenhändig noch einige Blumen zum Brautschmuck zu pflücken. Ja, wenn ich diese sprechen könnte! sagte er zu sich selbst. Doch wird sie mich auch für den erkennen, der ich bin? Ach, meine Kleider sind es nicht allein, die mich unkenntlich machen, Zeit und Jammer mögen mich wohl sehr geändert haben!

Hiolms Vermuthung war nicht im strengsten Verstande wahr. Der Gram der Liebe, sagt man, vermindert die Schönheit nicht. Er hatte auf seiner Insel ganz gut leben können, auch hatte er daselbst die Sorge für seine Per-

Aber, mein Gott, rief Hiolm, kann ich auch erfahren, wo ich bin, und von was für Königen und Prinzessinnen hier die Rede ist. — Von wem anders, war die Antwort, als von unserm gnädigen Herrn, dem König von Scandinavien, und der Tochter des Königs der unbewohnten Inseln, seiner Braut, die ihm heute an die Hand gestellt werden wird.

Hiolm sah nun auf einmahl helles Licht. Der Ehrennahme, dessen sich der Erlkönig im Curialstyl zu bedienen pflegte, war ihm nicht unbekannt, und der Name des Königs von Scandinavien noch weniger. — Also ist alles, was mir gestern begegnete, und wovon ich heute die Fortsetzung sehe, doch kein Traum? sagte er zu sich selbst. Edda Braut eines andern? ich im Vorhof ihres Pallasts die Hochzeitfreude zu stören? aber in dieser Gestalt, in der [illegible] nicht
einmahl die nichtigen D[illegible] —
Himmel, wie soll ich [illegible] daß ich
die Rathschläge [illegible] verschla-
fen hätte [illegible] wie [illegible]
bey d[illegible]
te [illegible]

morpflaster zu besprengen; …
lich ungeschickt, denn …
ähnliches Geschäft unter …
theils war ihm sein …
samen Gedanken, daß …
ihm zu muthe war, …
den allergeläufigsten …
haben würde.

Er war eben …
gen, um noch einmal … it
bey ihm aus dem … öß-
eine weibliche Gestal… gen-
genblicklich erkannt … h, in
Blick nachschickte. … sollte,
die Tochter des … oft hatte,
ab in den Garten … en Strebli-
genhändig … konnte.
zu pflücken. … Anordnung, mit
te! sagte … in die Arme stürz-
auch für … en der Liebe, die sie
ne Klein… — Das ganze Hof-
… n das seltsame Schau-
… liche Braut mit einem
… anzuschauen; auch ka-
… der von Scandinavien,
… lte König von Thule auf
… , um zu sehen, was
… schnellen Schritt der
… tiegen gehört, sie ver-

son nach Art anderer wüsten Insulaner nicht ganz vernachläßigt. Es war hier weder von langgewachsenem Bart, noch ausgezehrtem sonnenbrändigten Gesicht, noch trüben verloschenen Augen, die Rede. Ein wenig beschatteten die dunkeln Locken seine Heldenstirn, und die rosigten Wangen, er schlug sie zurück, wusch sich aus der Fontäne, gürtete das kostbare Schwerd über den groben Kittel, und machte so eine zwar etwas seltsame, aber nicht ganz uninteressante Figur. —

Wie kenntlich er war, das bewies das Erstaunen der schönen Thulis, welcher er, bey ihrer Rückkunft aus dem Garten, gerade entgegen trat, und die bey seinem Anblick laut aufschrie.

Wie? rief sie, Hiolm von Seeland? In dieser Verkleidung? zu dieser Stunde? — O, wo seyd ihr bisher gewesen? — Daß ihr noch am Leben wäret, muthmaßten wir erst vor kurzem; aber euer Aussenbleiben! euer ewiges Aussenbleiben!

Vielleicht hätte es noch länger dauern sollen, Thulis! erwiederte Hiolm mit einiger Empfindlichkeit. Einer Gattin, die sich für Wittwe hält, und zur zweyten Ehe schreiten will, kann der Anblick des ersten Gemahls am Hochzeittage nie erwünscht seyn!

Das sollt ihr sogleich erfahren, erwiederte sie. Ich eile euren Namen der betrübten Braut zu nennen.

Hiolm, der das Feuer scheute, mit welchem die Prinzessin der Schneeinsel in allem zu Werke ging, rufte ihr nach: Behutsamkeit! aber an diese löbliche Tugend war weder bey ihr noch bey ihrer Freundin zu denken. Edda saß am Putztische, als ihr die Athemlose Thulis den Namen ihres verlornen Gemahls nannte, und das Entzücken übermöchte die treue Gattin so sehr, daß sie den kaum halbvollendeten Anzug, den königlichen Wohlstand und jede Bedenklichkeit ganz aus den Augen setzte, und mit aufgelößtem Haar, mit unbedecktem Busen, mit fliegendem Gewand hinabeilte, ihrer Freundin nach, in den Marmorhof, wo sie das Glück finden sollte, das sie längst, ach längst nicht mehr gehoft hatte, das Wiedersehen des ersten und einzigen Strebliches, der sich ihrer Liebe rühmen konnte.

Wie schön war sie in der Unordnung, mit welcher sie sich ihrem Hiolm in die Arme stürzte! wie schön in den Thränen der Liebe, die sie an seinem Busen vergoß! — Das ganze Hofgesinde versammelte sich, um das seltsame Schauspiel, wie sich die königliche Braut mit einem Wasserträger letzte, mit anzuschauen; auch kamen die drey Könige, der von Scandinavien, der Erlkönig und der alte König von Thule auf dem Balcon zum Vorschein, um zu sehen, was es gäbe. Sie hatten den schnellen Schritt der beyden Damen an den Stiegen gehört, sie ver-

nahmen nun das Getümmel unten im Hofe, und verließen voll Neugier die vollen Pokale, bey welchen sie immer saßen, um sich einen Anblick zu verschaffen, der wenigstens zweyen von ihnen nicht erwünscht seyn konnte.

Der König von Scandinavien rieb sich die Stirn, der Erlkönig sprühte Funken, und nur der gute alte König der Schneeinsel hielt es für gut, sich nicht ehe zu erzürnen, bis man die Sache näher beleuchtet hätte. Der Name Hiolm, welcher tausendmahl aus dem Munde der entzückten Gattin tönte, löste sehr bald das ganze Räthsel, aber die Sache gut zu machen, war er nicht hinlänglich; bey dem Erlkönige diente er nur dazu, sie noch mehr zu verschlimmern. Seltsame Dinge würden erfolgt seyn, wenn der weise Greis, der viel über den heftigen Geisterprinzen vermochte, nicht ein Wort im Ernste mit ihm geredet, und denn hinabgegangen wär, die vierte Person bey dem seltsamen Schauspiel abzugeben, das diesen ganzen Tag über noch so viel abändernde Scenen hatte, daß wir ein halbes Dutzend Blätter füllen könnten, blos sie zu schildern.

Dies wär unnöthig, es sey genug, zu sagen, daß, da sich die Identität des wiederkommenden Gemahls nicht bezweifeln ließ, gegen Abend unter der Vermittelung des Königs von Thule Traktaten zu Stande kamen, mit welchen alle Theile zufrieden waren oder zufrieden seyn

mußten. Daß Hiolm und Edda ungetrennt blieben, forderten alle göttliche und menschliche Rechte. Selbst die Geisterpolizey, an welche sich der Erlkönig hielt, sprach für die Unauflößlichkeit der Bande, die der kleine Hiolm, der Sohn der wiedervereinigten Gatten bestätigte. Der König von Scandinavien entsagte seiner Braut, weil ein anderer frühere Rechte auf sie hatte, und er that es mit der besten Art von der Welt; denn er war keinesweges der böse Fürst, wie ihn Edda, welcher ihr kleiner Eigensinn manchmahl einen Streich spielte, ehemahls ihrem Hiolm geschildert hatte. Der Erlkönig mußte schweigen, weil er besorgte, Hiolm möchte ihn durch laute Erzählung der Meuchelthat beschämen, die der Grund all dieser Unordnungen war; aber sein Widerwille vor der Verbindung mit einem gemeinen Sterblichen, der weder Kron noch Thron hatte, war auch in seinem Schweigen nicht zu verkennen.

Der König von Thule durchschaute ihn ganz, und man höre, was er zum Besten des Ehepaars that, das er in seinen Schutz genommen hatte. Ist der Held, Hiolm von Seeland, sagte er, zu gering, der Eydam des Königs der unbewohnten Inseln zu werden, so wird Hiolm, der Erbe des Throns von Thule, vielleicht besseres Glück haben. Die Gesetze meines Reichs schliessen meine Tochter von der Thronfolge aus, sie wird den besitzen, den ihr ihr künftiger Gemahl zubringt;

den meinigen mußte ich Fremden lassen. Wohl, an, so sey Hiolm dieser Fremde, er ist es zwar weder meinem Herzen noch meinem Volke, er hat sich um das eine schon so verdient gemacht als um das andere, und verdient die Belohnung, die ich ihm schon ehe zugedacht, als all diese Dinge sich ereigneten. Heil! Heil dem künftigem König von Thule! dem Retter meiner Tochter und meines Landes! dem glücklichen tapfern Hiolm von Seeland!

In den Zuruf des guten Königs stimmten alle Große der Schneeinsel ein, welche gegenwärtig waren, die Liebenden sanken ihm zu Füßen und nennten ihn Vater, der Erlkönig gab sich, und der König von Scandinavien, um auch etwas ruhmwürdiges zu thun, ordnete, daß das Fest der Wiedervereinigung Hiolms und seiner Edda, diesen Abend mit eben der Pracht sollte gefeyert werden, als wär es sein eigenes Hochzeitfest gewesen.

Alles war Wonne nun, alles Entzücken! Der Pallast tönte wieder von Freudengeschrey! Als die Nacht einbrach, erschufen tausend angezündete Kerzen einen künstlichen Tag. Man setzte sich zur Tafel, und der König von Scandinavien überließ Hiolm von Seeland gern den Platz neben seiner Edda, denn er hatte den Seinigen bey der schönen Thalis genommen. Man lachte, man scherzte, man ließ die goldnen Po-

kale herumgehen, und dachte sich tausend Meilen weit von dem Unglück entfernt, als es auf einmahl die eiskalte Hand nach den Kindern der Freude ausstreckte.

Alle Augen der Gäste hefteten sich plötzlich zu gleicher Zeit auf eine Stelle, und das, was sie erblickten, schien ein allgemeines Schrecken, dessen Grund man sich selbst nicht ganz erklären konnte, zu verbreiten. Mitten im Saal, der frohen Tischgesellschaft gegen über, stand ein Mann, man wußte nicht, wer er war, man wußte nicht, woher er kam. — Er nahte sich mit feyerlicher Langsamkeit der Oberstelle, wo Edda mit ihrem Gemahl saß. Kennst du mich, Hiolm von Seeland? sprach er, ich bin der, durch dessen Hülfe du das gegenwärtige Entzücken geniessest. Ich komme meinen Lohn zu fordern; erinnere dich, daß du mir gestern die Hälfte des Liebsten, was du besitzest, versprochen hast!

Fordere, sagte Hiolm, der sich nichts Arges versah und allein nicht erschrack, fordere, ich bin bereit, mein Versprechen zu halten. Ich bin jetzt so reich, daß ich dir leicht die Hälfte meiner liebsten Schätze abtreten kann, ohne darum zu verarmen!

Bist du? — antwortete der Unbekannte. — Wohlan, ich weis, daß du auf der Welt nichts liebers hast, als dieses Weib und dieses Kind; ich will nicht grausam seyn, wähle du selbst, welches von beyden du behalten, und wel-

ches du mir überlassen willst. — Du zögerst? Kannst du das mir gethane Versprechen leugnen?

Edda hatte all diese Zeit über im stummen Entsetzen dagesessen, erst jetzt fand sie Worte ihre Gedanken zu äußern.

Ein solches Versprechen konntest du thun? fragte sie, indem sie sich zu Hiolm wandte. Und kenntest du den, dem du es thatest! — O Hiolm! Hiolm! unvorsichtiger, blödsinniger Sterblicher! wie recht hatte ich, dir ehemals das, hüte, hüte dich! zuzurufen. Dies ist der Fürst der Insel Mona, unser alter Feind, du bist in seine Fallstricke gefallen, vor welchen ich dich warnte, und welche Macht soll dich nun retten? du ziehst mich und meinen Sohn mit dir in den Abgrund hinab! Wir sind alle verloren!

Hiolm war bey dieser Rede, sowohl des unbescheidenen Forderers, als seiner Gemahlin, mehr tod als lebendig. Allgemeines Entsetzen bemächtigte sich der ganzen Versammlung. Einige weinten laut über das kurze Glück der beyden wiedervereinigten Gatten, andere, die die Macht des Fürsten der Insel Mona nicht kennten, drohten, und noch andere boten ihm Schätze, Länder und Kronen an, um ihn zu befriedigen. Er verlachte alles, und beharrte auf seiner Forderung. Das ists, weinte Edda, was ich mich zu dir versahe, ich wußte, du würdest nicht ruhen, bis du mich zur Vergeltung, für einst

verschmähte Liebe, gränzenlos unglücklich gemacht hättest! Gott! wen wird nun das Loos des Elends treffen, mich? oder dies unschuldige Kind?

Es ist mir lieb, sagte der Furchtbare, daß du die Ursach meiner Rache und die Rechtmäßigkeit derselben erkennst; doch würde die schöne Edda sehr irren, wenn sie glaubte, ich geizte noch nach ihren Besitz, nein, um sie von dem Gegentheil zu überführen, erkläre ich mich in diesem Augenblicke, daß ich sie willig ihrem Gemahl überlasse, und mit diesem Kinde, das mir ansteht, den Weg nehme, den ich hieher gekommen bin. Lebt wohl, und denkt nie an das Wiedersehen!

Mit diesen Worten bemächtigte er sich des kleinen Hiolms, den seine weinende Mutter vergebens in ihren Armen fest zu halten strebte, und den ihr Gemahl, den schon vor dem Verlust seiner Geliebten bange gewesen war, zwar mit Schmerzen, aber doch einigermaßen getröstet, in der Gewalt des Unerbittlichen sahe.

Tröste dich, Edda! sagte er, dieser Mann wird unserm Kinde kein Leid zufügen. Ob er der von dir so sehr gefürchtete Fürst der Insel Mona ist, weis ich nicht, aber so viel weis ich, er ist derjenige, der mich zweymahl dem Tode aus dem Rachen riß, er ist derjenige, dem ich deine Wiedererlangung danke; meynst du, daß uns von einem solchen Unglück zuwachsen könne?

Ist dies deine ernstliche Meynung von mir? sagte der Fremde, — Wohlan, so höre auch nun die meinige; du kennst mich, aber doch noch nicht ganz. War ich dein Lebensretter, so warst du auch der meinige. Als diese grausame Prinzessin, und dieser blutgierige Tyrann, dieser Erlkönig, mir die Liebe zu einer Undankbaren mit Verlust des Lebens lohnten, da warst du es, der mir es erhielt, indem du meinem Leichnam eine Hand voll Erde gönntest. Ich hatte dir Dankbarkeit, ihr Rache gelobt, und ich dachte dieses Gelübde zugleich zu erfüllen. Ich schafte, daß ihr einander sahet. Liebe entglomm in Eurer beyder Herzen, — Liebe zu einem ätherischen Mädchen, Liebe zu einem gemeinen Sterblichen, was konnte wohl würksameres erdacht werden, den einen zu erheben, die andere zu erniedrigen? Meine Hand war in der Folge überall bey Lenkung eures Schicksals mit im Spiel. Es ist mir so ziemlich geglückt, diese stolze Schönheit zu demüthigen; ich leugne nicht, ich hatte es oftmals noch schlimmer mit ihr im Sinn, als es mir die Dankbarkeit gegen Hiolm erlaubte, der zu innig mit ihr verbunden war, als daß eins ohne das andere leiden konnte. Mein Herz erweichte sich nach und nach auch gegen die Undankbare, um ihres Gemahls willen, und völlig ward es ausgesöhnt, als neue Liebe mich die alte, und die damit verbundene Rache vergessen machte.

" Ja, Edda, ich bekenne es, ich liebe, aber nicht mehr dich, nein, deine sanfte, gutmüthige, unschuldige Freundin, die schöne Thulis. Mein heimliches Einverständniß mit Hinrich von Röschild ist euch bekannt, sein Verstand war zu plump, als daß ich von ihm hätte völlige Befriedigung meiner Wünsche hoffen können; vielleicht war hier eine höhere Hand zu Eddas Rettung geschäftig; anstatt, daß Hinrich meine grausame Geliebte mir in meine Hände hätte spielen sollen, brachte er sie an einen Ort, wo ich mich nur an ihrem Anschauen ergötzen durfte. Aber als ich einst auf die Erlinsel kam, mich an Eddas Schönheit zu weiden, sah ich die holde Thulis, und fand durch sie jeden andern Reiz verdunkelt, sie ist gegenwärtig der Gegenstand all meiner Wünsche, und kann sie sich entschliessen, den König von Scandinavien mir aufzuopfern, so ist dies der letzte boshafte Streich, den ich ihren Freunden spiele, und ich gebe ihnen in diesem Augenblicke selbst ihr Kind zurück; ich hatte nichts Böses mit ihm im Sinn, ich wolte es zum Erben der Insel Mona, zum Eigenthümer der Inseln des stillen Meers machen, die seit heut und gestern mein sind, aber was brauche ich fremder Kinder, da Thulis, die schöne Thulis, mir Söhne geben kann?

Aller Augen lenkten sich bey diesen Worten auf die Tochter des Königs von Thule, die in sittsamer Verlegenheit an der Seite des Königs

von Scandinavien saß, und kein Wort aufbringen konnte. Hiolm und Edda hingen an ihr mit bittendem Blick, sie wollten von ihrem Entschluß, ihr Glück, die Freundschaft des mächtigen Fürsten der Insel Mona, und den Besitz des kleinen Hiolm erflehn. Der König von Scandinavien zitterte; hätte man ihn gefragt, so hätte er nicht läugnen können, daß er die schöne Thulis zu Eddas Stellvertreterin erkohren hatte. Sein Glück stand hier abermahls auf dem Spiele, und es ist keine Kleinigkeit, für den gemeinsten Sterblichen, wie vielmehr für einen solchen Herrn, in einem Tage zwey Bräute zu verlieren.

Thulis zögerte zu antworten; ach ihr Herz hatte bereits nur allzulaut für ihren königlichen Beysitzer gesprochen, er war jung, schön und liebenswürdig, der Fürst der Insel Mona, ernst, still und feyerlich, und überdem ein Wesen aus einer verdächtigen Klasse, nach dessen Verbindung sich nicht leicht ein Erdenmädchen sehnen wird. Ihre Blicke wanderten ängstlich von dem kleinen Hiolm, der noch in den Armen des Furchtbaren zitterte, auf ihre Freundin Edda, aus deren Augen die Thränen häufig hervorstürzten; sie las ihren Wunsch in ihren auf sie gehefteten Blicken. Ihr Herz ward bewegt, sie dachte an die häufigen Aufopferungen, mit welchen sie lebenslang ihrer Freundin ihre Liebe bewiesen hatte, und wollte es nicht

an der letzten und größten fehlen lassen, die andern alle zu bekrönen.

Noch ein Blick und ein Seufzer für den König von Scandinavien, ein fragender Augenwink auf den König von Thule, und denn der heldenmüthigste Entschluß, dessen sich je ein Mädchen rühmen konnte, Aufopferung der liebsten Wünsche, um eine Freundin glücklich zu machen.

Sie stand auf; niemand war, der ihre edle Absicht verkannte, am wenigsten der Fürst der Insel Mona, über dessen Gesicht sich ein verschönernder Sonnenschein ausbreitete, und der die Bewegung, welche die grosmüthige Thulis machte, für das Signal annahm, den kleinen Hiolm seiner Mutter wieder zu geben. Der König von Thule legte die Hand seiner Tochter in die Hand des Schwiegersohns, der ihm weniger misfiel, als der zitternden Thulis. Glückwünsche, Ausrufungen des Beyfalls, Danksagungen und Liebesversicherungen folgten nach, in einem so geräuschvollen Getümmel, daß kaum eines wußte, was das andere sprach.

Niemand spielte bey dem ganzen Handel eine bedenklichere Rolle, als der gute König von Scandinavien. Er ergriff die klügste Partie, und that, da es zwischen ihm und seiner zweyten Geliebten noch nicht zu wörtlicher Erklärung gekommen war, als ginge ihm die ganze Sache nicht an. Einige wollen sogar sagen, er sey der erste gewesen, die

Gesundheit des neuen Brautpaars dem Erlkönig in einem gefüllten Pocal zuzubringen.

Dieser gute König wußte eben so wenig ganz genau, was er für eine Miene zu dem seltsamen Spiel machen sollte. Des verdrüßlichen Handels mit seiner Tochter nicht zu gedenken, hatte er diesen Augenblick gehört, daß sich der Fürst der Insel Mona, einen Besitzer der Inseln des stillen Meers nennte, und ihm also gleichsam die Vasallenpflicht aufkündigte, dieses waren Dinge, die seinem Stolz nicht behagten, und es fast nöthig machten, die hervorbrechenden Funken des Zorns in Wein zu löschen.

Das Fest ward diesen und einige folgende Tage auf Kosten des grosmüthigen Königs von Scandinavien prächtig fortgesetzt; einige der Gäste fühlten sich, wie fast bey jedem Ehrengelag zu geschehen pflegt, auf dem Gipfel des Entzückens, indessen die andern trauerten, und die dritten noch zweifelhaft waren, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. — Thulis blieb nicht lang unter den zweyten und dritten; Vernunft und Ueberlegung nebst den heissen Danksagungen ihrer Freunde, söhnten sie mit ihrem grosmüthigen Entschlusse aus. Liebe und Dankbarkeit verschönerten ihren Gemahl mit der Zeit in ihren Augen. Was ihm an lächelnder Anmuth abging, das ersetzte sein weiser Ernst, und der hohe Rang, den er in der Reihe der Wesen behauptete. In seinen Armen

Bayerische Staatsbibliothek München

Bd. 2-4 = XXX II.83
IV.85
XX XI.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte, / Miller, Johann Martin, / Schubert,

Neue Volksmährchen der Deutschen

Bd.: Drittes Bändchen

Leipzig 1792

P.o.germ. 1003 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115472-2
VD18 80423779